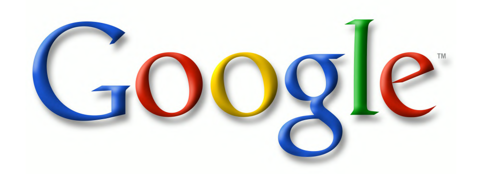




TIMBUKTU



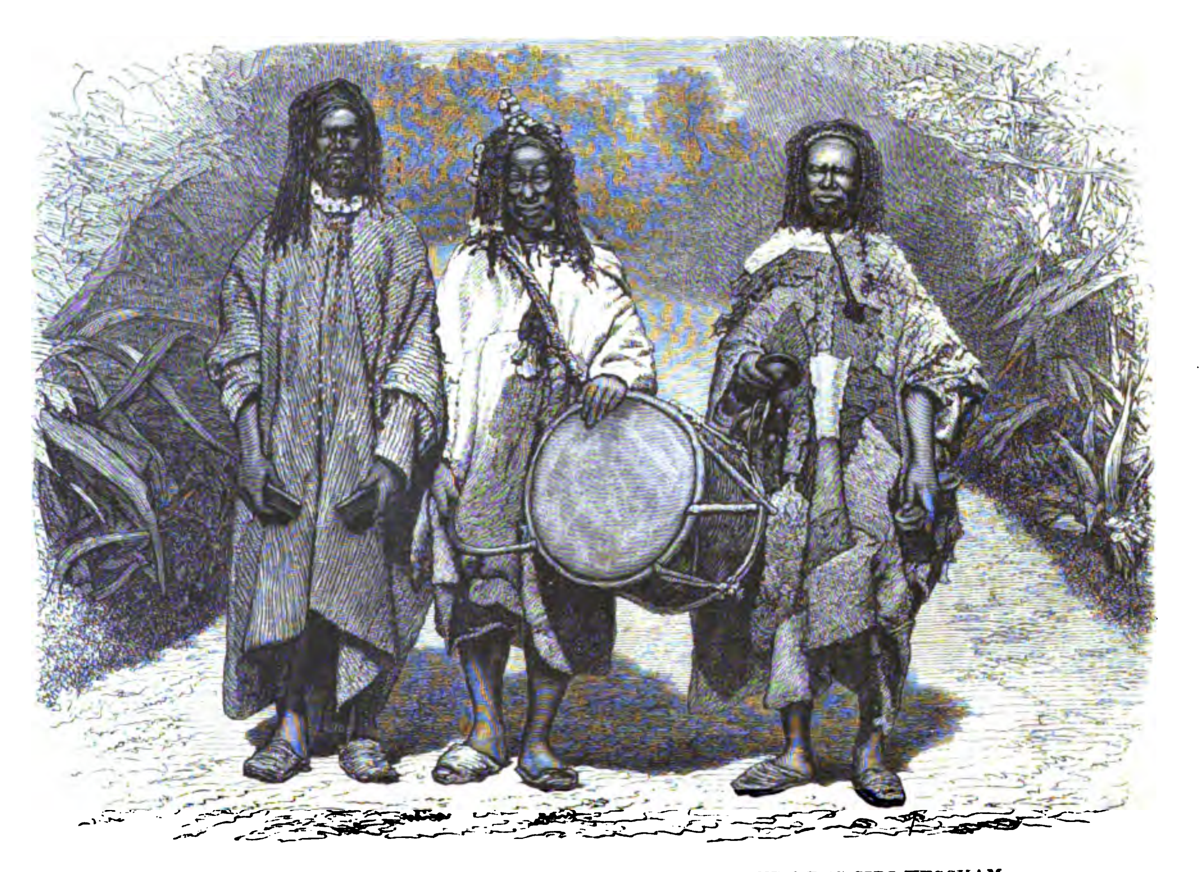
OSKAR LENZ.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Bureau of International Relations



TIMBUKTU.

ZWEITER BAND.



HERUMZIEHENDE TÄNZER UND GAUKLER AUS DEM LANDE DES SIDI HESCHAM.

TIMBUKTU.

REISE

DURCH

MAROKKO, DIE SAHARA UND DEN SUDAN

AUSGEFÜHRT IM AUFTRAGE DER

AFRIKANISCHEN GESELLSCHAFT IN DEUTSCHLAND

IN DEN JAHREN 1879 UND 1880

VON

DR. OSKAR LENZ.

ZWEITER BAND.

MIT 28 ABBILDUNGEN UND 8 KARTEN.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1884.

INHALT DES ZWEITEN BANDES.

ERSTES KAPITEL.

REISE NACH FUM-EL-HOSSAN, WAD DRAA UND TENDUF.

ZWEITES KAPITEL.

REISE VON TENDUF NACH ARAUAN.

DRITTES KAPITEL.

ARAUAN UND REISE NACH TIMBUKTU.

VIERTES KAPITEL.

AUFENTHALT IN TIMBUKTU.

FÜNFTES KAPITEL.

AUFENTHALT IN TIMBUKTU. (SCHLUSS.)

SECHSTES KAPITEL.

REISE VON TIMBUKTU NACH BASSIKUNNU.

SIEBENTES KAPITEL.

REISE VON BASSIKUNNU NACH KALA-SOKOLO.

ACHTES KAPITEL.

REISE VON KALA-SOKOLO NACH MEDINET-BAKUINIT.

NEUNTES KAPITEL.

REISE VON MEDINET-BAKUINIT NACH MEDINA UND SAINT-LOUIS.

ZEHNTES KAPITEL.

DIE FRANZÖSISCHEN COLONIEN AM SENEGAL.

ELFTES KAPITEL.

DIE EHEMALIGE BEWOHNBARKEIT DER SAHARA.

ZWÖLFTES KAPITEL.

ABBILDUNGEN IM TEXT.

SEPARATBILDER.

ERSTES KAPITEL.

REISE NACH FUM-EL-HOSSAN, WAD DRAA UND TENDUF.

Abreise von Ilerh. — Kamele. — Agadir. — Neuer Führer. — Gefährliche Gegend. — Amhamid. — Wad Udeni. — Wegelagerer. — Schwefelquelle. — Wad Temenet. — Ankunft in Tizgi. — Petroglyphen. — Römische Reste. — Scheich Ali. — Abreise der Diener und Scherife. — Abreise von Tizgi. — Maaden. — Ait Tatta. — Tekna. — Briefe von Sidi Husseïn. — Abreise von Wad Draa. — Um-el-Aschar. — Bett des Wad Draa. — Landschaft Wad Draa. — Bewohner. — Wad Merkala. — Erosionsformen. — Hamada. — Schakale. — Platzregen. — Scherif von Tenduf. — Hadsch Hassan. — Führer Mohammed. — Stadt Tenduf. — Bewohner. — Kafla-el-Kebir. — Ausrüstung zur Wüstenreise. — Bivuak.

Es sind im Vorhergehenden die Vorbereitungen geschildert worden, welche wir getroffen hatten, um in die Wüste zu reisen. Sidi Husseïn hatte noch bis zum letzten Augenblick durch Chicanen der verschiedensten Art seinem bösen Willen gegen uns Ausdruck gegeben, da ihn die Furcht abhielt, offen aufzutreten.

Am 4. April 1880, vormittags gegen 11 Uhr, konnten wir endlich einen Ort verlassen, vor dem alle eine mehr oder minder grosse Angst gehabt hatten und welchen man schon in Marrakesch als die schlimmste Partie auf der ganzen Route bezeichnet hatte. Wir führten die schwerbeladenen Kamele bis ausserhalb der Stadt, was auch nicht ganz glatt ging; mochten meine Leute noch nicht genug geübt im Aufpacken sein oder was immer es war, kurz in einer

engern Gasse musste der Zug halten und das Gepäck wieder geordnet werden, wobei sich eine Menge Volks ansammelte. Hier trafen wir auch mit einigen Juden zusammen, Verwandte von Mardochai-es-Serrur aus Akka. Ich besass Empfehlungsbriefe an diese Familie, die seinerzeit Mardochai in Paris selbst ausgestellt hatte, und übergab dieselben auch den Leuten, welche sich bereit erklärten, alles für mich zu thun. Ich war aber bereits lange genug in diesen Ländern, um die Stellung der Juden genau zu kennen; sie können sehr wenig thun und stehen in vollständiger Abhängigkeit von den Mohammedanern.

Endlich hatten wir die Stadt Ilerh hinter uns und befanden uns nun im Freien auf einer grossen Hochebene, die nach Süden zu von mächtigen Gebirgsketten begrenzt wird. Wir bestiegen die Kámele und ich musste mich an das Reiten auf diesen Thieren gewöhnen.

Ich will hier gleich erwähnen, dass man hier nur Lastkamele hat. ausschliesslich einhöckerige, und dass man die schnellfüssigen Mehari, die weiter im Osten gezüchtet werden, nicht benutzt. Die letztern werden mit kleinen Sätteln versehen, die aus Holz gearbeitet und mit rothem Leder überzogen sind; ich hatte einen solchen Sattel erstanden, aber er wurde nicht verwendet. Wir bestiegen die beladenen Kamele, und ich fand es auch viel bequemer. Die Lasten werden dem Thiere in zwei möglichst gleich schweren Hälften, die durch Stricke miteinander verbunden sind, über den Rücken gehängt, nachdem vorher eine Strohmatte, die auch die Seiten bedeckt, darübergelegt worden ist, um eine Verletzung des Thieres durch die Reibung zu vermeiden. Wir legten dann Teppiche, Polster u. s. w. quer über die auf beiden Seiten vertheilte Last, sodass ein ziemlich breiter Raum entstand, auf welchem man bequem sitzen konnte. Ich fand die Bewegung des Kamels beim Gehen nicht unangenehm, dagegen konnte ich mich lange

nicht an das vollständig freie Sitzen auf dem hohen Thiere gewöhnen ohne Zügel oder Steigbügel, ohne irgendeinen Halt für Hände und Füsse. Ich verlor sehr lange nicht das Gefühl der Unsicherheit bei dem Balanciren und konnte mich anfangs gar nicht mit dieser Art des Reisens befreunden. Später ging es dann besser.

Hier in Ilerh sind die Thiere gewöhnt, dass man aufsteigt, wenn sie liegen, und bei dem Aufstehen des ungestalten Thieres muss man nun sehr genau aufpassen, dass man den Körper in die richtige Lage bringt; ebenso ist es, wenn das Thier sich legt und man absteigen will. Bei diesem Process kam ich in den ersten Tagen regelmässig viel schneller auf den Erdboden, als ich beabsichtigte.

Wir folgten nun anfangs dem Thal des Wad Tazzerult aufwärts und gelangten bald an den Fuss einer Gebirgskette, die in der Richtung von Südwest nach Nordost streicht, also dem Atlassystem angehört und vorherrschend aus Granit und Schiefer besteht. Der nach Norden zu gelegene Abhang ist ein sehr steiler Abbruch. Auch Eruptivgesteine treten hier auf und bilden sehr pittoreske isolirte Kegel, auf deren einem Sidi Husseïn eine Citadelle besitzt. Der Anblick dieser Agadir genannten kleinen Festung auf der höchsten Spitze eines steil aufragenden, völlig unzugänglich erscheinenden Felsenkegels ist im höchsten Grade imposant. Die Burg ist schon von den Vorfahren Sidi Husseïn's errichtet worden, wird aber jetzt wenig benutzt. Im Falle eines Krieges kann sich allerdings Sidi Husseïn dorthin zurückziehen und marokkanische Truppen würden wahrscheinlich den Felsen nicht einnehmen können. Dagegen könnten die Belagerten derart von aller Communication abgeschnitten werden, dass man bald aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln die Festung übergeben müsste.

Nach einem mehrstündigen Marsch auf zwar steilen, aber relativ guten, in zahllosen Serpentinen ansteigenden

Wegen erreichten wir den Kamm des Gebirges, der hier gegen 4000 Fuss hoch ist, während die umgebenden Berge kaum mehr als 5000 Fuss Höhe erreichen dürften.

Der Blick von diesem Kamme aus war recht interessant; nach Norden zu sah man die steilen Abstürze und isolirten Berge und Felsen des Anti-Atlas, wie man diesen Flügel des Gebirges nennen kann, zwischen denen die Hochebene von Ilerh sich ausbreitet; nach Süden hin aber löst sich das Gebirge in eine Reihe allmählich flacher werdender Hügelketten auf, in deren Thälern, ja selbst auf den flachen Rücken die arbeitsame Scheluhbevölkerung Gerstenfelder angelegt hat.

Wir wandten uns nun östlich und kamen gegen Abend zum letzten Hause der Kabyle Medjad, die Berber sind, wie die Tazzerult, und verbrachten hier die Nacht.

Am folgenden Morgen, 5. April, wurde sehr früh aufgestanden, sodass um 6 Uhr schon alle acht Kamele beladen waren. Wir ritten einige Stunden lang in südöstlicher Richtung über eine steinige, schwach gewellte Hochebene, bis wir einen Complex von Häusern erreichten. Die Gegend hier erscheint sehr dünn bevölkert und äusserst selten begegnete uns ein Mensch; auch wenig Culturen waren sichtbar. Hier verliess uns der von Sidi Husseïn mitgegebene Führer, obgleich er den Auftrag hatte, nach Temenet zu gehen. Wir hatten schon lange Mistrauen gegen diesen Menschen, und hier verlangte er auf einmal 30 Duros für den anderthalbtägigen Marsch. Auch sah die ganze Gegend hier sehr, verdächtig aus und das einsam gelegene Haus, mit dessen Bewohnern unser Führer lange ein geheimes Gespräch hatte, gefiel uns gar nicht. Als nun der Mann mit der unverschämten Forderung kam, waren wir überzeugt, dass es sich um irgendeinen Streich handelte, dass man vielleicht einen Streit provociren wollte. Wir hatten in Ilerh dem Führer einige Duros zugesichert

und gaben ihm vier Stück; er that im Anfang als wollte er sie nicht nehmen, verschwand wieder in dem verdächtigen Hause, gab sich aber schliesslich zufrieden, und ein anderer Mann erschien nun, der uns weiter begleiten wollte. Wir waren hier sehr mistrauisch gegen alles; die Gegend ist unbewohnt, zwischen den Bergen kann sich allerhand verdächtiges Volk herumtreiben, und unser Führer machte durchaus keinen vertrauenerweckenden Eindruck.

Gestern bereits hatte sich ein Mann uns angeschlossen, der ganz allein mit seinem Kamel und einer kleinen Ladung Leder auf der Reise nach Tenduf begriffen ist. Es war mir gar nicht unlieb, einen Mann mehr zu haben. Der Scherif Muhamed aus Tafilalet sowie der junge Scherif Muley Achmid aus Marrakesch sind mir sehr nützlich; sie sind entschlossene Leute und in ihrer Gegenwart scheint man nichts gegen uns zu wagen. Wir haben alle das unbestimmte Gefühl, dass wir uns in einer gefährlichen Gegend befinden und dass unsere Bewegungen beobachtet werden. Wir sahen zwar nie jemand, aber wir sind überzeugt und unser Führer bestätigte es auch, dass in den Schluchten Banden von Wegelagerern sich aufhalten. Scherif Muhamed, der wie Hadsch Ali ein Pferd ritt, während wir andern auf Kamele angewiesen waren, ritten öfters die seitwärts des Weges gelegenen Gebüsche ab, um einen etwaigen Hinterhalt aufzudecken; aber es fand sich nichts.

Plötzlich gegen 2 Uhr bemerkten wir, dass in einiger Entfernung rechts von uns Menschen sich bewegten; bald erschien auch ein Neger, der uns musterte und dann wieder verschwand. Kurz darauf hörten wir das Blöken von Schafen und Meckern der Ziegen und wir trafen mit vier Leuten, alle Neger, zusammen, die einige Heerden und mehrere Kamele mit sich führten. Sie erklärten, sie seien die Leute des Scheich Ali der Kabyle Maribda in

Tizgi. An diesen aber hatte Hadsch Ali einen Empfehlungsbrief. Wir theilten nun auch dem Führer der kleinen Karavane, Amhamid, unsern Plan mit, und der rieth uns, weder nach Temenet noch nach Ischt, woran ich auch gedacht hatte, zu gehen, da wir an beiden Orten grosse Schwierigkeiten haben würden. Amhamid schlug uns vor, mit zu seinem Herrn, Scheich Ali, zu kommen, der ein sehr guter und einflussreicher Mann sei und der uns sicher viel eher Gelegenheit schaffen könnte, nach Timbuktu zu kommen als irgendein anderer.

Dieses Zusammentreffen mit den Dienern des Scheich Ali ist für meine Reise von der allergrössten Wichtigkeit geworden, und ich kann wohl sagen, nachdem ich später die Verhältnisse in diesen Gegenden genauer kennen gelernt hatte, dass ich es ausschliesslich dem Umstande, mit Scheich Ali bekannt geworden zu sein, verdanke, dass ich mein Ziel, Timbuktu, erreicht habe.

Wir änderten also unsern Plan, schickten unsern Führer, gegen den wir gleichfalls Mistrauen hatten, zurück und zogen mit Amhamid, einem Neger, der uns späterhin viel Gefälligkeiten erwiesen hat, und seinen Heerden weiter.

Wir kamen nun wieder an einen Gebirgszug, dessen Abstieg nach Süden zu nicht steil, aber sehr lang ist. Vorher hatte man mich aufmerksam gemacht, dass von hier aus in südöstlicher Richtung der Weg nach Akka, dem Sitz der Judenfamilie Mardochai, geht.

Wir folgten eine Strecke dem wasserlosen Bett des Wad Udeni, offenbar des Mittellaufs des Wad Asaka (oder Wad Nun); der Wad war sehr breit und deutete auf einen grossen Strom hin. An einer von Felsen eingeschlossenen Stelle wurde ich auf ein hübsches Echo aufmerksam gemacht; die Felsen sind derart gelegen, dass ein Ton mehreremal zurückgegeben wird.

Beim Abstieg an einer etwas steilern Stelle bemerkten wir plötzlich in der sonst ganz menschenleeren Gegend eine Anzahl wild aussehender Gestalten, die sich mit ihren Pferden gerade am Wege gelagert hatten, richtige Wegelagerer, als erwarteten sie nur die Reisenden, um sie zu überfallen. Es waren vier oder fünf Menschen, als sie aber unsere jetzt stattliche Karavane sahen, verhielten sie sich ganz ruhig und wechselten nur einige Worte mit einigen meiner Leute. Ich weiss nicht, ob der Führer, der uns verlassen hatte, nicht mit dieser Bande im Einverständniss war und ob nicht durch das zufällige Zusammentreffen mit Amhamid ein Plan vereitelt worden ist, der meiner Reise ein unfreiwilliges Ende bereitet hätte.

Gegen 4 Uhr hielten wir auf einem gegen 700 m hoch gelegenen Plateau, um hier zu rasten. Wir schlugen nicht die Zelte auf, da die Gegend sehr unsicher ist; auch wurde kein eigentliches Nachtquartier hergerichtet, sondern wir liessen nur die Thiere weiden und ausruhen, richteten für uns ein Abendessen her und brachen in der Nacht um 2 Uhr bereits auf, um womöglich noch an demselben Tage unser Ziel, Tizgi, zu erreichen. Das Wasser an diesem Punkte ist stark schwefelhaltig und schmeckte demnach sehr schlecht, hat auch einen starken Geruch. Im allgemeinen ist die Gegend wasserarm und wir mussten heute zum ersten mal die mitgenommenen Wasserschläuche benutzen und füllen.

Amhamid rieth uns dringend, möglichst schnell diesen Ort zu verlassen, es wäre nicht unmöglich, dass die Wegelagerer, denen wir begegnet waren, sich mit andern vereinigen und uns doch noch überfallen könnten, und so brachen wir um 2 Uhr des Nachts bei bedecktem Himmel und in völliger Finsterniss auf. Erst abends nach 5 Uhr, also nach einem fast vierzehnstündigen Marsch, erreichten wir unser Ziel.

Der Weg führte in Zickzacklinien durch ein gebirgiges, unbewohntes, ödes, wasserarmes Gebiet; es gehört zur Kabyle Ait Brahmin, deren Wohnorte aber weit abseits von unserm Wege nach Osten zu liegen. Gegen 11 Uhr betraten wir das breite, wasserlose Thal des Wad Temenet, der einige Stunden unterhalb Fum-el-Hossan in den Wad Draa mündet, und jetzt hatten wir wenigstens ununterbrochen glatten Weg.

Gegen 12 Uhr passirten wir einen kleinen, aber jetzt verlassenen Scheluh-Ort, gegen 3 Uhr erweiterte sich plötzlich das Thal des Wad Temenet zu einer ausgedehnten Ebene, die Vegetation wurde reicher, Palmenwälder erschienen und wir erblickten uns zur Linken malerisch am Bergabhang liegend die Qasbah Temenet. Hier wohnt der Scheich der Kabyle Ait Brahmin, die vorherrschend Berber sind; aber auch eine grössere Anzahl Araberfamilien hält sich hier auf.

Es ist Temenet der Ort, an welchen wir durch Sidi Husseïn gewiesen waren und an dessen Scheich er uns Empfehlungsbriefe mitgegeben hatte. Wir würden auch wahrscheinlich dahin gegangen sein, wenn uns Sidi Husseïn Begleiter und Führer dahin mitgegeben hätte; da dies aber nicht oder nur in sehr ungenügender Weise geschehen war, so hatten wir die erste Gelegenheit benutzt, die uns vortheilhaft schien. Und wir haben es nicht zu bereuen gehabt, dass wir der augenblicklichen Eingebung Folge leisteten und beschlossen hatten, uns Scheich Ali anzuvertrauen.

Eine kleine Stunde südlich von Temenet, mehr in der Ebene, liegt ein zweites Städtchen, Ghard; dort öffnet sich das Gebirge und man sieht bereits hinaus in die weite Steinwüste. Etwas östlich hiervon, hinter einem Bergrücken, liegt der Ort Ischt, das Reiseziel meines Begleiters Scherif Muhamed, der aber beschloss, vorher zu Scheich

Ali zu gehen. Von Ischt aus erreicht man in einer starken Tagereise das in nordöstlicher Richtung liegende wiederholt erwähnte Städtchen Akka.

Von hier an verliessen wir die bisher eingeschlagene südliche Richtung und wandten uns wieder etwas westlich in die Berge; bald erblickten wir Palmengärten, überschritten hier den wasserlosen Temenetfluss und kamen an eine Quelle mit reichlichem und köstlichem Wasser, an dem sich Mensch und Thier erquickte. Das Wasser wird in Kanäle gefasst und in die Palmengärten geführt.

Hier begegneten wir bereits wieder Menschen und etwas nach 5 Uhr zogen wir in die hübsch gelegene und gut gehaltene Stadt Fum-el-Hossan, auch Tizgi Ida Selam, oder Ait Selam genannt, ein, den Sitz des Scheichs der Araberkabyle Maribda. Hübsche, mit Mauern eingeschlossene Palmengärten vor der Stadt lockten mich an und ich hätte gern hier die Zelte aufgeschlagen, aber der grössern Sicherheit wegen bestimmte man, dass ich in der Stadt selbst, in einem Hause des Scheich Ali wohnen müsse.

Wir bezogen also ein kleines Haus, in dessen unterer Partie die zwei Pferde und das Gepäck untergebracht wurden, während wir die obere Hälfte bewohnten. Die Wohnräume waren freilich kleine und niedrige Löcher, aber man verbringt hier die meiste Zeit auf der nach dem Hof gehenden Veranda, ja schläft auch daselbst. Die Kamele übergaben wir einem Mann zur Obhut, der dieselben während unsers Aufenthalts hier auf die Weide führte. Bald sammelte sich eine Menge Volks an, da doch unbestimmte Gerüchte über einen Christen in Umlauf gekommen waren, aber wir schlossen das Thor, und so blieben wir fernerhin ungestört.

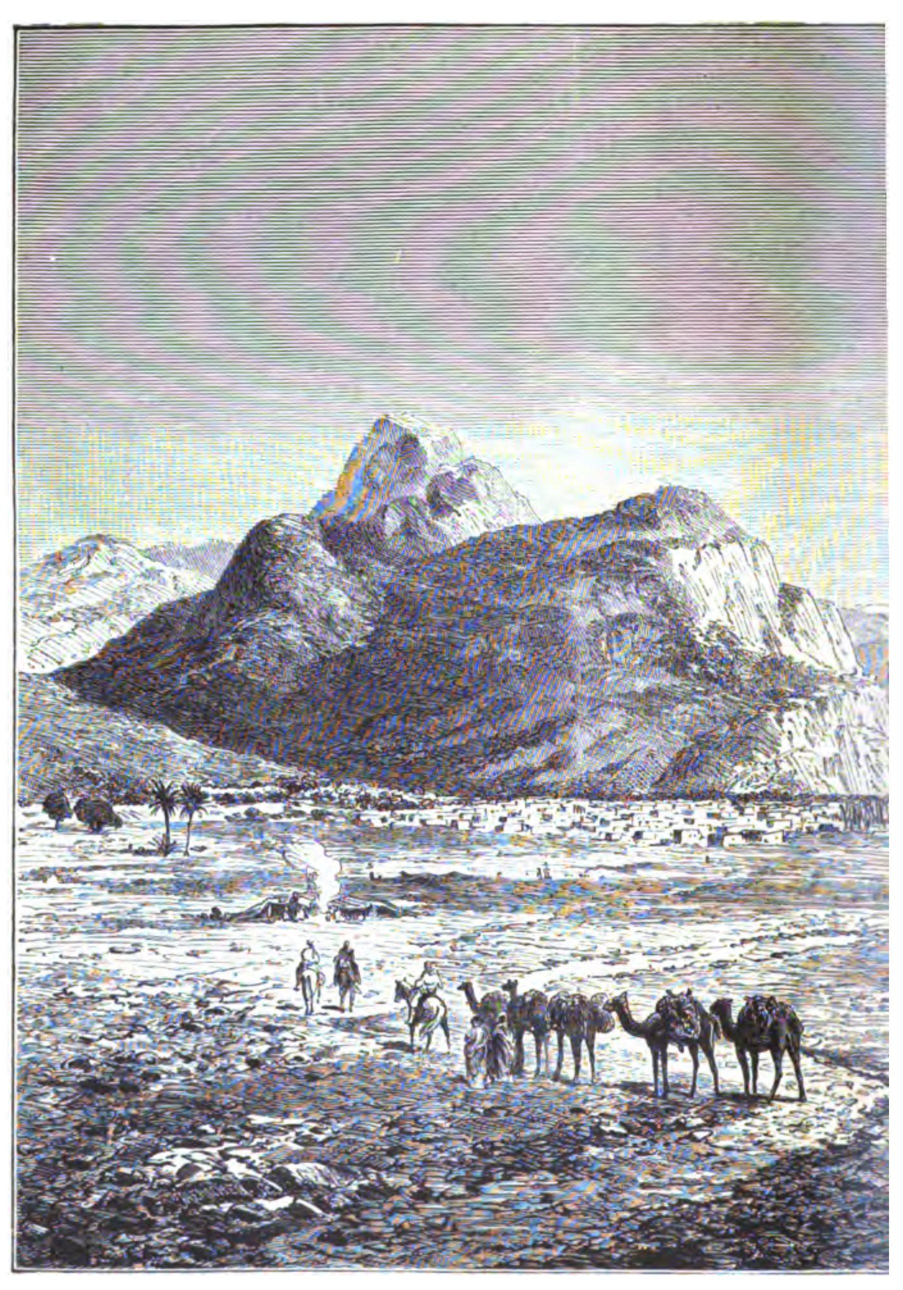
Der Scheich Ali war nicht anwesend, sondern befand sich in seinen weiter südlich gelegenen Gerstenfeldern, um die Ernte zu beaufsichtigen. Dafür erschienen die Hono-

ratioren der Stadt sowie die Söhne und Neffen Scheich Ali's, um sich über uns und unsere Pläne zu informiren. Hadsch Ali erklärte ihnen auf das bestimmteste, dass ich ein türkischer Arzt sei, dass wir aber vor allem die Ankunft Scheich Ali's selbst abwarten wollten, an den wir Empfehlungsbriefe haben, ehe wir fernere Schritte unternehmen. Man gab sich zufrieden und bekam sofort eine gute Meinung von uns, als wir noch denselben Abend ein Schaf kauften und in der Moschee schlachten liessen.

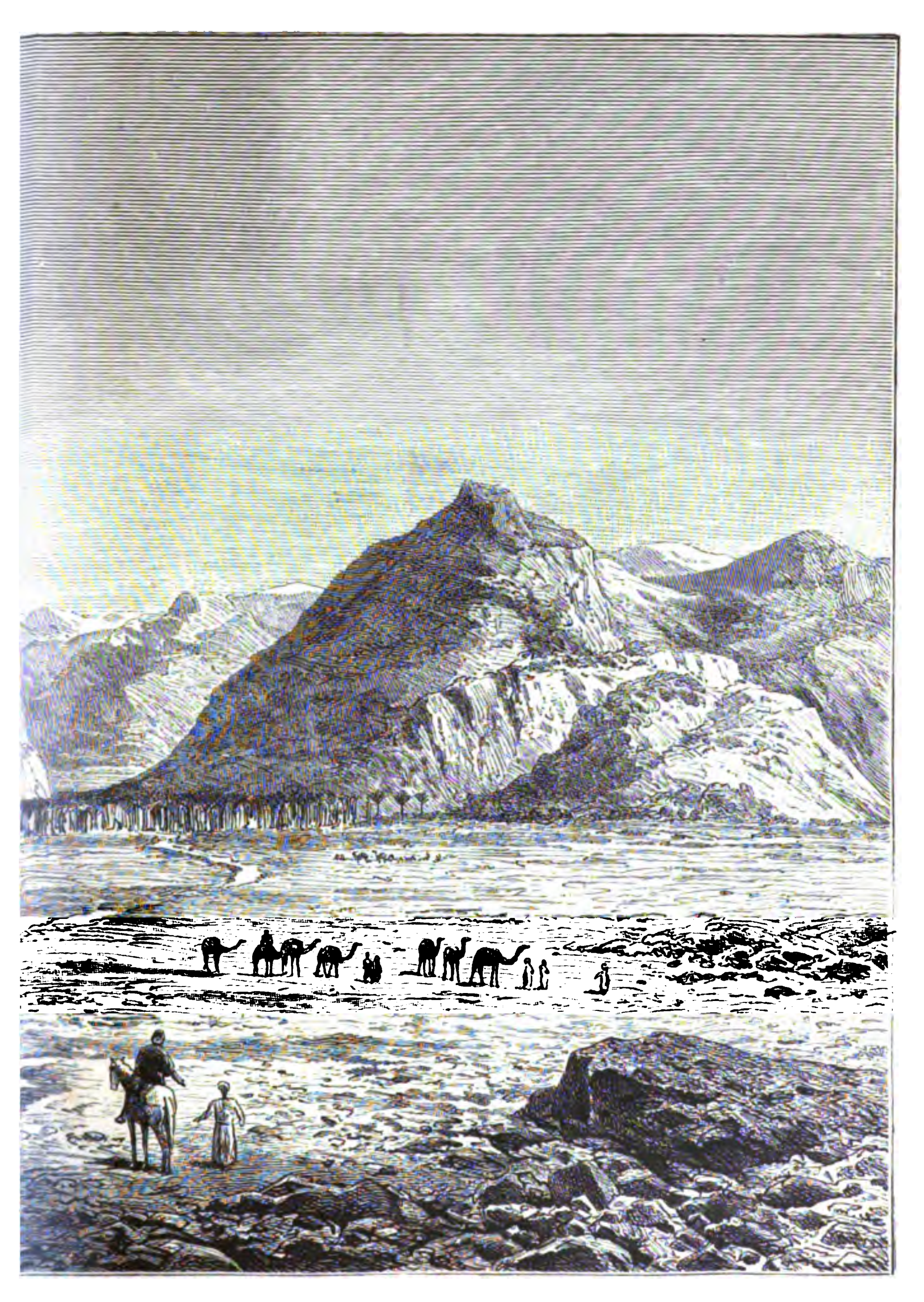
Neugierige Besucher hatten wir stets in grosser Zahl, aber die Leute betrugen sich ordentlich und zeigten nicht die geringste feindliche Gesinnung; besonders befreundeten wir uns bald mit einem Neffen des Scheichs, der fast beständig sich bei uns aufhielt und gewöhnlich mit uns speiste.

Die Stadt Fum-el-Hossan liegt sehr schön dicht am Gebirge und ist von Palmengärten umgeben; man sieht von hier aus bereits in die gewaltige öde Hammada hinaus. Die Bevölkerung mag einige tausend Seelen betragen, fast ausschliesslich Araber der Kabyle Maribda und deren Sklaven. Juden gibt es hier nicht. Die Stadt ist sehr gesund gelegen, das Wasser ist gut und reichlich vorhanden und die aus festgestampftem Lehm erbauten Häuser sind im allgemeinen nett und reinlich.

Ich hatte am Tage vorher während des Marsches nicht weit von unserm Nachtquartier an der Schwefelquelle auf den dunkelblauen Kalksteinfelsen, welche den Boden bedecken, eigenthümliche Zeichnungen oder Verzierungen gesehen, die mir auffielen. Meine Begleiter wussten mir nichts darüber zu sagen und meinten, es seien Spielereien der Hirtenbuben; auch in Tizgi erklärte man mir diese den Leuten wohlbekannte Erscheinung auf diese Weise, gab aber zu, dass die Zeichnungen sehr alt seien. Mir fielen nun hierbei sofort die Papierabdrücke ein, welche



ANBLICK VON F



'M-EL-HOSSAN. II. S. 10.

der Rabbiner Mardochai nach Paris geschickt und die dort im «Bulletin de la Société de Géographie» von 1876 auf Tafeln veröffentlicht sind. Mardochai hat östlich von meinem Punkte, in den Ländern am obern Wad Draa, insbesondere am Dschebel Idall Taltas, am Dschebel Dabajut, Dschebel Taskalewin, Dschebel Baui und im Territorium der Ulad-Dhu-Asra, und am Felsen von Taskala um Aghru Ikelân derartige Zeichnungen und Felsenritze, sogenannte Petroglyphen, gefunden und davon Papierabklatsche gemacht. Es sind Thierfiguren, unter denen man leicht Rhinoceros, Elefant, Schakal, Pferd, Strauss und Giraffe erkennt. Ausserdem sind Schilde darunter, mit Schnörkeleien und Verzierungen, während die Figur des Menschen fehlt.

Man muss sich nun wohl hüten, in derartigen Felsenritzen Schriftzeichen uralter Völker zu sehen und hieran ausschweifende ethnographische Hypothesen zu knüpfen. Weder von Phöniziern noch von Römern oder gar Portugiesen, welche wol nie so weit gekommen sind, rühren die Zeichnungen her, sondern offenbar von den Eingeborenen, von der berberischen Bevölkerung, die hier schon wohnten, ehe Araber aus dem fernen Orient hierher gekommen sind. Die von mir gesehenen Petroglyphen waren übrigens sehr undeutlich und äusserst primitiv; sie bestehen nicht aus fortlaufenden Linien, sondern jeder Strich besteht aus zahlreichen Punkten, die mit einem spitzen Instrument in den dunkelblauen Kalk gestochen worden sind. Die Zeichnungen heben sich von diesem Kalkstein in der Weise ab wie Schriftzeichen, die man mit einem Schieferstift auf eine Schiefertafel macht. Strauss und Elefant waren übrigens deutlich zu erkennen, daneben aber eine Menge Kritzeleien und Schnörkeleien, aus denen nichts zu entziffern war.

Französische Gelehrte, besonders Duveyrier, sind geneigt, diese Petroglyphen aus dem Wad Draa dem alten

Volk der Wakoré, der Mandingofamilie angehörig, zuzuschreiben. Mag dem sein wie ihm wolle, jedenfalls beweisen sie, dass in diesen Gegenden früher Nashorn und Elefant gelebt haben, dass also andere physikalische Bedingungen hier geherrscht haben. Wir kommen später bei Besprechung der ehemaligen Bewohnbarkeit der Sahara noch einmal auf diese Petroglyphen des Wad Draa zurück. Man kennt in Afrika übrigens noch an zahlreichen andern Stellen derartige Erscheinungen.

In Tizgi mussten wir nun einige Tage warten, bis Scheich Ali zurückgekehrt war; sein Factotum, der Neger Amhamid, dem wir unterwegs begegnet waren, war in das trockene Bett des Draa, wo die Gerstenfelder sich befinden, abgereist, um Scheich Ali zu verständigen. Wir wurden unterdessen vielfach von allerhand Besuchern belagert, die nicht verfehlten, die Reise nach Timbuktu als etwas Schreckliches darzustellen. Derartige Erzählungen fielen bei Hadsch Ali auf fruchtbaren Boden und es trug das nur dazu bei, unsere bisherige Harmonie zu stören. Ich kannte das Gefühl der Furcht und Feigheit, welches bei Arabern besonders entwickelt zu sein scheint, weniger und musste demgemäss wiederholt an die frühern Abmachungen betreffs der Reise nach Timbuktu erinnern. Sein ewiger Refrain war, mehr Kamele kaufen, was, wie er wohl wusste, mir bei den beschränkten Mitteln sehr schwierig war.

Es wurde auch erzählt, dass Scheich Ali vermuthlich selbst eine Karavane nach Timbuktu führen werde und dass ich mich anschliessen könne. Indess ist es nicht sicher, ebenso wie der Zeitpunkt. Lange warten kann ich nicht mehr, da es sonst zu heiss wird; jetzt ist es schon tief im April und bereits sehr warm; die Karavanen von hier gehen aber gewöhnlich schon im Januar ab.

Auf dem Berge, an dessen Fusse Tizgi in einer Seehöhe von 500 m liegt, befinden sich alte Mauerreste, die natür-

lich den Römern zugeschrieben werden; mir scheint auch mit Recht. Portugiesen und Spanier waren hier nicht und die Bewohner des Landes selbst haben sie nicht errichtet; da würde man die Tradition an den Erbauer und den ungefähren Zeitpunkt bewahrt haben. Ausserdem findet man hier, wie die Leute erzählen, kleine irdene Lampen. Dieselben finden sich bekanntlich in römischen Ansiedelungen sehr häufig.

Am 9. April war ein Freitag und ich musste mich den ganzen Tag in das dunkle Zimmer einsperren lassen und mich krank stellen, da alle Welt erwartete, mich in die Moschee gehen zu sehen. Hadsch Ali, Benitez und die andern gingen auch sämmtlich hin und erzählten den Neugierigen von meiner Krankheit. Ich wollte es doch nicht wagen, vor so vielem Volk die Gebräuche beim Gebet mitzumachen, da der geringste Fehler bemerkt worden wäre und dies meine Situation sehr verschlechtert hätte. Wenn Scheich Ali kommt, wird es anders sein. Nach allem, was wir hören, ist er ein wohlwollender und gerechter Mann; dem können wir dann die ganze Sache vertrauen und er wird uns die nöthigen Rathschläge ertheilen. Ohne eine einflussreiche Person als Vertrauensmann zu haben geht hier das Reisen nicht. Meine Krankheit war übrigens nicht völlig fingirt, schon seit einigen Tagen litt ich an Appetitlosigkeit und Uebelkeit verbunden mit Kopfschmerzen.

Am 11. April kam Scheich Ali endlich an und sein Aussehen entsprach vollständig den Schilderungen, die man mir von ihm gemacht hatte. Er ist ein hochgewachsener, sehniger Mann, im Anfang der funfziger Jahre, mit grauem Bart und offenen, ehrlichen Augen; äusserst ruhig in seinem Benehmen, fast wortkarg, vor dem alle einen unbegrenzten Respect hatten, eine echt patriarchalische, sympathische Erscheinung.

Es wurde nun mit Scheich Ali die Reise nach Timbuktu nach allen Richtungen besprochen und er erklärte dieselbe für durchführbar. Jeden Tag verbrachte derselbe bei uns und leitete selbst die noch nöthigen Vorbereitungen, vor allem mussten hier eine grosse Zahl gut genähter, ausgetheerter, möglichst grosser Ziegenfelle gekauft werden, um als Wasserbehälter zu dienen. Auch in Betreff der Kamele war noch manches zu ändern; das aus Marokko mitgebrachte Thier musste vertauscht und noch ein neues dazugekauft werden. Ueber seine eigenen Reisepläne spricht sich Scheich Ali nicht klar aus; bald heisst es, er geht selbst, bald, dass sein Bruder und Neffe uns begleiten werden, jedenfalls müssen wir aber demnächst die Stadt verlassen und einige Tage am Land campiren.

Unterdess verlässt mich von meinen von Marrakesch mitgenommenen Leuten einer nach dem andern. In Ilerh hatten zwei den Rückweg angetreten und hier verlässt uns auch der junge Scherif aus Marokko nebst dem Diener Muley Ali. Der letztere war soweit ein guter Bursche, war aber dem Kîfrauchen stark ergeben und musste wenigstens alle acht Tage einmal seinen Kîfrausch haben. Während desselben war er nicht bösartig, aber zu allem unbrauchbar; ein beständiges kindisches Lachen liess ihn zu keiner Arbeit befähigt erscheinen, er trieb nur Allotria und diente den andern zum Amusement. Obgleich nur Diener, führt er doch den Titel Muley, den nur Scherife zu tragen berechtigt sind, da er, wenn auch in entferntem Grade, mit Muley Abbas, dem Onkel des Sultans, verwandt ist.

Am 16. April verliessen diese beiden Tizgi, um über Mogador nach Marrakesch zurückzureisen. Ich gab dem jungen Scherif eine ganze Anzahl Briefe mit, die er beim deutschen Consul Brauer abzugeben hatte; diese Briefe sind alle in Europa angekommen. Auch der Scherif von Tafilalet, der sich uns in Tarudant angeschlossen hatte, verliess

uns hier, um seinen Weg in den Wad Nun fortzusetzen, sodass unsere Zahl sehr reducirt war und mir ausser den beiden Interpreten nur noch Kaddur und der kleine Faraschi blieben.

Ein anderer nicht von hier stammender Mann, der uns immer den Ankauf von Schafen und andern Nahrungsmitteln besorgte, Namens Muhamed, erbot sich mitzureisen. Der Mann war aus Marokko entflohen, um nicht Soldat sein zu müssen, und machte eigentlich keinen guten Eindruck; aber er erwies sich sehr praktisch in der Ausführung der Reisevorbereitungen, und so rieth uns Scheich Ali, denselben zu nehmen.

Auch Scheich Ali gegenüber bin ich als türkischer Arzt ausgegeben worden; ihm scheint zwar der Glaube hieran zu fehlen, er ignorirt dies aber und kümmert sich ausschliesslich um die Reise. Einmal führte er uns in sein neuerbautes Haus mit hübschem Garten; die Häuser hier sind dieselben, wie auch anderwärts: flache Dächer, Wände aus gestampftem Lehm, Veranden u. s. w.

Morgen soll es nun von hier fortgehen in den Wad Draa. Wenn mich dieser Mann nicht täuscht, so erreichen wir unser Ziel; ich kann aber unmöglich annehmen, dass dieser Scheich Ali nur sein Spiel mit uns treibt; auch Benitez, der sich recht wohl auf den Charakter der Araber versteht, hält es für das grösste Glück, dass wir mit diesem Mann Bekanntschaft gemacht haben. Nur darüber, ob er selbst eine längere Reise mitmacht, sind wir nicht klar, und da Scheich Ali das viele Anfragen nicht liebt, so müssen wir einfach abwarten, wie er das Arrangement treffen wird.

Am 17. April morgens verliessen wir Tizgi in Begleitung von Amhamid, der eine Art Haushofmeister bei Scheich Ali ist, und eines Neffen des letztern, um aufs Land zu ziehen, d. h. in das Bett des Wad Draa, wo Gerstenfelder und Viehweiden sich befinden.

Der Weg dauerte acht gute Stunden und führte in südöstlicher Richtung; hier haben wir die eigentliche Wüste Sahara, und zwar deren nördliche Zone, die Hamada, betreten. Es ist ein hübscher Anblick, wenn man rückwärts schauend die Bergzüge des Anti-Atlas erblickt, mit der schmalen Oeffnung des Wad Temenet und der in Palmen eingehüllten Stadt Tizgi. Hinter dieser Stadt wurde der Weg sehr steinig, wir überschritten nochmals den Wad Temenet, der von hier sich nach Südwesten wendet und dem Wad Draa zuströmt, und kamen an einer Reihe von Felsen vorbei, die aus der Ebene hervorragten und aus senkrecht stehenden Schichten von dunkeln Quarziten bestanden; dann folgten Hügel von Flugsand mit einem Brunnen; wir überschritten eine kleine Partie Serir, d. i. eine mit kleinen abgerollten Kieseln bedeckte Ebene und weiterhin wieder mit grössern Geröllen bedecktes Gebiet, um endlich am rechten Ufer des Wad Draa bei einem Maaden genannten Punkt zu halten.

Der Tag war schon recht heiss gewesen und das Thermometer ging von 30° C. erst gegen Abend etwas zurück; die spätern Abendstunden, mit nur einigen zwanzig Graden sind recht angenehm. Der Platz, an dem wir die Zelte errichtet haben, ist soweit auch ganz gut, nur ist das Trinkwasser schlecht, da es von einzelnen stehen gebliebenen Tümpeln im Wad Draa, der hier sonst völlig ausgetrocknet ist, genommen werden muss; dagegen gibt es nun hier viel Ziegenmilch. Wie erwähnt, dienen das breite Thal des Wad Draa und die benachbarten Theile als Weide für die Schaf- und Ziegenheerden und ebenso werden an geeigneten Stellen Gerstenfelder angelegt. Es haben verschiedene Kabylen hierzu die Berechtigung; nicht nur die Maribda, sondern auch die benachbarten Ait Brahmin sowie die Leute von Wad Nun treiben ihre Heerden hierher; dass es zwischen den Hirten oft zum Raufen kommt, besonders wegen Dieb-

stahls von Thieren, kann man sich bei diesen Leuten denken. Auch während der Nacht werden Wachen ausgestellt und die Ankunft von einem oder einigen Leuten wird durch Signalschüsse von einem Posten zum andern angezeigt.

Scheich Ali ist noch mit der Einbringung seiner Gerste beschäftigt, gewöhnlich den Tag über abwesend, kommt aber abends zu uns ins Zelt und bleibt die Nacht über da. Während er schon in Tizgi täglich unser Gast beim Speisen war, schickte er uns hier reichlich Fleisch und Milch. Auch hier erhielten wir Besuche aus der Umgebung; das Gerücht von meiner Ankunft verbreitete sich schnell. Am 19. April erschienen zwei banditenhafte Kerle von der allgemein gefürchteten Berberkabyle Ait Tatta; wir bewirtheten dieselben mit Thee, machten ihnen noch einige Geschenke mit Zucker, Thee und Kerzen, sodass dieselben sehr befriedigt waren und erklärten, uns nun nicht überfallen und ausplündern zu wollen. Sie hätten gehört, dass ein Scherif und ein Christ auf der Reise nach Tenduf begriffen wären und Massen von Gold mit sich führen; nun aber, meinten sie, hätten sie sich überzeugt, dass es mit dem Goldreichthum nicht weit her sei, und da wir auch Gastfreunde von Scheich Ali seien, so wolle man uns ruhig des Weges ziehen lassen. Die Ait Tatta geniessen, wenn dies überhaupt möglich ist, eines noch schlechtern Rufes als die Howara, und unternehmen verwegene Raubzüge in die Wüste, um Karavanen zu überfallen.

Man wird hier sehr oft durch die Signalschüsse der Hirten aufgeschreckt, die, auf guten Aussichtspunkten stehend, aus grosser Entfernung jeden Herankommenden erblicken. Oft hört man auch Streit und Zank, und wenn nicht Scheich Ali immer in unserer Nähe gewesen wäre, so würden wir die Situation sehr unbehaglich gefunden haben. Dieser aber sowie ein armer Taleb, der für den des Lesens nicht kundigen Scheich Ali alle schriftlichen

Arbeiten besorgt, sind, sobald es die Geschäfte erlauben, in unsern Zelten und speisen auch jeden Abend mit uns.

Dagegen sind wir noch immer im Unklaren über die Absichten Scheich Ali's; bald heisst es, er schickt seine Kamele nach Tizgi zurück, um Waaren zu holen, bald wieder, er könne überhaupt nicht mit uns reisen. Die Kamele machen mir manche Sorge. In Tizgi hatte ich eins derselben tödten lassen müssen, da es sonst vermuthlich gefallen wäre; ich konnte wenigstens das Fleisch verkaufen und schlug noch gegen 15 Duros heraus. Hier bemerkte ich, dass ein anderes Kamel auch eine grosse offene Wunde besitzt und ich dessen Verlust befürchten muss. Es kam hierüber mit Hadsch Ali zu einer äusserst erregten Scene, wobei er den Beleidigten spielte und sogar so weit ging, sich tödten zu wollen! Er schrieb mir einen Abschiedsbrief, nahm ostentativ einen Revolver und entfernte sich. Mir imponirte dieses Komödienspiel natürlich nicht im mindesten, und ich liess ihn laufen; meine Diener brachten ihn auch bald zurück. Hadsch Ali würde viel darum geben, wenn die Reise nicht zu Stande käme, je näher der Tag der Abreise kommt, um so grösser wird seine Angst vor den unbekannten Gegenden.

Am 21. April fühlte ich mich infolge der Hitze und des schlechten Wassers recht unwohl; eine sehr grosse Plage bilden auch die massenhaft vorkommenden Fliegen; auch Hadsch Ali fühlte sich unwohl, sodass wir sehnlichst den Aufbruch herbeiwünschen, um so mehr, als die Gegend nicht sehr sicher zu sein scheint. Viehdiebstähle und infolge dessen Fehden sind häufig; selbst die Leute aus der südlich von Wad Nun gelegenen Oasengruppe Tekna kommen bis hierher, um ihre Heerden zu weiden oder auch um Vieh zu stehlen.

Dieses Tekna hatte ich schon lange ins Auge gefasst, um es eventuell als Ausgangspunkt meiner Timbuktureise zu nehmen, für den Fall, als es mir hier nicht glücken sollte.

Die Bevölkerung scheint zwar auch etwas raublustig zu sein, aber endlich muss man sich doch an einen der einflussreichen Scheichs halten.

Es wird jetzt bereits recht warm, und mittags haben wir stets gegen 30° C.; der Aufenthalt in den heissen Zelten ist unangenehm, und man muss unter dem Buschwerk Schutz suchen: hier hat man auch den Vortheil, den kühlenden Westwinden ausgesetzt zu sein, die seit unserer Ankunft beständig wehen.

Am 23. April verbreitete sich das Gerücht, es seien Boten von Sidi Husseïn angekommen mit Briefen für Scheich Ali, und zwar sei darunter derselbe Mann, der uns von Ilerh aus eine Strecke begleitet und dafür einen unverschämt hohen Preis gefordert hatte. Hadsch Ali, dessen Unwohlsein plötzlich zugenommen hatte, erzählte mir, Sidi Husseïn habe an unsern Freund Scheich Ali die Aufforderung gerichtet, uns ein Stück in die Wüste zu führen und dann verschwinden zu lassen; die Beute solle dann getheilt werden. Scheue sich aber Scheich Ali, dies zu thun, so möge man mir wenigstens das Weiterreisen verbieten und mich nach Ilerh zurückschaffen! Ich wollte erst die Nachricht nicht glauben und hielt dieselbe einfach für ein Manöver von Hadsch Ali, um mir Angst zu machen und mich zum Aufgeben meines Vorhabens zu veranlassen. Am folgenden Tage aber bestätigte Scheich Ali selbst die Ankunft eines derartigen Schreibens, fügte aber gleichzeitig hinzu, dass er ein solches Ansinnen nicht einmal beantworten könne; er werde die Leute ohne weiteres zurückschicken. Ich aber möge völlig unbesorgt sein, so weit sein Einfluss reiche, würde weder mir noch meinen Leuten etwas geschehen.

Es war dies ein überaus boshafter und gemeiner Streich von Sidi Husseïn. Im Besitz meines schriftlichen Zeugnisses, dass er mich innerhalb seiner Staaten beschützt habe, konnte er dem Sultan von Marokko ruhig gegenübertreten und

alle Verantwortung von sich wälzen. Ich bin fest überzeugt, Sidi Husseïn hatte uns heimlich Banden von Wegelagerern nachgeschickt, um uns jenseit der Grenze seines Gebietes zu vernichten, und nur der Umstand, dass wir den Leuten Scheich Ali's begegneten, ist es zu danken, dass ein Ueberfall unausgeführt blieb. Nun sucht Sidi Husseïn mit Hülfe von Scheich Ali seinen schon lange gehegten Plan auszuführen. Letzterer betrug sich in jeder Beziehung ehrenhaft. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, mich zu zwingen, von meiner Reise abzustehen und umzukehren; er brauchte nur seinen Einfluss geltend zu machen, dass mir Führer und Diener verweigert werden, und ich hätte nichts dagegen thun können.

Ausserdem lag es im Interesse von Scheich Ali, dem Wunsche Sidi Husseïn's nachzukommen. Ersterer steht in ziemlich lebhaftem Handelsverkehr mit Mogador, und seine Karavanen durchziehen in der Regel das Land des Sidi Hescham. Aber auch dieser Umstand vermochte nicht, Scheich Ali in seinen Entschlüssen wankend zu machen; er schickte die Boten ohne Antwort zurück und erklärte, sobald als er seine Feldarbeiten beendet habe, werde er mit mir bis nach Tenduf reisen und dort für mein Weiterkommen sorgen. Dies war mir nun eine sehr erwünschte Auskunft, und ich war so fest überzeugt, dass Scheich Ali seine Zusage vollständig halten werde, dass ich die kleinen Bedenken meiner Leute, denen die Angst und der Schreck über Sidi Husseïn's Treulosigkeit in die Glieder gefahren waren, nicht im mindesten achtete.

In den letzten Tagen unsers hiesigen Aufenthaltes hatten wir abends einen recht kalten, unfreundlichen Westwind, während tagsüber 30 und mehr Grad Hitze herrschten. Man erwartet bald die grosse Karavane aus Timbuktu zurück — Kafla-el-Kebir —, die jedes Jahr von Tenduf aus hinab in den Sudan geht und in den letzten Jahren wiederholt ausgeplündert worden ist. Scheich Ali erwartete nun

die neuesten Nachrichten seitens seines dort lebenden Verwandten, der seine Geschäftsbeziehungen daselbst vertritt; von dem Ausfall dieser Nachrichten würde es auch abhängen, ob Scheich Ali selbst nach Timbuktu reist oder nicht.

Am 27. April kamen die ersten Vorläufer der grossen Karavane hier an und meldeten, dass dieselbe ungefährdet die Wüste passirt habe. In Tenduf löst sich die Karavane auf und die Theilnehmer zerstreuen sich nach den verschiedensten Gegenden hin, um im nächsten Jahre wieder zusammenzukommen.

Meine Leute, besonders auch Hadsch Ali, ergeben sich nun in das Unvermeidliche; sie sehen, dass ich mich durch nichts von der Reise abhalten lasse, selbst nicht durch den an und für sich nicht unrichtigen Grund, dass es bereits zu heiss sei für die Wüstentour, und so machten wir uns denn fertig, um am 28. April 1880 den Wad Draa zu verlassen.

Meine Kamelheerde ist nun vervollständigt und besteht aus 9 Stück; an Stelle des in Tizgi getödteten Thieres kaufte ich ein neues von Scheich Ali, ein grosses, kräftiges Thier für 40 Duros; das kleine Kamel von Marrakesch tauschte ich gegen ein anderes ein, welches schon die Wüstenreise mitgemacht hatte, und ebenso vertauschte ich das von Hadsch Ali benutzte Pferd gegen ein Kamel. Scheich Ali schickte gleichfalls eine Anzahl beladener Kamele mit nach Tenduf, und da er selbst mitreiste, so war für diese Strecke absolut nichts zu fürchten.

Wir legten heute nur einen kurzen Weg von einigen Stunden zurück, das Thal des Draaflusses aufwärts. Das letztere ist sehr breit, hat Weidegründe, Gerstenfelder, selbst einige Häuser finden sich. Deutlich geschichtete Bänke von fast senkrecht stehendem Thonschiefer, mit dem Atlassystem parallel streichend, treten an verschiedenen Punkten zu Tage; Thujabäume sind nicht so selten, und auch der Boden

ist etwas weniger sandig als an unserm Nachtquartier. Wasser aber suchten wir vergeblich, und die Hirten haben an bestimmten Stellen Brunnen gegraben oder benutzen natürliche Vertiefungen, in denen sich das Wasser ansammelt, um ihre Heerden zu tränken. Im Oberlaufe des Wad Draa ist derselbe wasserführend, es kommt aber davon wenig herab, da es gleich zu Culturzwecken verwendet wird.

In den steilen Uferrändern sieht man stellenweise kleine Höhlen, die sich die Hirten hergestellt haben, um hier die Nächte zu verbringen; aber wie erwähnt, sind auch einige einfache Lehmhäuser errichtet.

Heute Abend erfuhren wir wieder, dass Sidi Husseïn sogar bis Tekna Boten geschickt habe, um uns abzufangen. Ich hatte wahrscheinlich in Ilerh einmal das Wort Tekna fallen lassen, und um nun ja ganz sicher zu gehen, wurden auch diese Leute bearbeitet, um an unserm Verschwinden mitzuwirken. Da die Leute von Tekna auch kühne Wüstenräuber sind, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie, wenn die Nachricht von unserer Abreise von Tenduf bekannt ist, eine Anzahl Reiter ausschicken werden, um uns zu suchen. Die Nachricht wirkte wieder recht deprimirend auf meinen armen Hadsch Ali, der sich mit Widerwillen in die Situation finden muss. Abends hatten wir wieder einen heftigen Westwind und nur 20° C.

Am Morgen des 29. April war um 4 Uhr schon alles auf, aber es wurde 7 Uhr, ehe wir fortkamen; wir haben 20 Kamele zu bepacken, und das ist keine leichte Arbeit. Der Weg führte heute in rein östlicher Richtung das Thal des Draaflusses aufwärts, und durchquerten wir denselben in schräger Richtung. Der Charakter des Landes blieb derselbe: Gerstenfelder und Weideplätze zwischen unfruchtbaren, sandigen Stellen, einige Thujabäume, auch vereinzelte versprengte Arganbäume, deren Südgrenze eigentlich schon überschritten ist, und dürftiger Graswuchs.

An einer Um-el-Aschar genannten Stelle stiegen wir das steile Ufer des Draa hinauf und befanden uns nun am südlichen linken Ufer desselben. Vor uns haben wir einen wenig hohen, zackigen Gebirgsrand zu überschreiten; hier am Lagerplatz fand ich bereits den weit nach Süden reichenden Kalk- und den weniger häufigen Sandstein, welche angefüllt sind mit paläozoischen Versteinerungen, insbesondere mit fossilen Crinoiden und Brachiopoden. Ich muss aber, um kein Mistrauen zu erregen, sehr vorsichtig sein im Sammeln dieser Sachen; den Werth derselben für uns kennen die Leute nicht, andererseits glauben sie wunder, was dahinterstecke, wenn sie sehen, dass man Steine sammelt; der Gedanke an Gold ist natürlich der erste.

Ein kleiner, wasserloser Wad kommt aus Süden und vereinigt sich in der Nähe unsers Nachtlagers, nachdem er den erwähnten Gebirgsrand durchbrochen, mit dem Draa. Auch der heutige Marsch dauerte nur ungefähr vier Stunden, und gegen Mittag hielten wir bereits, um den Kamelen Ruhe zu gönnen, und schlugen die Zelte auf.

Hiermit verlassen wir den Wad Draa, den bedeutendsten Fluss des nordwestlichen Afrika bis zum Senegal hinab in Bezug auf Länge des Laufes, Breite und Tiefe des Strombettes; nur führt derselbe selten Wasser.

Seine Quellen liegen in den höchsten Regionen des Atlasgebirges, von wo aus der Fluss anfangs eine fast südliche Richtung nimmt, von der Oase Aduafil sich aber entschieden mehr westwärts wendet und dann, im allgemeinen die Richtung Westsüdwest beibehaltend, dem Atlantischen Ocean zuströmt, nach einem mehr als 1100 km langen Laufe.

Unter der Landschaft Wad Draa versteht man insbesondere die Oasengruppen, welche sich am Oberlauf des Flusses gebildet haben, ehe er seine südliche Richtung mit der westlichen vertauscht. Hier ist der Fluss immer wasserreich, da er von den schneebedeckten Höhen des centralen Atlas

gespeist wird, und hier findet sich denn auch eine Menge von blühenden Oasen, in denen Getreide und Gemüse aller Art, vor allem aber treffliche Datteln, in grosser Ueppigkeit gedeihen. Hier ist es aber auch, wo das allbelebende Wasser derart ausgenutzt und in zahllose Bewässerungskanäle geleitet wird, dass für den Mittellauf wenig, für den Unterlauf fast gar nichts übrigbleibt. Es gibt Jahre, in welchen für kurze Zeit ein schmaler Strom Wassers wirklich den Ocean erreicht, aber häufiger sollen die Jahre sein, wo der Unterlauf, den wir passirt haben, trocken bleibt und nur durch locale Regengüsse etwas Feuchtigkeit den Boden trifft. Etwas Wasser muss übrigens immer durch das sandige Bett flussabwärts sickern, sonst würden die Brunnen und Tümpel bald vollständig versiegen und dann würden auch die Weideplätze und Gerstenfelder daselbst zu Grunde gehen.

Nicht weit von dem Punkte, wo der Wad Draa unter fast rechtem Winkel nach Westen biegt, bildet er eine seeartige Erweiterung, El-Debaïa, die aber nur in wasserreichen Jahren vollständig mit Wasser gefüllt ist, für gewöhnlich auch nur auf kurze Zeit, da der Boden zum Anbau von Getreide verwendet wird.

Das Bett des Draa ist ein sehr breites und tiefes Erosionsthal, welches sich derselbe in die paläozoischen Schichten, aus denen der Nordrand der westlichen Sahara sich zusammensetzt, ausgegraben hat; das Gefäll ist nur im Oberlauf bedeutend, von seiner Biegung an dagegen ist der Lauf des Wassers ein sehr träger, wie dies auch natürlich ist, da er durch eine im grossen und ganzen gleichförmige, wenige Undulationen aufweisende Hochebene fliesst.

Die hohen Ufer des stellenweise mehr als 2000 m breiten Thales gleichen Bergketten; die erodirende Wirkung ist hier eine grossartige gewesen, wie sich dies auch noch an den wild zerrissenen und zerklüfteten Steilrändern zeigt.

Noch in historischen Zeiten muss der Draa beständig voll Wasser gewesen sein, denn bei den alten Schriftstellern wird berichtet, dass Flusspferde und Krokodile denselben bevölkerten und dass Elefanten in jenen Gegenden lebten. Die früher erwähnten Petroglyphen, die sich in den Landschaften am Wad Draa finden, unter denen Elefanten und Flusspferde häufig sind, müssen auch mit als Beweise dafür angesehen werden.

Gerhard Rohlfs, dem wir so vieles über die Kenntniss Nordafrikas verdanken, war auch der erste gebildete Europäer, der die Oasengruppe des Draaflusses, also den sogenannten Wad Draa, besuchte, im Jahre 1862. Die Oasen zerfallen von Norden nach Süden zu in fünf Provinzen, von denen die südlichste, Ktaua, die bedeutendste ist. Die ganze Oasengruppe gehört nominell zum Sultanat Marokko, wie auch das Tuat sich dazu rechnet, aber der Sultan hat hier gar keinen Einfluss; jede Gemeinde verwaltet sich hier selbst, und von einem gemeinsamen Oberhaupte ist keine Rede. Der Sultan schickt zwar von Zeit zu Zeit einen Beamten dahin, der dann gewöhnlich in dem mittlern District Ternetta wohnt, aber es geschieht dies nur pro forma; Geschenke und Steuern liefern die Draui dem Sultan nicht.

Der Einwohnerzahl nach ist der Ort Beni Sbih, südlich von Ktaua, der grösste; der wichtigste Ort aber ist Tamagrut. da hier eine grosse Zauja sich befindet und eine Religionsgenossenschaft ihren Sitz dort hat.

Die grosse Mehrzahl der Oasenbewohner im Wad Draa sind Scheluh, und als solche schon dem marokkanischen Regiment abgeneigt; sie gehören grösstentheils der Kabyle Ait Tatta an, die, wie schon einmal erwähnt, den Howara in Bezug auf schlechten Ruf nicht nachstehen. Sie betrachten das Stromgebiet des Draa als ihr Jagdgebiet, ziehen

aber auch häufig genug südlich in die Wüste, um Karavanen zu plündern.

Es gibt aber auch eine arabische Bevölkerung, von der ein grosser Theil Schurafa-Familien (Scherife) wie in Tafilalet angehört; ausserdem ist der arabische Stamm der Beni-Muhammed in zahlreichen kleinen Gemeinden verstreut, der die originale arabische Sitte, in Zeltdörfern (Duar) zu wohnen, beibehalten hat, während die Berber fast überall grosse Lehmhäuser errichten.

Negersklaven gibt es in grosser Zahl, und ebenso sind in den grössern Ortschaften Juden geduldet, die nicht einmal so arge Bedrückungen zu erleiden haben wie in Marokko. Sie sind hier vorherrschend Handwerker: Tischler, Schneider, Schuster, Metallarbeiter u. s. w., und haben sich dadurch gewissermassen den Draui unentbehrlich gemacht.

Die Oasengruppe des Wad Draa ist stark bevölkert und wird die Zahl der Bewohner auf mehr als 200000 Seelen angegeben; sie treiben einen nicht unbedeutenden Handel mit Timbuktu und dem Sudan; ausserdem ist die Dattelzucht und der Gemüsebau in grosser Blüte. Neben den Datteln von Tafilalet gelten diejenigen des Wad Draa in Marokko für die besten und werden auch in grossen Mengen in jenes Land exportirt.

Eine eigenthümliche botanische Erscheinung wird berichtet: In der grössten und schönsten Provinz, Ktaua, ist ein sehr bedeutender Theil des zum Getreidebau verwendbaren Landes mit einer Pflanze, dem Süssholzstrauch (*Glycirrhiza*), derart überwuchert, dass derselbe nicht auszurotten sei. Das gebaute Getreide genügt überhaupt nicht für die dichte Bevölkerung und muss solches von auswärts eingeführt werden.

Am folgenden Morgen zogen wir in südlicher Richtung weiter und überschritten in Zickzacklinien den sehr steini-

gen und steilen Höhenzug, was für die beladenen Kamele sehr anstrengend war. Hierauf gelangten wir in eine etwas steinige Ebene mit vereinzelten Akazien und Thujabäumen. Die Ebene war bedeckt mit abgerollten und geglätteten Petrefacten, die aus der felsigen Unterlage sich herausgeschält haben. Wir mussten dann eine ganze Reihe kleiner, sich coulissenartig hervorschiebender Bergrücken umgehen; zwischen diesen schroff aus der Erde emporsteigenden Felsen führte eine breite Ebene in Windungen hindurch. Wir hatten wieder starken Westwind, sodass die Hitze nicht besonders beschwerlich fiel. Auch heute hielten wir bereits gegen Mittag, sowol um die Kamele in diesem etwas felsigen Terrain zu schonen als auch um Scheich Ali zu erwarten, der etwas zurückgeblieben war. Nach seinen Aeusserungen steht es nunmehr fest, dass er nur bis Tenduf mitgeht und uns dann einen Führer für die Weiterreise besorgt; auch von seinen Söhnen oder Neffen geht keiner mit.

Auch am folgenden Tage, am 1. Mai, legten wir nur einen kurzen, dreistündigen Marsch zurück, der uns zu einem neuen Wad, dem Wad Merkala, welcher sich weiterhin mit dem Draa vereinigt, brachte. Wir blieben am nördlichen Ufer liegen, wo der Sand zu einer Reihe von Dünen aufgeweht ist; es befindet sich hier ein Brunnen, und wir mussten uns bis Tenduf mit Wasser versorgen. Akazien und Tamariskenbäume traten auf, sonst aber keine Spur von Leben. Die ganze Gegend zwischen Wad Draa und Wad Merkala führt den Namen El-Bdana.

Während der Nacht vom 1. zum 2. Mai hatten wir Regen und sehr kalten Wind; früh morgens war noch dicht bedeckter Himmel und nur 6° C., sodass wir uns sehr unbehaglich fühlten und vor Kälte zitterten; wir blieben demnach den ganzen Tag hier liegen, um wieder warmes Wetter abzuwarten.

Sehr eigenthümlich sind die Verwitterungsformen der

einzelnen Berge und Bergrücken, die wir am Tage vorher passirt hatten. Das Gestein bildet lange, scharfe Kanten, wie eine Mauer, aus welcher thurmartig sich Vorsprünge erheben mit senkrecht abfallenden Wänden und am obern Ende wiederum scharfe horizontale Kanten bildend; man glaubt in der Ferne alte Burgen und Schlösser mit Ringwällen und Thürmen zu sehen.

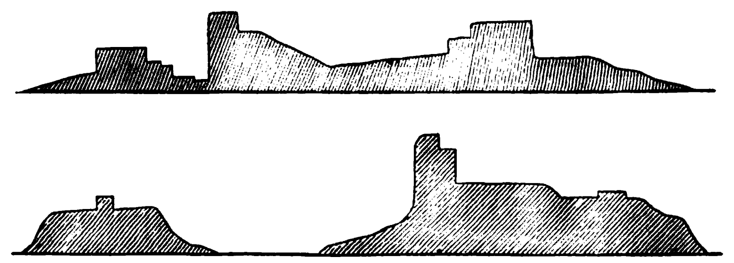
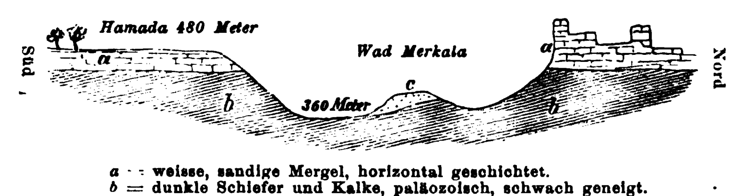


Fig. 1. Verwitterungsformen der Höhenzüge in der Landschaft El-Bdana.

Es gelang mir, die Contouren einzelner Höhenzüge abzuzeichnen. Der Wad Merkala schneidet tief in das Plateau El-Bdana ein und entblösst auch die tiefer liegenden Schichten; ein Profil von Nord nach Süd gezogen würde sich folgendermassen gestalten:



a = weisse, sandige Mergel, horizontal geschichtet.
b = dunkle Schiefer und Kalke, paläozoisch, schwach geneigt.
c = Sanddünen.

Fig. 2. Profil durch die Hamada und Wad Merkala.

Die Höhenunterschiede zwischen Hamada und dem tiefsten Punkte des Wad Merkala sind bedeutend und betragen gegen 120 m.

Die auf dem Profil mit *a* bezeichneten Stellen bestehen aus lichten, weichen, sandigen und kalkigen Mergeln, die

horizontal liegen und einer sehr jugendlichen geologischen Formation angehören. Sie bedeckten einst in gleichförmig dicken Schichten den Nordrand der Wüste, sind aber durch Denudation, durch Wirkung der Atmosphärilien und des Wassers zum grössten Theil weggeschwemmt, und nur einzelne Reste dieser Sedimentbildung, welche am meisten widerstandsfähig waren, sind stehen geblieben und zwar mit so eigenthümlichen Verwitterungsformen.

Steigt man dann in den Wad Merkala hinab, so findet man unter dieser wahrscheinlich jungtertiären oder noch jüngern Ablagerung die dunkeln Schiefer und Kalke anstehen, die hier in schwacher Neigung nach Süden fallen. Sie sind paläozoischen Alters und enthalten neben Versteinerungen auch Einlagerungen jener kleinen kieseligen Gerölle, die in ungeheuerer Menge den Boden bedecken, besonders die Es-Serir genannten weiten Ebenen.

Am 3. Mai ritten wir in direct südlicher Richtung; wir stiegen aus der Ebene des Wad Merkala auf das Plateau der Hamada hinauf, ein steiler, für die Kamele mühsamer Marsch. Von hier an rechnen die Araber eigentlich erst die Hamada, d. h. Steinwüste. Hier macht nun die Hamada durchaus nicht den traurigen Eindruck, den man sich gewöhnlich vorstellt; sie besteht aus einer spiegelglatten, unabsehbaren Ebene, aber eine dünne Ackerkrume bedeckt dieselbe, auf der freilich Milliarden kleiner runder Quarzvarietäten, gemeiner Kiesel, Feuerstein, Halbopal, Achat u. s. w. zerstreut liegen, also das was häufig auch Es-Serir genannt wird. Dazwischen aber wächst reichlich Kamelfutter, Kräuter und Blumen sowie Akazien sind gleichfalls häufig. Auch findet sich hier ein Strauch, der kleine schwarze Beeren liefert, die sehr gut gegen Magenleiden sein sollen, während Splitter des Holzes von den Arabern gekaut werden, um die Zähne rein zu halten. Diese Sitte, eine gewisse Holzart zum Reinigen der Zähne zu verwenden,

findet sich auch bei vielen Negervölkern des tropischen Afrika.

Hier in diesem Theile der Hamada liesse sich sogar Gerste säen, und wollte man Brunnen anlegen, so könnte sich hier eine Oase entwickeln. Die Gegend ist auch insofern belebt, als wir zahlreiche Heerden von Gazellen sahen; freilich auf Schussweite kamen sie nicht heran.

Auch gibt es hier zahlreiche Schakale. Amhamid, der Diener Scheich Ali's, war sehr geschickt im Einfangen dieser Thiere; er verstand es, die Löcher und Höhlen zu finden, in denen sie leben, und brachte eines Abends nach kurzer Abwesenheit drei lebendige Schakale mit. Dieselben werden von den Arabern gegessen. Auch unsere Thiere wurden geschlachtet, und ich kostete von dem Fleisch. Wir hatten es mit Butter gebraten, und ich kann nur constatiren, dass das Fleisch dieser Fleischfresser in der erwähnten Weise zubereitet nichts Widerliches an sich hatte.

Am 4. Mai zeitig ging es weiter in südöstlicher Richtung, und wir hielten erst gegen 2 Uhr, um in einer mit Futterkräutern bedeckten Gegend die Nachtquartiere zu errichten. Die Hamada behielt denselben Charakter bei: eine riesige glatte Ebene, bald mit kleinen runden Kieseln, bald mit grössern Geröllen bedeckt. dazwischen Partien mit Akazien, Sempervivum in grossen dicken Knollen sowie den gewöhnlichen Futterkräutern. Den ganzen Tag über wehte ein heftiger, kalter Westwind und als wir in die zum Nachtquartier bestimmte Gegend kamen, brach ein heftiger Platzregen los. So eine Vorstellung von der Hamada hatte ich mir nicht gemacht, und ebenso wenig hatte ich geglaubt, dass mich in der Wüste jemals ein Zelt vor Regengüssen werde schützen müssen. Indess war uns diese Erfrischung in jeder Hinsicht angenehm, denn die Hitze war in den letzten Tagen wieder recht bedeutend gewesen.

Heute fing einer meiner Leute ein Exemplar der bis

drei Fuss lang werdenden Eidechsen, die in Erdlöchern leben; der Mann verfolgte das Thier, welches ausserordentlich schnell läuft, bis an das Erdloch, wo es verschwand; aber er grub so lange, bis er es erwischte. Es war das für meine Leute wieder eine angenehme Abwechselung in ihrem Menu, denn das Thier wurde sofort gebraten. Ich kostete gleichfalls; das weiche, sehr weisse Fleisch hat einen Fischgeschmack und ist nicht im mindesten widerlich oder unangenehm. Kleine Schlangen und Nattern sahen wir vielfach über den Weg huschen; die Araber fürchten dieselben und tödten die Thiere mit Steinwürfen und Stöcken. Auch hier fanden sich zahlreiche Fragmente von paläozoischen Versteinerungen zwischen den Kieseln zerstreut, und ich ging, unter dem Vorgeben, das Kamelreiten ermüde mich zu sehr, oft zu Fuss, um ein oder das andere Stück aufzuheben und mitzunehmen; im übrigen konnte ich nur mit Hülfe von Bussole und Uhr die Richtung des Weges und die Dauer des Marsches bestimmen und notiren.

Zeitig des Morgens brachen wir am 5. Mai auf und erreichten nach einem sechsstündigen Marsche unser Ziel, Tenduf. Der Weg führte wie bisher in südöstlicher Richtung über die einförmige Hamada. Der grösste Theil derselben war steril, aber stellenweise traten Akazienbäume und Futterkräuter auf; die Vertheilung der Pflanzendecke ist keine gleichmässige und die Vegetation ist in kleinen Gruppen über das weite Steinfeld zerstreut. Erst kurz vor Tenduf änderte sich das Terrain etwas, es trat ein kleiner wenig hoher Hügelzug auf, der aus weisslichen weichen, mergeligen Gesteinen besteht, und als wir auf der Höhe waren, erblickten wir unter uns das Städtchen Tenduf, eine wahre Oase inmitten der Wüste, mit seinen grossen viereckigen Häusern und den Gärten von Dattelpalmen.

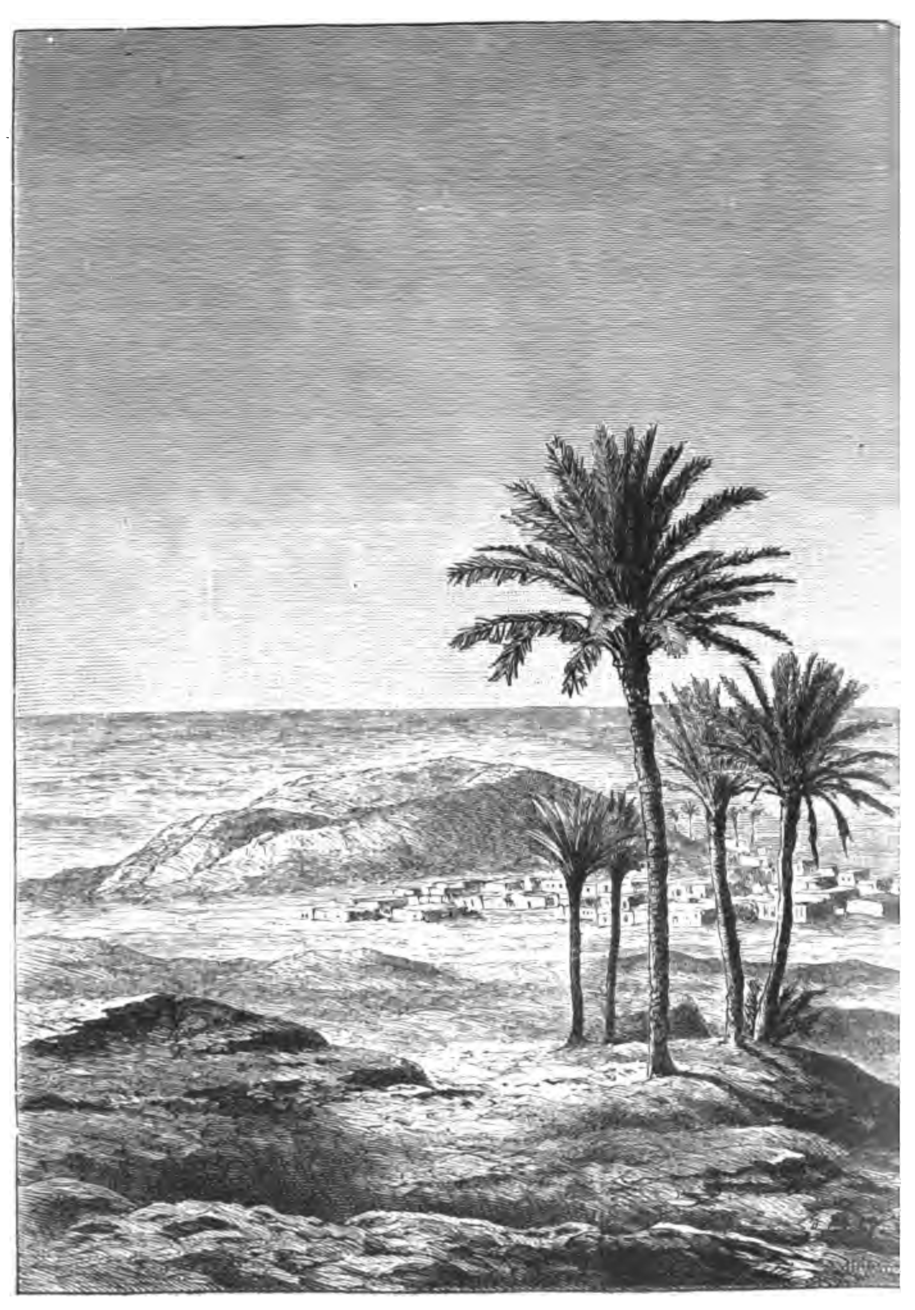
Wir hatten eine ungewöhnlich lange Zeit gebraucht, um hierher zu kommen, acht Tage vom Wad Draa aus; man

kann aber die Strecke von Tizgi nach Tenduf ganz gut in fünf Tagemärschen zurücklegen. Indess ziehen die Araber vor, langsam zu reisen, um ihre Kamele zu schonen. Sie sind in der glücklichen Lage, nicht den Werth der Zeit schätzen zu müssen; in beneidenswerther Ruhe und mit sichtlichem Behagen sitzen diese Leute auf ihren Kamelen, unbekümmert, ob es schnell oder langsam vorwärts geht. Sie kennen nicht die nerventödtende Ausnutzung der Zeit, wie sie die moderne Cultur vom Menschen in seinem Kampfe ums Dasein verlangt. Nichts ist eben auch dem Araber mehr zuwider, als ein hastiges Benehmen und ein beständiges Mahnen und Drängen. Der Europäer ist viel zu ungeduldig, und daraus erklären sich die Miserfolge so vieler Afrikareisenden. Vieles lässt sich mit Ruhe und Geduld erreichen; Geduld ist für Forschungsreisen in Afrika viel wichtiger als Geld.

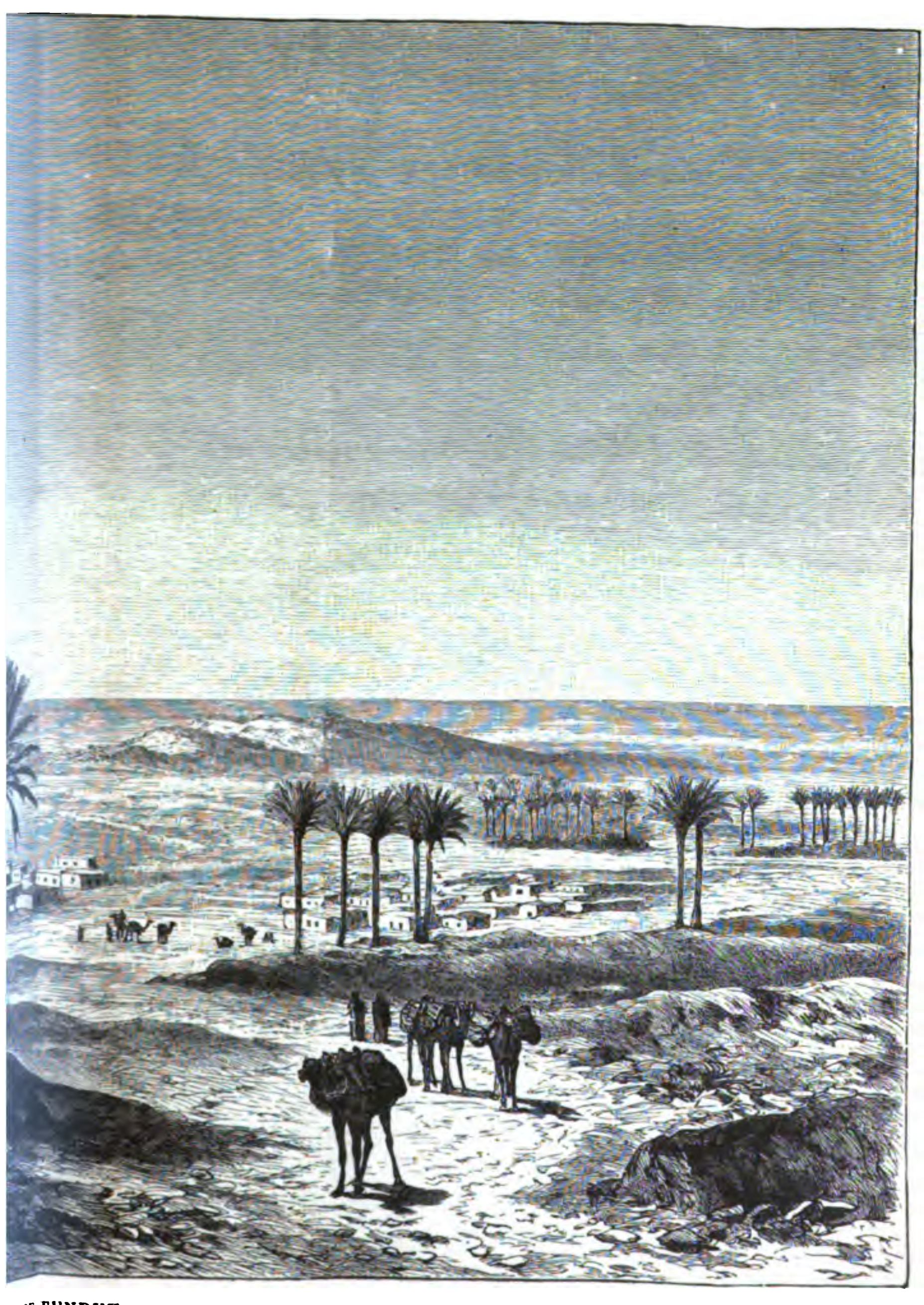
Tenduf ist bisher noch von keinem Europäer besucht worden, und es war ein Gefühl der Befriedigung, als ich von dem Hügel aus die Häuser des Ortes erblickte und die Menschen, die uns entgegenkamen. Auch Hadsch Ali ist jetzt wieder ruhiger; er hat gesehen, dass man in der Wüste reisen kann, ohne von Räubern todtgeschlagen zu werden oder dem Durste zu erliegen.

Tenduf. — Scheich Ali war vorausgeritten, um unsere Ankunft anzumelden und die Bevölkerung gewissermassen auf uns vorzubereiten. Auch hatte er schon ein hübsches grosses Haus ausgesucht, in welchem wir eine bequeme und gute Unterkunft fanden.

Die sehr dunkelfarbige Bevölkerung kam uns lärmend entgegen; die Leute waren erfreut über die Ankunft von Scheich Ali, den sie hoch verehren, und im höchsten Grade neugierig auf die ankommenden Fremdlinge. Einzelne Rufe „el-Kafiru“ (Ungläubiger) wurden wol laut, aber die



DIE OASE



OASE TENDUF.

II. S. 32.

Anwesenheit des Scheichs liess eine irgendwie gehässige Ausschreitung nicht aufkommen.

Eine wichtige Person des Ortes ist der Scherif, ein feiner Araber, der eine lange Conferenz mit Hadsch Ali hatte. Es handelte sich darum, dem Scherif zu beweisen, dass Hadsch Ali wirklich ein Verwandter des Abd-el-Kader, dessen Name auch hier in grossem Ansehen steht, ist; der Scherif hatte früher den alten Emir selbst kennen gelernt, und so war er mit einer Menge Einzelheiten von diesem und seiner Umgebung bekannt geworden. Wie ich schon früher einmal erwähnt habe, hatte Hadsch Ali ein altes Document oder Diplom bei sich, wonach er einen höhern Rang in der Religionsgenossenschaft Abd-el-Kader-Dschilali einnimmt; der Hauptsitz dieser angesehenen Sekte ist Bagdad. Um die Provenienz dieses Documents habe ich mich nie gekümmert, sondern mich nur an die Thatsache gehalten, dass damit Hadsch Ali sich Ansehen verschafft hat. In Tarudant hatte derselbe eine ganze Menge Leute in die Religionsgenossenschaft als Mitglieder aufgenommen; ob er dazu berechtigt war, weiss ich nicht, jedenfalls hatte er den Scherif des Ortes damit gewonnen; ja letzterer war ganz begeistert von meinem Dolmetsch gewesen und hatte ihn sogar aufgefordert, in Tarudant sich niederzulassen und seine, des Scherifs, Schwester zu heirathen.

Auch hier in Tenduf gelang es Hadsch Ali, den Scherif und die angesehenen Leute des Ortes zu überzeugen, dass er eine sehr hohe und einflussreiche Person sei, und damit war denn auch die Bevölkerung gewonnen, die mich von Anfang an für einen Christen hielt, aber auch nicht die mindesten Ausschreitungen sich zu Schulden kommen liess. Nebenbei sei bemerkt, dass, obgleich Hadsch Ali immer seine Eigenschaft als Scherif hervorhebt, die Familie des Abd-el-Kader nicht Schurafa sind; letzterer selbst gilt als ein Marabut. Schurafa sind bekanntlich Leute, die

einer Familie angehören, welche direct von Mohammed abzustammen vorgibt, also eine Art erblicher geistlicher Adel; unter einem Marabut dagegen versteht man einen Mann, der sich durch besondere Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnet.

Hadsch Ali, welcher sehr schlagfertig im Disputiren über religiöse Gegenstände ist, hat es überall durchzusetzen vermocht, für das gehalten zu werden, was er wünschte, und ich hatte hiervon nur Vortheil.

Wie in jeder Ortschaft, so fand sich auch hier ein Mann, der sich im Hause zu schaffen macht und uns durch kleine Dienstleistungen aller Art nützlich wird. In Tizgi war es Sidi Muhamed, der entlaufene marokkanische Soldat, gewesen, welchen ich als Diener engagirt hatte, hier in Tenduf fanden wir einen Tunesen, Namens Hadsch Hassan, der sich uns unentbehrlich zu machen wusste.

Hassan war eine abenteuerliche Natur und hatte sich überall in der Welt herumgetrieben; lange Zeit hat er auf Schiffen der französischen Messagerie gedient, ist sogar einmal ans Cap der Guten Hoffnung gekommen. Zuletzt war er Baschi-Busuk in dem türkisch-russischen Kriege gewesen und hat, glaube ich, in Armenien gestanden. Nach dem Kriege wurde er entlohnt, reiste nach Tunis und begann von da aus seine Wanderungen, die ihn vorläufig bis hierher nach Tenduf gebracht hatten. Er wollte das Grab eines Heiligen aufsuchen, um dort zu beten, und ist auf seinen Wanderungen wiederholt seiner ganzen Habe beraubt worden, zuletzt im Wad Draa durch Leute von Ait Tatta. Obgleich Hassan ausser Arabisch und Türkisch auch noch etwas Italienisch, Englisch und Französisch (letzteres recht gut) spricht und viel mit Europäern zusammengekommen ist, so habe ich selten einen so strenggläubigen und fanatischen Araber gesehen wie diesen Mann, und keiner hielt die Gebetstunden so pünktlich ein wie Hassan. Er erbot sich, mit mir zu

reisen und zwar die ganze Strecke, auch die Tour von Timbuktu zum Senegal. Dort wollte er, wie er meinte, sich niederlassen, entweder als französischer Soldat oder als Händler. Er ist ein sehr geschickter, brauchbarer Mensch, besonders auch trefflicher Koch, aber von ausserordentlich grosser Heftigkeit.

Scheich Ali und der Scherif des Ortes nahmen sich nun mit allem Eifer der Vorbereitungen zu der Wüstenreise an; wir kommen später noch einmal auf die Details dieser Ausrüstung zurück. Es steht fest, dass weder Scheich Ali noch einer seiner Verwandten mit uns reist, sondern dass wir einen Führer annehmen müssen. Unsere Freunde brachten uns einen alten Mann, und stellten uns denselben als den besten und erfahrensten Führer vor, der die Reise von Tenduf nach Arauan resp. Timbuktu gewiss schon funfzigmal gemacht habe, manchmal ganz allein als Briefbote! Meine beiden Dolmetscher fanden es bedenklich, einen so alten Mann allein als Führer zu nehmen, der uns möglicherweise auf der Reise sterben könnte; der Einwurf war jedenfalls beachtenswerth; aber einmal hatte ich nicht genügende Mittel, um noch einen zweiten Führer zu miethen, andererseits versicherten uns unsere Freunde in Tenduf, dass wir mit voller Beruhigung die Reise antreten könnten.

Der Preis, den Mohammed verlangte, war so hoch, dass ich verzichten musste, diesen Mann zu nehmen; schliesslich ging er herab auf 47 Mitkal Gold, 1 Mitkal zu ungefähr 12 Francs gerechnet; davon musste ein Theil im voraus erlegt werden, der Rest in Arauan. In letzterer Stadt müssten wir dann dortige Führer nehmen; auch rieth man uns, daselbst die Kamele zu verkaufen und bis Timbuktu nur Tragthiere zu miethen.

Tenduf ist ein kleines Städtchen mit ungefähr 100—150 Häusern, die sich in der Längsrichtung von Ost nach West erstrecken. Die einzelnen Häuser bilden grosse von

Mauern umschlossene Quadrate; als Material dient ein sehr fester, harter Lehm. Die Häuser sind fast ausschliesslich ebenerdig und die meistens hübschen grossen Wohnräume münden auf den grossen Hof, dessen Fussboden aus festgestampftem, mit Steinchen untermischtem Lehm besteht. Die Häuser stehen regellos zerstreut, ohne eigentliche Strassen zu bilden; eine Moschee mit viereckigem Thurme überragt alles. Auch das Grab eines Marabut gibt es bereits hier, das ganz so angelegt ist wie in Marokko, mit der üblichen kleinen Kuppel.

An der tiefsten Stelle des Ortes befindet sich ein Brunnen, und hier sind eine ganze Anzahl Dattelpalmen angepflanzt und Gemüsegärten angelegt. Der Ort macht einen sehr freundlichen, reinlichen Eindruck.

Tenduf ist eine offene Stadt und noch nicht dreissig Jahre alt; um seine Gründung hat sich Scheich Ali grosse Verdienste erworben und daher stammt das Ansehen, welches er hier geniesst; auch ist er der erste, welcher den Karavanenweg von hier nach Tizgi, über den Wad Draa, eingeführt hat. Tenduf ist überhaupt mit Rücksicht auf den Karavanenverkehr nach Timbuktu angelegt, um den umwohnenden Stämmen als gemeinsamer Ausgangspunkt zu dienen; seine Lage hierzu zwischen den Oasengruppen des Wad Draa und den kleinen Staaten Wad Nun und Sidi Hescham ist recht gut gewählt.

Ein wenig östlich von der Stadt ist ein kleiner Fluss, Wad Hauwera, der meistens etwas Wasser führt und in den Wad Merkala mündet. Dort befinden sich die Zeltdörfer der Maribda und Tazzerkant, deren Heerden von Kamelen, Schafen und Ziegen daselbst geweidet werden. In der Nähe sollen auch einige Salzteiche sein.

Die Bewohner von Tenduf gehören zum grössten Theil der Kabyle Tazzerkant oder Tadschakant an und sind berberischen Ursprungs, wie der Name sagt. Sie kleiden sich

in die hier üblichen blauen Baumwollstoffe, fallen aber auf durch dichtes und langes schwarzes Haar, während die bisher besuchten Araber und Scheluh den Kopf zu scheren oder auch zu rasiren pflegten. Es befinden sich aber auch reine Araber der Kabyle Maribda hier, während Juden nicht existiren. Die Frauen, zum Theil Negerinnen, kleiden sich ebenfalls in ein weites blaues Gewand, das den ganzen Körper einhüllt; dazu tragen sie meist rothe Lederpantoffeln. Das Gesicht ist bei den Frauen nicht verhüllt, wie in Marokko. Mir sind in Tenduf nur wenige Frauen zu Gesicht gekommen und das waren fast alles Negerinnen. Als das Oberhaupt des Ortes muss man den Scheich Ali von Maribda ansehen, der den ganzen umfangreichen Handelsverkehr der Tazzerkant mit dem Sudan leitet. Dieser Handel ist von grosser Bedeutung; sie reisen einerseits bis nach Marokko und Algerien, um vor allem Getreide und Datteln, ferner Pulver, Taback, Baumwollstoffe, Theer u. s. w. einzukaufen, andererseits führen sie dann einen Theil dieser Gegenstände nach Arauan und Timbuktu, um dafür die Producte des Sudan, vor allem Straussfedern und Sklaven, auch etwas Gold und Elfenbein zurückzubringen. Die Bewohner von Tenduf sind in Bezug auf Getreide abhängig von den Nachbarländern, da die Oase viel zu klein ist, um daselbst Felder anlegen zu können; nur einige wenige Gartenproducte vermögen sie nebst den Dattelpalmen zu cultiviren.

Jährlich einmal versammeln sich die Tazzerkant zu einer gemeinsamen Reise nach Timbuktu, Kafla-el-Kebir, die grosse Karavane, die oft mehrere tausend Kamele und einige hundert Begleiter zählt. Trotzdem ist dieselbe im Laufe der letzten Jahre wiederholt ausgeplündert worden. Die Karavane geht gewöhnlich im December oder Januar von Tenduf ab und kommt im Mai oder Juni zurück; der Werth der Waaren, welche ein solcher Handelszug mit sich bringt, soll sich auf mehr als 750000 Francs belaufen; mir

kommt diese Ziffer viel zu hoch vor, da in der letzten Zeit der Handelsverkehr in Timbuktu etwas abgenommen hat.

Als ich vor einigen Monaten Marokko verliess, um die Reise nach Timbuktu zu versuchen, war meine Absicht gewesen, mich einer Karavane anzuschliessen; ich hätte es nicht für möglich gehalten, allein, nur mit einigen Dienern quer durch die Sahara zu gehen. Die Zeit, in welcher grössere Karavanen die Reise anzutreten pflegen, war aber verstrichen, und es blieb mir nichts übrig, als acht bis neun Monate zu warten, eine Eventualität, die ernstlich von Scheich Ali besprochen wurde, oder aber allein zu gehen. Scheich Ali würde sich vielleicht entschlossen haben, mit mir zu gehen oder wenigstens einen seiner Neffen mitzuschicken, wenn er gesehen hätte, dass sich dabei für ihn ein Gewinn herausschlagen liesse. So aber sah er, dass ich weder viel Waaren noch viel Geld bei mir habe, und begnügte sich demnach, mir die Reise soviel als möglich zu erleichtern. In der That waren die Vorbereitungen und Ausrüstungen zu der bevorstehenden Reise mannichfacher Art, und zu Nutz und Frommen etwaiger Nachfolger mögen einige Details hier angeführt werden.

Obgleich die Sahara schon am Südrande des Atlasgebirges beginnt, so rechne ich doch die eigentliche Wüstenreise nach Timbuktu erst von Tenduf an; denn von letzterm Orte aus kann man noch in verhältnissmässig kurzer Zeit eine Reihe von Oasengruppen und dichtbevölkerte Gegenden erreichen, wie Wad Draa, Tafilalet, oder auch direct das Tuat, während nach Süden zu wochen- und monatelange Reisen nöthig sind, bis man wieder unter Menschen kommt.

Es ist zweifellos mehr zu empfehlen, Tenduf als Ausgangspunkt zu nehmen, als etwa das Tuat, Wad Draa, oder Tekna im Westen; bei der hiesigen Bevölkerung tritt die religiöse Unduldsamkeit bedeutend zurück gegenüber

dem Handels- und Speculationsgeist; letzterer beherrscht vollständig ihr Denken und Handeln, und mit einer geeigneten Anwendung von Geld kann man viel erreichen.

Wiederholt habe ich der Oasengruppe Tekna, südlich vom Wad Nun gelegen, gedacht und hatte dieselbe allen Ernstes auch einmal als Ausgangspunkt meiner Wüstenreise ins Auge gefasst, obgleich hier im Anfang dieses Jahrhunderts der englische Arzt und Reisende Davidson ermordet worden war; mir schien der Ort auch deshalb passend, weil, je weiter nach Westen zu man die Sahara durchquert, die Terrainschwierigkeiten um so geringer werden.

Tenduf erweist sich aber als ein in jeder Beziehung empfehlenswerther Ausgangspunkt. Die wichtigste Frage bei einer derartigen Reise bildet unstreitig die Wahl der Kamele; ist man doch einzig und allein auf dieses ebenso hässliche und störrische als wegen seiner Genügsamkeit und Leistungsfähigkeit unentbehrliche Thier angewiesen.

Ich habe in Tenduf noch ein zweites Kamel verloren und musste dasselbe durch ein neues ersetzen, welches 31 Duros kostete. Ein zweites, welches, wie früher erwähnt, stark blessirt ist, tauschte ich gegen Waaren und zwar gegen den sehr wichtigen blauen Baumwollstoff um, ich erhielt fünf Stück dafür, die ungefähr einen Werth von 20 Duros repräsentiren, sodass ich nun im ganzen neun starke, gesunde Kamele hatte, alle verschnittene und deshalb kräftigere Thiere.

Für den Transport der Waaren hatte ich grosse Säcke machen lassen aus einem groben braunen Stoff von Kamelhaaren. Zwei solcher Säcke, durch Stricke miteinander verbunden, werden über das Kamel gelegt, derart, dass sie an den Seiten herabhängen; eine daruntergelegte grosse Strohmatte schützt die Haut des Thieres vor der Reibung. Ueber dem Rücken des Thieres befindet sich eine Art gepolsterter Sattel mit einer Oeffnung für den Höcker. Die

Schwere der beiden Säcke betrug nicht mehr als einen Centner, da wir auch die Thiere zum Reiten benutzten und ausserdem zwei Wassersäcke dazukamen.

Mit grosser Sorgfalt hatte Scheich Ali sich der Versorgung mit Wasser angenommen. Ich hatte 18 grosse Schläuche von Ziegenfellen gekauft, die sorgfältig genäht und ausgetheert waren; eine kleine Oeffnung zum Auslassen des Wassers wird fest mit Bindfaden zugeschnürt. Jedes Kamel musste zwei solcher Wassersäcke tragen, die, gefüllt, auch gegen 60—70 Pfund wogen, sodass die Last des Thieres incl. eines Reiters weit über zwei Centner ausmachte. Die Karavanen belasten die Thiere noch höher, jedoch reisen dieselben ausserordentlich langsam und legen nur einige Stunden täglich zurück, sodass die Thiere sich öfters erholen können.

Diese Ziegenschläuche sind in jenen Gegenden überall gebräuchlich und man kennt überhaupt nichts anderes zum Transport. Sie sind auch im allgemeinen ganz praktisch, nur ist das Wasser zu sehr der Verdunstung ausgesetzt. Rohlfs hat bekanntlich einmal Blechkisten in die Technik des Wüstenreisens eingeführt; sie haben vor allem die zwei grossen Vortheile, dass das Wasser nicht verdunstet und nicht verdirbt; die Betheerung der Innenseiten der Schläuche hält nicht lange an, und sowie ein Fleckchen diesen Ueberzug verliert, beginnt rasch eine Verwesung der Haut und das Wasser bekommt einen abscheulichen Geschmack. Indess kann man eine solche Neuerung, wie Blechkisten, nur bei einer grossen, aus mehrern Europäern und zahlreicher Bedeckung bestehenden Expedition einführen, die grosse Mittel zur Verfügung hat; selbst wenn ich solche besessen hätte, würde ich doch, um das Aufsehen zu vermeiden, solche Blechkisten nicht haben anwenden dürfen. Ausser den 18 grossen Schläuchen besass ich noch zwei aus Segeltuch verfertigte und gut genähte Eimer, die oben zum Zu-

binden eingerichtet und mit einem eisernen Haken versehen waren, um sie überall an einem geeigneten Punkt aufhängen zu können. Mit diesen 20 Schläuchen voll Wasser konnten wir, ganz besondere Unglücksfälle abgerechnet, schon 8—10 Tage auskommen, selbst mit Berücksichtigung einer funfzigprocentigen Verdunstung. Ich übertrug Hadsch Hassan speciell die Obsorge für das Wasser, und derselbe hat auch späterhin mit grosser Hartnäckigkeit das ihm anvertraute werthvolle Nass vertheidigt.

Die Wasserschläuche wurden den Kamelen unter die Waarensäcke beiderseits angebunden und zwar derart, dass sie sich in einer horizontalen Lage befanden. Ein Blecheimer ist nützlich, um bei den Brunnen die Kamele zu tränken, ebenso muss man für eine grössere Quantität Stricke sorgen. Eine Büchse voll Theer sollte gleichfalls mitgenommen werden, um die Schläuche öfters austheeren zu können; leider hatte ich es unterlassen, früher dafür zu sorgen, und in Tenduf gab es keinen zu kaufen. Grosse Nadeln zum Zunähen der Waarenballen, Beile und etwas Handwerkszeug ist gleichfalls nützlich mitzunehmen.

Meine Expedition bestand aus acht Personen mit neun Kamelen; ausser mir und den beiden Interpreten Hadsch Ali und Benitez waren von den marokkanischen Dienern noch übrig Kaddur und Faraschi; dazu der in Tizgi aufgenommene Sidi Muhamed nebst Hadsch Hassan; endlich der alte Führer Mohammed, dessen Alter und ausgetrocknete Gestalt uns anfangs einige Besorgnisse einflösste, der sich aber späterhin ausgezeichnet bewährt hat.

Bekleidet waren wir sämmtlich mit einer weiten Toba aus dünnem blauen Baumwollstoff, ebensolchen kurzen Hosen und, einige wenigstens, mit einem Hemd; dazu gelbe Lederpantoffeln, und Kopf und Untertheil des Gesichts mit einem langen blauen Tuch von demselben blauen Stoff umwunden, sodass nur die Augen und die Nase sichtbar waren. Hadsch

Ali trug auch hier noch die weisse marokkanische Dschelłaba und einen weissen Turban. Auf dem Hinterhaupte trugen wir noch unter dem blauen Turban einen rothen Tarbusch (Fez), um besser gegen die Einwirkung der Sonne geschützt zu sein. Diese Kleidung, besonders die weite Toba ist zwar beim Gehen und überhaupt jeder Bewegung für den nicht daran Gewöhnten unbequem, aber sie ist luftig und leicht.

Eins meiner in Tanger verfertigten Zelte hatte ich bei Scheich Ali zurückgelassen, um nicht zu viel Gepäck zu haben, und ich theilte mein zweites Zelt mit Hadsch Ali und Benitez; für die Leute hatte ich noch ein grosses aus Kamelhaarstoff verfertigtes Zelt nebst den nöthigen Stangen anfertigen lassen.

Wir hatten drei Matratzen zum Schlafen mitgenommen, die Diener begnügten sich mit Teppichen. Ich hatte in Tanger durch die Güte des deutschen Ministerresidenten Weber mehrere Feldbetten erhalten, die recht praktisch waren und die wir auch bisher benutzt hatten; aber wir fanden es angezeigt, dieselben hier auch zurückzulassen und uns der landesüblichen Matratzen, die mit Watte ausgelegt sind, zu bedienen. Ich habe mir nicht versagen können, während der Reise weisse Bettwäsche zu benutzen, und habe es auch beständig durchgeführt.

Für die Reinhaltung des Körpers kann während einer Wüstenreise nicht viel geschehen; meine Begleiter und Diener benutzten das Wasser zum Waschen nur, wenn wir an einem Brunnen waren, also ungefähr jeden zehnten Tag; ich selbst habe allerdings den unter den gegebenen Verhältnissen kaum zu rechtfertigenden Luxus getrieben, einen kleinen Theil des Wassers täglich zum Waschen zu benutzen; es erregte dies wiederholt den Unwillen meiner arabischen Begleitung, besonders wenn es mit dem Wasservorrath zur Neige ging.

Die Kamele wurden natürlich nur geträukt, wenn wir an einen Brunnen kamen; zehn, ja wol auch zwölf Tage müssen diese Thiere ohne Wasser aushalten; freilich geht es dann die letzte Zeit recht langsam vorwärts. Ich muss hier auf die noch immer unter sonst ganz vernünftigen Leuten verbreitete, ja sogar in manchen Lehrbüchern für Schulen gedruckt zu findende Ansicht kommen, wonach das Kamel im Magen ein Wasserreservoir habe und im nöthigen Falle von den Arabern getödtet würde, um dieses Wasser zu benutzen! Es widerspricht zunächst eine derartige Ansammlung von Wasser allen Lehren der Physiologie und des ganzen Lebensprocesses; dann muss man sich doch klar machen, wie ein solches Wasser beschaffen sein würde, und muss den Werth eines Kamels für den Araber berücksichtigen. Aber vor alter Zeit haben Schulmeister gepredigt, dass das Kamel, weil es längere Zeit kein Bedürfniss nach Wasser hat, ein Reservoir mit sich herumtrage, und folglich wird es noch heute geglaubt; gewisse von Jugend auf gehörte Sachen lassen sich selbst die verständigsten Leute nicht ausreden; mit einer Zähigkeit wird da an alten Ammenmärchen gehangen, die einer bessern Sache würdig wäre. Weniger gewissenhafte Reisende, die nur das Bestreben haben, interessante und unerhörte Erlebnisse mittheilen zu können, haben freilich viel dazu beigetragen, dass über gewisse Gegenden und deren Bewohner die confusesten Ansichten verbreitet sind; dahin gehört auch die Sage von dem nicht auszurottenden Wüstenlöwen.

Was nun die Ernährung während der Wüstenreise betrifft, so habe ich gleichfalls einen für dortige Verhältnisse unerhörten Luxus getrieben, und mein Führer meinte wiederholt, er sei schon so alt geworden, aber in dieser Weise sei er noch nie nach Timbuktu gereist. Ich habe in Tenduf mehrere Schafe gekauft und das gesalzene Fleisch an der Sonne trocknen lassen, sodass es sich längere Zeit hielt.

Dasselbe gab, späterhin gekocht, doch ein ziemlich geniessbares Fleischgericht. Ferner hatte ich gekauft grosse Quantitäten Kuskus und Reis, etwas Mehl, einen grossen Ledersack voll Butter, einen Sack Datteln für meine Diener; ich habe gefunden, dass dieselben zu leicht Durst erzeugen, obgleich ich hier ganz vortreffliche Datteln zu kaufen erhielt. Man presst die frischen reifen Datteln in dicke Lederschläuche, sodass eine Art riesige Dattelwurst entsteht, die man dann mit Messern in Streifen schneidet. Ferner hatte ich noch eine grosse Quantität des von Marrakesch mitgenommenen Hartbrotes. Sehr wichtig sind Thee, Kaffee und Zucker, sowol wegen des eigenen Gebrauchs als auch zum Eintauschen und zu Geschenken; ebenso sind werthvoll als Handelswaare Kerzen und bunte Seide in Schnüren. Ich habe gefunden, dass Kaffee ein gar nicht zu ersetzendes Erholungs- und Reizmittel nach einer anstrengenden Tour ist, und ich habe nur lebhaft bedauert, dass ich keine grössere Quantität mit mir genommen hatte. Einige Flaschen Wein und Cognac hatte ich als Medicamente in dem Gepäck versteckt; ich durfte diese niemand sehen lassen, da die Mohammedaner hier sehr streng in dieser Richtung sind. Schliesslich hatte ich noch einige wenige Büchsen Conserven und Fleischextract.

Die Araber und Scheluh hier sind gewöhnt, während der Reise sehr mässig zu leben, und sie begnügen sich mit einer Art Knödel aus Gerstenmehl und Butter, die sich lange halten; ich konnte dieser Speise keinen Geschmack abgewinnen. Irgendein Jagdergebniss hatten wir natürlich nicht und ist auch gar nicht darauf zu rechnen; wol sahen wir hin und wieder Gazellen und Antilopen in weiter Ferne vorüberhuschen, aber an eine Verfolgung ist nicht zu denken.

Eine solche Karavane ist ein äusserst schwerfälliger Apparat, der nie aus seiner regelmässigen Bewegung gebracht werden darf, ohne dass das Ganze Schaden leidet.

Jeder Verlust an Zeit durch Umwege, unnütze Aufenthalte u. s. w. kann sich schwer rächen; an jedem Tage muss ein bestimmtes Pensum abgelaufen werden, wenn man nicht mit Wasser und Provisionen in Noth kommen soll.

Als Feuerungsmaterial dienten die niedrigen holzigen Kräuter, welche die Kamele frassen, auch fand sich oft ein Akazienbaum, dann wurden aber auch die trockenen und steinharten Excremente der Kamele sorgfältig gesammelt, um als Brennstoff zu dienen.

Taback hatten wir ziemlich viel von Tanger aus mitgenommen; die Mehrzahl der hier lebenden Mohammedaner raucht übrigens nicht und findet es, wenn auch nicht direct für verboten, so doch für unschicklich.

Während wir die Tour von Tizgi nach Tenduf in Tagereisen zurückgelegt hatten, wurde später bis Arauan nur während der Nacht gereist. Wir brachen abends gegen 6 Uhr auf und ritten meist ununterbrochen bis zum andern Morgen um 6 oder 7 Uhr, je nachdem sich ein Futterplatz für die Kamele bot. Die Thiere wurden ihrer Last entledigt und auf die Weide getrieben, meist ohne Aufsicht, da sie sich nie weit entfernen. Wir selbst schlugen die Zelte auf, richteten die Betten her und liessen Thee oder Kaffee kochen; dann wurde etwas geruht; gegen 11 Uhr wurde ein Mahl eingenommen, bestehend aus Reis oder Kuskus, mit Butter angemacht, und etwas getrocknetes Fleisch und Brot; danach Thee oder Kaffee. Darauf legte sich alles schlafen. Das war die beste, und meistens sogar einzige Zeit, in der ich meine Tagebücher schreiben und das Beobachtete und Erlebte notiren konnte. Gegen 5 Uhr erhob sich alles; es wurde schnell noch einmal Reis oder Kuskus gekocht und dann wurden die Kamele eingetrieben und beladen.

So spielte sich ziemlich gleichförmig jedes Bivuak volle dreissig Tage hindurch ab, während welcher Zeit wir keinen Menschen gesehen haben.

ZWEITES KAPITEL.

REISE VON TENDUF NACH ARAUAN.

Aufbruch von Tenduf. — Hamada Ain Berka. — Duachel. — Dschuf-el-bir. — Kreb-enneggar. — Kohlenkalkpetrefacten. — Es-Sfiat. — Wad-el-Hat. — Erosionsformen. — Igidi. — Tönender Sand. — Glockenberg. — Dünen. — El-Eglab. — Kamelspuren. — Regen. — Wad-el-Dschuf. — Bir Tarmarant. — Areg. — Wad Teli. — Steinsalz. — Taudeni. — Reste von uralten Mauern. — Steinwerkzeuge. — Grosse Hitze. — Wad-el-Dschuf. — Hadsch Hassan. — Hamada-el-Tuman. — Bir Unan. — El-Dschmia. — Bab-el-wa. — El-Meraia. — Ankunft in Arauan.

Nachdem in Tenduf alle Vorbereitungen zur Reise nach Timbuktu getroffen worden waren, bestimmte man den 10. Mai 1880 zum Aufbruch als den Tag, mit welchem der Neumond beginnt. Wir standen schon in der Nacht um 3 Uhr auf und kurz nach 4 Uhr war alles gepackt, und fort ging es! Scheich Ali und Amhamid begleiteten uns ein Stück Weges, und dann folgte ein wirklich rührender Abschied; der alte würdige Scheich selbst weinte und der schwarze Amhamid gab seinem Schmerze in der heftigsten Weise Ausdruck. Scheich Ali hat viel, sehr viel für mich gethan, und ihm allein verdanke ich es, dass ich das so viel erstrebte Timbuktu erreicht habe. Meinen aus Marokko mitgenommenen Leuten war das Herz schwer bei dem bevorstehenden Unternehmen, und sie mochten sich die zu erwartenden Gefahren in grellen Bildern vorstellen. Aber

sie waren äusserlich wenigstens ruhig und gefasst. Ich werde erst völlig beruhigt sein, wenn wir ein derbes Stück in der Wüste drin sind, sodass an eine Umkehr nicht mehr gedacht werden kann.

Noch lange sahen wir den davonreitenden Freunden nach, bis sie uns endlich den Augen entschwanden, und entschlossen ging es nun unter Führung unsers vortrefflichen Mohammed vorwärts. Die erste Zeit benutzten wir grossentheils den Tag zum Reisen, später erst die Nacht.

Der erste Reisetag währte von früh 4 Uhr bis nachmittags 3 Uhr, also 11 Stunden, wovon aber 2 Stunden abzuziehen sind, die wir durch kurzen Aufenthalt an einigen Orten, durch das Futtersuchen der Kamele u. s. w. verloren. Die Hauptrichtung, die wir für längere Zeit beibehalten werden, ist eine südöstliche.

Gleich nachdem man Tenduf, das in ungefähr 395 m Seehöhe liegt, verlassen hat, verschwinden auch die kleinen Berge und Hügelzüge, und man betritt wieder die mit zahllosen Quarzgeröllen bedeckte Hamada, die hier nach einem etwas abseits gelegenen Brunnen Hamada Ain Berka heisst. Wir passirten das schmale Bett des Wad Tatraa, der wie alle Flüsse der westlichen Sahara von Ost nach West geht und sich wahrscheinlich später mit dem Wad Merkala vereinigt. Kamelfutter findet sich hier nicht selten; nach einigen Stunden gelangten wir an eine Duachel genannte Localität, die als letzter Lagerplatz für die von Timbuktu kommenden Karavanen dient. Hier rüstet man sich nach langer und gefährlicher Reise, reich beladen mit den Schätzen des Südens, zum Einzug in Tenduf, dem Ausgangspunkt der Reise. Von hier an erhebt sich das Terrain wieder und wir betreten den Rand eines kleinen, aus horizontal liegenden Schichten eines lichten, etwas porösen Kalksteins bestehenden Plateau, des Plateau el-Duachel. Bald erscheinen die ersten Sandhügel, vorläufig noch isolirt und

nicht zu ganzen Bergketten vereinigt. Bei einer Dschuf-el-bir genannten Gegend hielten wir gegen 3 Uhr nachmittags. Der Führer, dem von Scheich Ali auf das ernsteste eingeprägt worden war, für unsere Sicherheit zu sorgen, verbot ausdrücklich, die ersten Tage Zelte aufzuschlagen, da dieselben weithin sichtbar sind und von etwa in der Nähe herumstreifenden Arabern bemerkt werden könnten; ebenso durften wir in der Nacht kein Licht anzünden und das nöthige Feuer nur innerhalb des grossen Zeltes. Der Mann war vielleicht zu ängstlich, aber wir befolgten natürlich seinen Rath, schon um ihn bei guter Laune zu erhalten. Die Thiere wurden zur Weide getrieben und wir suchten es uns zwischen den Gepäckstücken so bequem als möglich zu machen. Den ganzen Tag über hatte ein ziemlich starker Westwind geweht, der eine angenehme Kühlung brachte, sodass der Marsch ziemlich erträglich war. Gegen Abend hatten wir nur 20° C. an unserm Lagerplatz.

Am folgenden Tage ritten wir von $5^1/_2$ Uhr bis 3 Uhr mit nur einer halbstündigen Unterbrechung. Die Nacht, die wir ohne Zelte verbracht hatten, war bitter kalt, und als wir um 4 Uhr aufstanden, zeigte das Thermometer nur 8° C., sodass der Führer einige Zeit mit dem Aufbruch wartete. Der Weg führte die ganze Zeit über dieses aus Kalkstein bestehende Dschuf-el-bir, das eine Seehöhe von 396 m hat. Der Boden ist abwechselnd mehr sandig oder steinig, flache Hügel von weissem Kalk ragen stellenweise über das Niveau, aber sie sind meistens mit Flugsand bedeckt, sodass sie wie Dünenberge ausschauen. Gegen 3 Uhr kamen wir an einen Ort, der reichlich Kamelfutter bot, und hielten wir hier in derselben Weise wie am Tage vorher. Die Einsamkeit und Ruhe der Hamada macht einen überwältigenden, grossartigen Eindruck; nicht ein lebendes Wesen, kein Vogel, keine Schlange, keine Gazelle, kein Insekt ist uns aufgefallen, eine völlige Einöde.

Am 12. Mai von früh 5 bis mittags 2 Uhr zu Kamel gesessen, mit nur einstündigem Aufenthalt. Der heutige Tag war bedeutend heisser als die frühern, trotzdem dass etwas Wind wehte. Die Hauptrichtung ist noch immer südöstlich. Hier in dieser Gegend vereinigen sich die beiden grossen Karavanenrouten von Tenduf und Tafilalet, sodass der Führer ängstlich und vorsichtig wurde, da sich leicht ein Paar Wegelagerer finden könnten, die zufällig daherkommende Reisende anfallen.

Hier endete auch die Dschuf-el-bir genannte Kalksteinplatte und wir stiegen etwas abwärts; die Gegend hiess Kreben-neggar und bestand aus dünnplattigen Kalksteinen mit zahlreichen Petrefacten, die der Kohlenkalkformation angehören. Der Abstieg ging sehr allmählich vor sich, der Höhenunterschied beträgt aber doch mehr als 130 m; denn diese Gegend hatte nur 260 m Seehöhe.

Bald erschien eine Partie einzelner Sandhügel; man nennt diese Region Es-Sfiat; darauf kam mit zahllosen Quarzgeröllen bedecktes felsiges Terrain, worauf Massen von fossilen, paläozoischen Petrefacten sich finden, und dann gelangten wir an ein breites, aber flaches Flussbett, Wad-el-Hat, an dessen jenseitigem Ufer wir die Nacht zu verbringen beschlossen. Das Kamelfutter war hier dürftig und die Thiere mussten sich ziemlich weit vom Lagerplatz entfernen; wir aber schlugen die Zelte auf und richteten uns wieder einmal ordentliche Schlafstätten her, obgleich der abgehärtete Führer sich darüber lustig machte. Derselbe ist wirklich ohne alle Bedürfnisse, mit Ausnahme für Thee. Diesen geniesst er mit sichtlichem Behagen und kann davon nicht genug erhalten. Ich finde, dass meine beiden neu aufgenommenen Diener nicht recht harmoniren, auch Benitez verträgt sich mit Sidi Muhamed nicht, der den Verdacht ausgesprochen hat, Benitez sei ein Christ. Dem muss nun allerdings von vornherein aufs energischste entgegen-

getreten werden, sonst könnte es für Benitez schlimm ausfallen. Sidi Muhamed war mir immer ein unsympathischer Mann, aber ein Mann von unersetzlicher Arbeitskraft; unermüdlich ist er beim Auf- und Abladen der Kamele, beim Zeltaufschlagen, Feuermaterialsammeln u. dgl., sodass ich immer zu versöhnen suche.

Die von Anfang an, seit dem Tage, als wir Tanger verliessen, bestehende Eifersucht Hadsch Ali's gegen Benitez glimmt auch noch fort und kann bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch kommen.

Am 13. Mai hatten wir einen langen Ritt von 6 Uhr morgens bis 5 Uhr abends mit einstündigem Aufenthalt. Wir schlugen eine etwas südlichere Richtung ein, um nicht mit den beiden genannten grossen Karavanenrouten in Collision zu kommen und etwa jemand zu begegnen. Wir sind nur sicher, wenn wir absolut mit keinem Menschen in Berührung kommen.

Wir beobachteten heute wieder die auffallenden ruinenartigen Erosionsformen in den stehen gebliebenen Resten der die paläozoischen Schichten bedeckenden Bildungen von jungem geologischen Alter und gelangten bald wieder in ein trockenes Flussthal, welches sich zweifellos mit dem erwähnten Wad-el-Hat vereinigt; dieser soll dann südlich von Tekna in den Ocean münden. Die Strecke zwischen diesen beiden Flussthälern heisst Kerb-el-biad.

Von hier an bis zu unserm Nachtlager war der Boden mit zahlreichen kleinen Sanddünen bedeckt (el-Areg arabisch), gewissermassen die Vorläufer der Igidiregion. Rechts von unserm Wege liessen wir den Brunnen Anina, mit einigen Palmen, liegen; die Landschaft heisst danach Kerb-el-Anina; dieser Brunnen liegt an der von den grossen Karavanen gewählten Route, ebenso wie die früher erwähnte Ain-berka.

Fossile Crinoiden und Korallen fanden sich auch hier

reichlich in dem schieferigen Gestein, welches den Boden zusammensetzt; auch fand ich hier das erste mal Fragmente von grossen flachen Gipskrystallen.

Die Höhe des Terrains ist noch dieselbe wie gestern, ungefähr 260 m; die Hitze war heute bedeutend, gegen Mittag hatten wir 40° C. im Schatten, abends um 5 Uhr noch immer 32° C.

Der folgende Tag führte durch ein völlig steriles ebenes Terrain, ohne Kamelfutter, eine spiegelglatte felsige Ebene. Der Marsch währte von früh 6 bis abends 6½ Uhr, die ermüdeten Kamele, die seit sechs Tagen kein Wasser erhalten haben, liefen schon recht langsam. Das Terrain steigt langsam an, je mehr wir uns der grossen Dünenregion Igidi nähern; mit dem ersten Auftreten von Sand fand sich auch eine spärliche Vegetation und Kamelfutter.

Die heutige Strecke war die ödeste und traurigste gewesen, die wir noch gesehen hatten; nichts als starrer nackter brauner Felsboden, ohne das geringste Zeichen von organischem Leben. In der Igidiregion hoffen wir auch Wasser zu finden; schon kurz nach Betreten derselben steigt das Terrain an und wir haben beim Nachtquartier bereits die Höhe von 340 m erreicht.

Der nächste Morgen (15. Mai) war wunderschön und wurden wir besonders angenehm berührt durch Vogelgesang; die Wüstenlerche schmetterte in der schönen reinen Luft ihren Morgengesang gen Himmel. Wir hatten heute nur einen kurzen Marsch von 6—12 Uhr, aber sehr ermüdend für die Thiere, da wir eine ganze Reihe von Dünen zu übersteigen hatten; der Aufstieg von Norden hier ist gewöhnlich ein sanfter, während der Abfall nach Süden, oder Südosten hin meist ein sehr steiler ist, sodass wir manchmal erst den Thieren eine Art Weg machen mussten. Bis über die Knie sanken die beladenen Thiere in den

weichen, reinen Sand ein, hin und wieder stürzte wol auch eins, ohne jedoch Schaden zu nehmen.

Etwas rechts von unserm Wege liegt inmitten der Sandregion der Brunnen Bir-Bel-Abbas, der von den Karavanen besucht wird; mein Führer aber, um ein etwaiges Zusammentreffen mit Menschen zu vermeiden, zog es vor, nach Wasser zu suchen. Ortskundig und mit allen Verhältnissen vertraut, erreichten wir denn auch gegen 12 Uhr eine Vertiefung inmitten der riesigen Sandmassen und schlugen die Zelte auf. Schon in einem halben Meter Tiefe stiessen wir auf Wasser; es wurde nun ein Loch von ungefähr einem Fuss Durchmesser gegraben und dessen Seitenwände mit dem hier wachsenden groben, schilfartigen Gras ausgekleidet. Wir fanden denn auch genügend Wasser, sowol um diejenigen der Wasserschläuche, welche unterwegs geleert worden waren, wieder zu füllen, als auch um die Kamele zu tränken.

Die Gegend in dieser Sandregion ist recht belebt. Schon früh morgens liessen wir eine „Drei Palmen" genannte Localität zur Rechten liegen; verschiedene Kräuter und Gräser wachsen hier in Ueberfluss und wir erblickten gar nicht selten Heerden von Gazellen und wilden Rindern flüchtig vorübereilen, ohne dass wir zum Schuss kamen.

Der Bivuakplatz hat bereits wieder die Höhe von 375 m, sodass wir die ganze Strecke von Dschuf-el-bir als eine Einsenkung aufzufassen haben, aus der alle jüngern geologischen Bildungen bis zur paläozoischen Unterlage weggeschwemmt sind.

Mit meinen Leuten habe ich jetzt wieder allerhand Sorgen; Kaddur ist schwer erkrankt, wahrscheinlich an verdorbenem Magen, und der Zwiespalt zwischen Benitez und Hadsch Ali wird täglich grösser; ersterer benimmt sich dabei möglichst ruhig unter Berücksichtigung der Umstände, unter denen er reist.

Das Wasser, welches wir auf die angegebene Weise gewonnen haben, ist rein, nur das Schilf gibt ihm einen eigenthümlichen Beigeschmack; beim Tränken der Thiere, was keine leichte Arbeit ist, zeigen sich die beiden neuen Diener, die bei der Krankheit Kaddur's alles allein machen müssen, sehr thätig und willig; sie haben grosse Fürsorge für die Kamele, und bei Erreichung eines Brunnens ist es stets das erste, die Thiere zu tränken; das Aufschlagen der Zelte u. s. w. kommt erst in zweiter Linie.

Hier in dieser Igidiregion beobachtete ich das interessante Phänomen des tönenden Sandes. Inmitten der Einöde hört man plötzlich aus dem Innern eines Sandberges herauskommend einen langen dumpfen Ton, wie von einer Trompete, der einige Secunden anhält, dann aufhört, um nach kurzer Zeit aus einer andern Gegend wieder zu ertönen. Es macht dies in der todtenstillen menschenleeren Wüste einen unheimlichen Eindruck. Es muss hier gleich bemerkt werden, dass es sich durchaus nicht um eine akustische Täuschung, wie man etwa auch optischen Täuschungen unterworfen ist, handelt; nicht nur ich, sondern alle meine Leute hörten diese dumpfen Töne, und der Führer Mohammed hatte uns schon am Tage vorher auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht.

So seltsam diese Erscheinung ist, so steht dieselbe doch nicht vereinzelt da und man kennt schon verschiedene analoge Fälle. Wir übergehen hier die akustischen Erscheinungen, welche bekannt sind als das „singende Thal Thronecken“, oder als die „singenden Wälder im Schillukland“ (Schweinfurth), das „Glockengeläut“ an der Koralpe auf der steirischen Grenze, sowie auch die Musik der Meeresbrandung und der Wasserfälle, für welche letztere man gefunden haben will, dass in dem Rauschen der Wasserfälle stets der C-Dur-Dreiklang (C E G) und daneben das tiefere, nicht zum Accord gehörige F gehört wird.

Hier spielt mehr oder weniger die bewegte Luft eine Hauptrolle, es ist dies also ein ganz anderes Phänomen als der singende Sand. Die am längsten bekannte und am häufigsten besuchte Localität, wo dieser „sable sonnant“ sich findet, ist der Glockenberg, Dschebel Nakus, auf der Sinaihalbinsel. Es ist dies angeblich ein nur wenig vom Meeresufer entfernter, kaum 300 Fuss hoher, steiler Sandsteinkegel, der auf seinen beiden Seiten Abhänge von 150 Fuss Höhe und eine derartig starke Neigung besitzt, dass der durch Verwitterung des Sandsteins entstehende Quarzsand sich eben noch auf demselben im Gleichgewicht erhalten kann, solange er nicht durch äussere Veranlassung in seiner Ruhelage gestört wird.

Erklettert man diesen Felsen, so vernimmt man sehr häufig einen Ton, der demjenigen ähnlich ist, welcher entsteht, wenn man mit einem hölzernen Schlägel auf eine Metallscheibe schlägt. In den Sinaiklöstern benutzt man, aus Mangel an Glocken, solche Metallscheiben, um die Gebetstunden zu verkünden. Die umwohnenden Araber haben nun sogleich die Erklärung bei der Hand: in dem Berge ist ein verzaubertes christliches Kloster und die Glockentöne rühren von den Mönchen her, welche da unterirdisch hausen. Der deutsche Reisende Ulrich Jasper Seetzen, der im Anfang dieses Jahrhunderts jene Gegend besuchte, berichtet auch bereits über den Glockenberg und gibt eine ebenso einfache als völlig ausreichende Erklärung des Phänomens. Die Reisegesellschaft bemerkte schon beim Hinaufsteigen einen eigenthümlichen säuselnden Ton, der offenbar nicht aus dem harten Felsen kam, sondern von dem bewegten lockern Quarzsand herrührte. Später, als die Sonne schon hoch stand, hörte man einen starken Ton, anfangs ähnlich dem eines Brummkreisels, der allmählich in ein starkes Dröhnen überging. Seetzen constatirte nun auf sehr einfache Weise, dass das Geräusch allein von dem

in Bewegung befindlichen Sand herrührt, ohne Mitwirkung des Windes: er kletterte bis zur Spitze des Berges, rutschte dann den steilen Abhang herab, indem er mit Händen und Füssen den Sand in Bewegung setzte, und erzeugte dadurch ein solches Getöse, dass der ganze Berg in einem schreckenerregenden Grade zu beben und bis in seine Grundtiefen erschüttert zu werden schien. Seetzen verglich die bewegte Sandschicht mit einem mächtigen Violinbogen, der über die rauhe Unterlage herabstreicht und in tönende Schwingungen versetzt wird. Auch Ehrenberg hat 1823 diesen Berg besucht und, wie mir scheint, eine so vollkommen genügende Erklärung des Phänomens gegeben, dass man eigentlich nicht begreift, wie man sich nicht damit zufrieden gibt, sondern hier immer noch eine Wirkung des Windes herausfinden will. Die auch zum Vergleich herbeigezogenen Erscheinungen an den Memnonssäulen in Aegypten oder die musikalischen Granitfelsen, welche A. von Humboldt in Südamerika fand, scheinen mir nicht passend gewählt, da sowol die Art und Weise des Auftretens des Phänomens sowie die Erklärung nichts Gemeinsames mit dem singenden Sande in den Wüsten haben.

Ehrenberg also bestieg den Glockenberg gleichfalls und hörte bei jedem Schritt eine kleine Verstärkung des Tones, welcher in dem Masse anschwoll, als die Menge des bewegten Sandes zunahm, und endlich so stark wurde wie ein ferner Kanonendonner.

Ehrenberg erklärt nun die Mächtigkeit der Schlusswirkung durch die Anhäufung kleiner Wirkungen, ähnlich wie bei einem Lavinensturz. „Die ungefähr 150 Fuss hohe und unten ebenso breite Sandfläche erhebt sich unter einem Steigungswinkel von 50 Grad und ruht daher mehr auf sich selbst als auf dem Felsen, der ihr nur ein schwaches Anlehnen gestattet. Der Sand ist grobkörnig und aus sehr reinen, gleichmässigen Quarzkörnchen von $^1/_6$—$^1/_2$ Linie

Durchmesser gebildet. Die grosse Hitze dörrt den Sand am Tage bis auf eine gewisse Tiefe aus (während derselbe allnächtlich vom Thau durchfeuchtet wird) und macht ihn dann ebenso trocken wie klangfähig. Wird nun durch das tiefe Einsenken eines menschlichen Fusses ein leerer Raum im Sande gebildet, so wird dadurch die ganze über diesem Punkte befindliche hohe Sandschicht ihres Stützpunktes beraubt und beginnt langsam in ihrer ganzen Länge sich in Bewegung zu setzen. Durch das seitliche Zufliessen des Sandes und die wiederholten Tritte gelangt endlich ein grosser Theil der gesammten Sandschicht des Abhanges in Bewegung und bewirkt durch die Reibung auf den darunterliegenden ruhenden Theilen ein Geräusch, welches aus einem Summen in ein Murmeln und endlich in ein Dröhnen übergeht und um so überraschender ist, als man von dem Rieseln und der allgemeinen Bewegung der oberflächlichen Sandschicht nicht viel sieht. Nach dem Aufhören der Störungen nimmt allmählich auch das Rutschen ab, je nachdem sich die Lücken wieder geschlossen, die Sandsäule unten eine stärkere Basis erhalten und wieder in eine Ruhelage zurückgekehrt ist.“ Diese Erklärung ist völlig begründet und passt auch vollständig auf die Verhältnisse in der Igidiregion der westlichen Sahara.

Die langgestreckten Sanddünen von Igidi, welche ganze Bergreihen mit scharfen Kanten und Spitzen bilden, haben, wie alle Dünen, eine flachansteigende dem Winde zugewendete Fläche und einen stärker geneigten, zum Theil sogar sehr steilen Absturz auf der entgegengesetzten Seite. Auch hier bestehen dieselben aus einem lockern, sehr reinen, lichtweingelben Quarzsand, der durch die Sonne völlig ausgeglüht ist. Werden nun diese Sandberge von einer Karavane überschritten, so tritt eine Bewegung der locker aufgehäuften, klangfähigen Quarzkörnchen ein, welche Bewegung, anfangs nur auf einen kleinen Raum beschränkt,

immer grössere Kreise in Mitleidenschaft zieht und sich lavinenartig über den ganzen Abhang eines solchen Sandberges verbreitet. Die Bewegung der lockern Sandkörner hat ein schwaches Aufeinanderstossen derselben zur Folge, wodurch ein wenn auch noch so geringer Ton erzeugt wird; durch die ungeheuere Masse der bewegten Sandkörner und die Summirung der einzelnen äusserst schwachen Töne resultirt nun ein Geräusch, das, wie eben in Igidi und auf der Sinaihalbinsel, eine ganz ausserordentliche Stärke erreichen kann. Das Phänomen findet in der Regel nur statt, wenn der Sand auf künstliche Weise, durch Menschen oder Kamele, in Bewegung gesetzt wird, und zwar wenn die Störung des Gleichgewichts etwas tief einwärts geht; Kamele tauchen oft knietief in den lockern Sand; eine blos oberflächliche Bewegung des Sandes, wie sie auch durch den Wind bewirkt werden kann, wird das Phänomen nur in viel schwächerm Grade hervorbringen können. Als Vorbedingungen bei dem Phänomen des „tönenden Sandes“ müssen also betrachtet werden: heisses trockenes Klima, reiner Quarzsand und stark geneigte Rutschfläche; die Veranlassung zur Hervorbringung des Geräusches ist eine mechanische, möglichst kräftige Störung des labilen Gleichgewichts der Quarzkörner. Es mag vielleicht unverständlich erscheinen, wie das schwache Geräusch fallender Quarzkörner im Stande sei, zu einem Trompeten-, ja zu Donnertönen anzuschwellen; aber mit Recht ist auf ein analoges Phänomen hingewiesen, bei dem aus der kleinsten Anfangsursache eine kolossale Schlusswirkung stattfindet: die Lavinen. So wie das rollende Schneekörnchen zu einer alles verheerenden Lavine anschwellen kann, ebenso schwillt der schwache Ton einiger aneinanderstossenden Quarzkörner zu einem mächtigen Geräusch an, welches den europäischen Reisenden mit Staunen, Eingeborene und Thiere mit Schreck und Entsetzen erfüllt.

So einfach und ungezwungen mir diese Erklärung des tönenden Sandes erscheint, so ist ein Umstand hierbei doch noch nicht völlig aufgeklärt: nämlich die Thatsache, dass man das Phänomen nur an verhältnissmässig so wenig Punkten trifft. Die erwähnten drei Vorbedingungen finden sich fast überall in der Sahara ebenso wie in andern Dünengebieten, und doch sind nur einige wenige Stellen bekannt. Ja, warum beschränkt sich das Phänomen in dem Igidigebiet, wo ich es beobachtete, auf eine bestimmte Stelle, während es in dem übrigen ungeheuern von Sandbergen bedeckten Raume sich nicht zeigt? Dafür habe ich vorläufig keine Erklärung, sondern kann nur auf die Thatsache hinweisen.

Die Igidiregion bildet eine breite Zone von Hügel- und Bergketten aus Quarzsand, mit langen tiefen Längsthälern und wenigen flachen Quereinrissen, die man zur Passage benutzen muss. Der Abstieg nach Süden und Südosten zu ist ausserordentlich steil und für beladene Thiere sehr beschwerlich; der Sand ist heiss, und wenn man, wie es dort üblich ist, barfuss die Sandmassen durchwatet, so empfindet man die Wirkung dieser natürlichen Sandbäder ganz bedeutend. Wir brauchten fast zwei Tage zur Durchquerung dieser überaus heissen und schwülen Region, in der es übrigens an Kräutern nicht mangelt; auch Wasser ist hier häufig. Ich bemerkte stellenweise in tiefen Einschnitten eine Schicht lichtblauen Tegels, also wasserundurchlässig, an der Basis dieser Sandberge. Das Sandgebirge bildet kühne Spitzen und Zacken und tiefe steile Schluchten; die durchschnittliche Höhe desselben ist gewiss 100 m, während einzelne Partien höher hervorragen.

In Bezug auf die Veränderlichkeit und Wandelbarkeit der Dünen mag hier bemerkt werden, dass der ganze Complex Igidi ein permanentes Gebirge von Quarzsandketten ist, also sich im wesentlichen nicht ändert; innerhalb des-

selben aber finden jedes Jahr Aenderungen in Bezug auf Configuration der Gebirgskämme und Lage der einzelnen Ketten zueinander statt. Dass dies so ist, bemerkte ich häufig bei unserm Führer, der manchmal die Orientirung verlor: an Stellen, wo im Jahre vorher ein Sandberg gestanden war, trat jetzt nackter Felsboden zu Tage, und umgekehrt.

Wie erwähnt, bilden die Areg- oder Igidiregionen die heissesten Theile der Wüste, und in einer solchen engen und tiefen Schlucht, zwischen Hunderten von fusshohen Sandbergen, herrscht eine erstickend heisse Luft, selbst während der Nacht. Einige vierzig Grad ist endlich nicht einmal unerhört und kommt anderwärts auch vor, aber der Mangel an bewegter Luft und die Ausstrahlung der beständig einer hohen Sonne ausgesetzten Sandmassen macht diese Region zu der unerträglichsten in der ganzen Sahara.

Unser Führer, der den Hauptweg der Karavanen, welcher offenbar der bequemste und am wenigsten beschwerliche ist, seitwärts liegen liess, führte uns aus Gründen der Sicherheit mitten durch die dichtesten und höchsten Ansammlungen des Sandes. Dafür haben wir aber auch die ganze schwüle Glut der Igidi zu kosten bekommen; eine bedrückende Schwüle herrscht, und apathisch, völlig unfähig etwas zu thun oder zu denken, lässt man sich mechanisch von dem ermüdeten Kamel durch diese öde staubgelbe Landschaft schleppen; wohin das Auge sieht, überall nur jener graugelbe Ton, den selbst die geringe niedere Thierwelt in jenen Regionen angenommen hat.

Bemerkenswerth ist die Reinheit des Sandes, der nicht nur sehr wenig Staub enthält, sondern fast ausschliesslich aus bis hirsekorngrossen Körnern von Quarz besteht; sieht man genauer hin, so findet man auch manches schwarze Pünktchen, kleine Tafeln oder Nadeln von Hornblende u. s. w., die darauf hindeuten, dass der Sand einem Quarzit-

gebirge entstammt mit Einlagerungen von Hornblendeschiefern.

Die Nacht am 15. Mai verbrachten wir inmitten dieser Dünenregion; am folgenden Morgen ging es weiter, um möglichst bald aus diesen schwülen Sandmassen zu kommen, und nach wenigen Stunden hatten wir denn auch die letzte Hügelkette passirt. Hier änderte sich nun die Landschaft in auffallender Weise. Der Boden, der hier eine Erhebung von 375 m hat, also mehr wie das paläozoische Plateau, ist mit einem dichten Grus von feldspatführenden Gesteinen bedeckt, sodass die darunterliegende Schicht feinen Flugsandes selten zum Vorschein kommt; bald finden wir Geröllstücke von Granit und Porphyr und in der Ferne erblicken wir die Berge, von denen jene stammen. Zu beiden Seiten des Weges erheben sich diese isolirten, 3—400 m, einzelne wol auch mehr, hohen Berge, deren unerwartetes Erscheinen inmitten der Sahara mich jedenfalls frappirte. Es ist bemerkenswerth, dass der Granit hervortaucht da, wo die paläozoischen Schichten ihre Südgrenze zu erreichen scheinen, wenigstens weiterhin nicht mehr aus der sandigen Ebene hervorkommen. Futterkräuter fanden sich in diesem Gebiet genügend, wenn auch nicht so reichlich wie in der Dünenregion, und wir hielten abends gegen 5 Uhr in einem ziemlich steinigen, unebenen Terrain, auf welchem die grossen umherliegenden Granitfelsen das Weiterkommen der Thiere erschwerten. Die Gegend südlich von der grossen Igidiregion führt den Namen el-Eglab.

Am 17. Mai um 6 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags fast ununterbrochen geritten. Der Weg führte über steiniges, sehr unebenes Terrain, zu beiden Seiten erblickten wir noch immer Granitberge, die sich in der Ferne verlieren. Dann gelangten wir auf eine grosse, hochgelegene Ebene, auf der wir campirten.

Während wir bisher immer in südöstlicher Richtung ge-

ritten waren, machten wir heute einen grossen Bogen nach Osten. Heute früh nämlich waren meine Leute in der allergrössten Aufregung; man wollte in der Ferne Kamele sehen, und, was noch schlimmer war, wir bemerkten noch ziemlich frische Spuren von Pferden! Die Angst, dass wir hier mit einer Bande Wegelagerer zusammenstossen könnten, war eine allgemeine. Der Führer hiess uns mit den Kamelen hinter Felsen versteckt warten und untersuchte allein die Umgegend; Kamele hatte er nicht erblicken können, trotzdem die Leute auf unglaubliche Strecken weit zu sehen im Stande sind; ebenso wenig bemerkte er die Reiter, die zweifellos vor kurzem, vielleicht erst vor einem Tage, unsern Weg gekreuzt hatten. Wir zogen demnach sehr vorsichtig weiter und wandten uns mehr östlich; indess begegneten wir zu unserm Glück niemand.

Dass Kamele heute früh nicht sehr weit von uns passirt sein müssen, schlossen wir aus der Unruhe unserer eigenen Kamele, die mit dem Fressen pausirten und immer nach einer Richtung schauten; die Thiere sind sehr feinfühlig in dieser Beziehung und wittern eine Karavane auf stundenweite Entfernung.

Die Pferde- und Kamelspuren, besonders aber die erstern als die gefährlichern, bildeten den ganzen Tag über den Gesprächstoff für meine Leute, und die scharfsinnigsten Combinationen wurden aufgestellt. Von welchem Stamm die Reiter gewesen sind, ob von Tekna oder Ait Tatta, wie viele es waren, wie lange es her ist, dass sie unsern Weg gekreuzt, über das alles wurde disputirt. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Sicherheit diese Naturmenschen aus den unscheinbarsten Beobachtungen, die den Europäern vollständig entgehen, richtige Schlüsse ziehen können. Am meisten ängstlich war der Führer Mohammed, der Scheich Ali gegenüber die Verantwortung für unsere Sicherheit übernommen hat.

Am heutigen Tage war der Himmel fast beständig bewölkt und die West- und Nordwestwinde, die uns bisher nie verlassen haben, wehten heute besonders schärfer. Trotzdem war es heiss und abends gegen 5 Uhr waren noch immer 30° C. im Schatten. Die Gegend gehört noch zur Landschaft el-Eglab. Besondere Vorsichtsmassregeln wurden abends in Betreff des Feuers und Lichts getroffen, um nicht auf grosse Entfernungen hin uns zu verrathen.

Am folgenden Tag ritten wir von früh 5 Uhr bis nachmittags 4 Uhr mit nur ganz geringen Unterbrechungen. Die Leute wurden wieder aufgeregt, wir bemerkten ganz frische Spuren von Kamelen, und man wurde erst wieder ruhiger, als die Spuren sehr zahlreich auftraten und man wol mit vollkommenem Recht schloss, dass hier die grosse Karavane von Timbuktu passirt sei, welche Scheich Ali schon lange erwartet hatte. Die einzelnen Kamelspuren mochten von Reitern herrühren, die sich etwas von der Hauptmasse getrennt hatten. Die Pferdespuren von gestern gehörten offenbar Reitern an, welche Kenntniss hatten von dem Kommen der Karavane und die zusehen wollten, ob es irgendetwas hier zu verdienen gäbe; vielleicht hatten sie auch Kenntniss von meiner Reise und haben unsern Weg gekreuzt, aber ohne uns zu treffen.

Im Anfang hatten wir recht steiniges Gebiet zu passiren; zur Linken traten Bergketten auf, die, nach den von dort stammenden Geröllen zu urtheilen, aus rothgelbem Sandstein bestehen; die Gegend nannte man Hamu-bu-Dschelaba; darauf folgte eine schmale Ebene mit Akazienbäumen und reichlichem Kamelfutter, worauf wieder Hügelketten erschienen, bestehend aus Quarziten.

Das ganze el-Eglab genannte Gebiet ist ein Bergland inmitten der Wüste, das sich vermuthlich noch weit nach Osten erstreckt; wir haben demnach bisjetzt in der Sahara folgende drei in ihrer Beschaffenheit wesentlich voneinander

verschiedene Partien: die Hamada (und Es-Serir genannten Stellen); die Dünenregion Igidi und das Bergland el-Eglab.

Nach Passirung des Quarzitgebirges kamen wir wieder auf eine weite, mit Steingeröllen bedeckte Ebene, wo wir die Zelte aufschlugen. Der Himmel war den ganzen Tag stark bewölkt gewesen, und die Sonne war nicht zum Vorschein gekommen; gegen 4 Uhr regnete es sogar und es zeigte sich ein Regenbogen! Dies geschah am 18. Mai 1880 inmitten der Sahara unter ungefähr 24° nördl. Br. Ein solches Wetter war natürlich herrlich zum Reisen, besonders da auch der Westwind wieder beständig wehte.

Am 19. Mai hatten wir dafür einen heissen Tag und beschwerlichen Ritt, und als wir nachmittags nach 3 Uhr die Zelte errichteten, waren noch 33° C. im Schatten. Das Terrain fängt hier bereits an sich zu senken, und unser gestriges Nachtquartier hatte nur 353 m Seehöhe, während wir heute bis auf 255 m herabgegangen sind. Im Osten erblickten wir wieder Berge, die man Dscherb-(Dschebel-)-el-Ait nannte. Das durchzogene Gebiet, anfangs eben, wurde bald wieder steinig und coupirt und war unfruchtbar. Es muss gestern hier stark geregnet haben, denn der stellenweise auftretende Sand war noch sehr feucht, in einer Vertiefung des Bodens hatte sich sogar eine Wasserspfütze gebildet. Spuren von Rindern und Gazellen fanden sich hier häufig.

Bald gelangten wir an ein breites Flussbett, welchem von Nordosten her mehrere kleinere Nebenarme zuflossen. Der Fluss, der auch Wad Sus genannt wird, soll sogar zeitweise eine schmale Wasserrinne haben! Also inmitten der Sahara ein zeitweise wasserführender Fluss, was mir nach den gestrigen Regengüssen gar nicht unwahrscheinlich ist. Welch falsche Vorstellung macht man sich doch von der Natur der Sahara. Statt Tiefebene — Hochebene; statt unendlicher Einförmigkeit — grosse Mannichfaltigkeit in der Configuration; statt unerträglicher Hitze — durchschnittlich

nur 30° C.; statt absoluter Wasserarmuth — reichliche Brunnen, sogar wasserführende Flüsse!

Die Region dieses Wad Sus ist wahrscheinlich noch vor gar nicht langen Zeiträumen bewohnt gewesen. In der westlichen Fortsetzung desselben, nur wenige Meilen von dem Punkte, wo wir denselben überschritten, gibt es noch die Reste zweier Häuser und einen Brunnen; man nennt die Gegend Bir-Mtemna-bu-Schtbia, also offenbar eine alte Niederlassung einer Araberkabyle, eine Oase, die versandet und demnach verlassen worden ist.

Das linke Ufer des Wad Sus bildet eine steinige Ebene mit spärlichem Kamelfutter, sodass die Thiere nur ungenügend ihren Hunger stillen konnten.

Die Gegend, die wir am 20. Mai durchzogen, wird noch immer nach dem Wad Sus genannt und fällt abwärts, sodass der Lagerplatz, den wir nach zehnstündigem ununterbrochenen Reiten erreichten, nur 212 m Seehöhe besitzt. Des Morgens um 4 Uhr, als wir aufwachten, war es empfindlich kühl, während des Tages aber wurde es heiss und am Lagerplatz, der den Namen Mtemna führt, hatten wir um 4 Uhr 34° C. im Schatten. Das Terrain war immer noch steinig und zum grössten Theil uneben, wir passirten sogar einige Hügel, eine Zone von dunkeln, versteinerungslosen Schiefern, die einen völlig vegetationslosen Boden liefern, und erst beim Nachtquartier Mtemna traten zahlreiche Akazienbäume auf, die den Kamelen ein willkommenes Futter boten. Heute bemerkten wir wieder die Spuren der grossen Karavane von Timbuktu, die hier vorbeigezogen war.

Westlich von uns ist ein Brunnen, Bir-Eglif[1]; da wir aber noch Wasser in unsern Schläuchen haben, so gehen wir direct in südöstlicher Richtung weiter. Freilich ist

[1] Nicht Ekseif, wie auf den Karten angegeben.

das Wasser nicht sehr gut, wenn es mehrere Tage in den Lederschläuchen aufbewahrt ist, aber man muss sich eben damit begnügen. Hatten wir doch zum Glück genug, um uns täglich Thee oder Kaffee bereiten zu können.

Am 21. Mai hatten wir einen überaus anstrengenden langen Marsch von früh 5 Uhr bis abends 6½ Uhr, mit im ganzen nur einstündigem Aufenthalt. Es galt, einen vor uns liegenden Brunnen zu erreichen, um die Kamele zu tränken und für uns frisches Wasser einzunehmen.

Auf die akazien- und kräuterreiche Gegend von Mtemna folgt wieder eine öde unfruchtbare und steinige Region, noch zu jenen dunkeln Schiefern gehörend, die ich schon gestern beobachtet hatte; man bezeichnet diese Region mit dem Namen Aslef. Diese steinige Partie hält an, bis man an die ersten Sandberge kommt, einem Complex von Areg angehörig, das den Namen Areg-el-Schech führt. Innerhalb dieser Dünenreihen findet sich wieder viel Kamelfutter, Akazien und Kräuter, und Spuren von Gazellen und Rindern sind hier nicht selten; aber nie kamen wir zum Schuss.

Wir schlugen die Zelte auf am Bir Tarmanant, einem Complex von Brunnen, mitten im Areggebiet gelegen; einige Stunden weiter westlich von hier ist der Brunnen Amul Gragim.

Wir fanden hier drei tiefe Brunnen, die stets Wasser führen; einer von ihnen gilt als der bessere, aber sein Wasser ist etwas schwefelwasserstoffhaltig.

Hier zeigte sich wieder recht deutlich, wie das Wasser meist an die Aregregion gebunden ist; deutlich beobachtete ich auch hier die blaue Thonschicht an der Basis der Sandberge. Das Terrain hat sich bis auf 180 m Seehöhe gesenkt. Diese Senkung begann beim Wad Sus; gleichzeitig beginnt aber auch dort eine Zone von Brunnen (Bir Mtemna-bu-Schebia, Bir Eglif, Bir Amul-Gragim, Bir Tarmanant), die wir alle, mit Ausnahme des letztern, westlich liegen

liessen, da in der Nähe von Brunnen sich nicht so selten Wegelagerer aufhalten.

Wir waren allesammt ermüdet, Menschen sowol wie Thiere, und da die Gegend sicher war, entschlossen wir uns, einen Tag zu rasten. Wir verbrachten den ganzen 22. Mai hier an diesem Brunnen; auch beschlossen wir, von jetzt an nur des Nachts zu reisen. Der Führer hätte es schon längst gethan; aber in dem steinigen Terrain, das wir bisher gehabt haben, fürchtete er sich zu verirren; er hat uns überhaupt immer auf Nebenwegen geführt, um nur ja jede Begegnung mit Menschen zu vermeiden, und das ist ihm bisjetzt trefflich gelungen. Im übrigen richtete er sich nach einem Stern. Er sagt, dass ein Stern, der beständig an derselben Stelle steht, die Richtung nach Arauan anzeigt, und dass wir nur in dieser Richtung zu gehen brauchen. Das genügt natürlich allein nicht; der Führer muss unterwegs eine Menge kleiner Zeichen und Merkmale haben, die ihm als Wegweiser dienen und die Fremden überhaupt nicht auffallen.

Mit Hadsch Ali hatte ich heute wieder eine sehr heftige Scene; er verlangte plötzlich, der Führer möge umkehren und uns nach Tenduf zurückbringen!

Am 23. Mai verliessen wir den Brunnen Tarmanant, nachdem wir die Schläuche frisch mit Wasser gefüllt, die Kamele getränkt und uns selbst auch einem gründlichen Reinigungsprocess unterworfen hatten. Wir mussten erst noch ein recht gefährliches Dünengebiet passiren, in zahllosen Zickzacklinien, wobei uns die beladenen Kamele viel Mühe machten, und gelangten dann auf eine steinige Ebene. Hierauf folgte wieder eine Aregregion, innerhalb welcher wir gegen 2 Uhr hielten, da sich reichlich Kamelfutter fand. Der Punkt hier heisst Ain-beni-Mhamid, nach einer Kabyle, welche einst hier gewohnt hat, dann aber nach Tafilalet gezogen ist. Es haben sich demnach hier

vor nicht langer Zeit offenbar die Verhältnisse verschlechtert, sodass die Bewohner die Existenzbedingungen nicht mehr fanden und fortziehen mussten.

Wir blieben hier nur bis nachts um 2 Uhr liegen, brachen dann auf und ritten bis morgens 9 Uhr in im allgemeinen südöstlicher Richtung. Die ganze Gegend gehört noch immer zur Aregregion el-Schesch und wir hatten eine ganze Reihe paralleler Dünenreihen zu überschreiten. Eine Stelle bezeichnete man mit dem Namen Dait Marabaf. Kräuter finden sich in dieser Region immer in genügender Menge. Gegen morgen hörten die Sandberge auf, und wir betraten eine weite sandige Ebene, mit reichlichem Kamelfutter in einer Seehöhe von 200 m, einige Meter höher gelegen als das letzte Nachtquartier.

Wir fühlen uns jetzt bereits vollständig sicher und glauben alle an den Erfolg unserer Reise. Auch das Wohlbefinden aller Theilnehmer ist entsprechend, und wenn wir nur immer genügend Wasser haben, dann ist alle Welt zufrieden. Spuren von Kamelen und Pferden haben wir nicht wieder gesehen, die Zeit der Karavanen ist vorüber und deshalb ist weniger zu fürchten, dass einzelne kleine Trupps Wegelagerer die Wüste durchstreifen. Zufällig treffen wir sicher keine, wenn wir aber auf solche stossen, so sind sie von jemand uns nachgeschickt worden.

Die nun folgende Gegend besteht gleichfalls zum grössten Theil aus Aregregion. Wir brachen am 25. Mai mit Sonnenuntergang auf und ritten die ganze Nacht hindurch bis morgens gegen 8 Uhr. Ich konnte mich freilich anfangs nicht an diese Nachtmärsche gewöhnen, oder richtiger ausgedrückt, ich konnte tagsüber nicht schlafen, um für die Nacht gestärkt zu sein; aber es musste eben sein. Die Kamele wurden aneinandergebunden und bildeten eine lange Reihe; einer der Diener musste immer zu Fuss gehen, während die andern auf den Kamelen sassen und schliefen.

Nur der Führer, der an der Spitze ritt, hielt sich wacker und brachte uns mit grossem Geschick über diese Sanddünen hinweg, die mehr oder weniger breite sandige Ebenen zwischen sich haben.

Morgens gegen 5 Uhr passirten wir die letzte Dünenreihe, die zu Areg-el-Schesch gehört; es kommt die Areg-el-Fadnia, eine schmale Zone Sandberge, und dann die Areg-el-Aschmer; auf der Ebene zwischen beiden campirten wir; das Terrain ist hier schon wieder bis zu 233 m gestiegen.

Am 26. Mai ritten wir von abends 7 Uhr bis morgens 7 Uhr ununterbrochen fort, anfangs noch in Aregregionen, dann auf einer sandigen Ebene; die Gegend führt den Namen Okar. Merkwürdigerweise fand ich auf dieser sonst mit Sand bedeckten Ebene Gerölle von dunkelm Kalkstein, in denen Spuren von paläozoischen Petrefacten zu sehen waren; es muss hier ein Aufbruch dieser alten Formation vorkommen, denn durch Flüsse angeschwemmt können die Gerölle nicht sein, da sich weit und breit kein Wad befindet.

Am folgenden Tage wieder langer Nachtritt von abends 5 Uhr bis früh 6 Uhr. Die Hitze ist seit einigen Tagen bedeutend gestiegen, gegen Mittag haben wir immer 40—42° C. im Schatten; freilich ist der grösste Theil des Terrains Aregregion, und die sonst kühlenden Westwinde haben aufgehört oder kommen in den engen Schluchten zwischen den Sandbergen nicht zur Wirkung; infolge dessen ist auch der Wasserconsum ein sehr bedeutender, und Hadsch Hassan muss seine ganze Energie anwenden, um Ordnung bei Vertheilung des Wassers zu halten. Wir haben den Curs mehr östlich gerichtet, da wir nicht mehr weit von der Stadt Taudeni sind, die wir aber umgehen wollen.

Anfangs hatten wir noch die Dünen von Okar zu durchwandern und gelangten dann auf die Ebene el-Saffi, welche aus dunkelblauem Kalkstein besteht, der überall zu Tage

tritt. Jetzt konnte ich mir das Vorkommen der Petrefacten erklären; in der That kommen die paläozoischen Schichten hier in einer Seehöhe von 233 m wieder hervor. Der Kalkstein bedeckt in grossen Platten den Boden und scheint horizontal zu liegen; Kamelfutter ist reichlich.

Am 28. Mai von abends 6 Uhr bis früh 7 Uhr geritten in östlicher Richtung. Wir stiessen zunächst auf eine kleine Partie Areg und kamen dann auf die grosse Ebene el-Muksi, die mit zahllosen Geröllen bedeckt ist.

Am folgenden Tage ging es nachmittags 5 Uhr weiter und erreichten wir am nächsten Morgen einen der wasserreichsten Punkte der Wüste, den Wad Teli, etwas südöstlich von Taudeni gelegen, welchen Ort wir in einem grossen Bogen umgangen hatten. Der Weg führte meistens durch sehr steiniges, zerrissenes Terrain, das sich während der Nacht sehr schlecht passiren liess.

Der Wad Teli ist ein nicht sehr breites Flussthal mit noch deutlichen Steilrändern, an denen sich ein sehr lockerer, schwach röthlich gefärbter Kalktuff in langen schmalen Terrassen abgesetzt hat. Man hat an mehr als hundert Stellen Brunnen gegraben und führen dieselben fast beständig Wasser. Das benachbarte Taudeni, eine uralte Stadt, versorgt sich von hier mit Wasser, da dieses in dem Orte selbst zu salzig ist, und so sind im Laufe der Zeit diese Menge Brunnen entstanden.

Wir trafen auf einen Brunnen, der sehr gutes süsses Wasser führte, auch sehr reichlich; es muss hier in den letzten Wochen stark geregnet haben. Wir tränkten hier die Kamele, füllten unsere sämmtlichen Schläuche mit diesem trefflichen Wasser und verliessen schon um 9 Uhr den Platz wieder aus Furcht, von einigen Leuten von Taudeni gesehen zu werden. Wir zogen noch zwei Stunden weiter südlich und schlugen dort erst die Zelte auf.

Die Umgegend von Taudeni gehört zu den interessan-

testen Theilen der westlichen Sahara. Zunächst der so wasserreiche Fluss, der unter seiner Sandbedeckung eine grosse zusammenhängende Wassermasse führen muss, damit eine solche Menge von Brunnen immer genügend mit Wasser versorgt wird; noch nie vorher hatte ich Kalktuffbildungen bemerkt wie die hier auftretenden, die an beiden Ufern des Flusses ziemlich mächtige Terrassen bilden.

Hat man am jenseitigen Ufer eine kleine, mit Geröllen, besonders von Sandstein bedeckte Ebene passirt, so stösst man wieder auf jene weissen Felsen von Mergel und Kalkstein, wie ich sie schon wiederholt angetroffen habe, und deren Erosionsformen so eigenthümliche sind. Wieder glaubt man von weitem Burgen und Schlösser, Stadtmauern und Thürme zu sehen, in so sonderbaren scharfen Linien ist dieses sehr jugendliche Gebilde verwittert.

Westlich von unserm Lagerplatz treten Höhenzüge hervor, bestehend aus rothem Sandstein, von dem zahlreiche Gerölle herumliegen; ich möchte vermuthen, dass die Steinsalzlager von Taudeni dieser Formation angehören.

Der Salzhandel von Taudeni ist sehr alt und ist dieser Ort von grosser Wichtigkeit für die westliche Sahara. Man bricht seit uralter Zeit das Salz in ungefähr meterlange Platten von durchschnittlich 27 kg Gewicht; vier solcher Platten bilden eine Kamelladung. Das Salz wird in zahlreichen Karavanen, die zu allen Jahreszeiten gehen, nach Arauan, und von dort später nach Timbuktu transportirt, von wo der westliche salzarme Sudan mit diesem wichtigen Nahrungsmittel versorgt wird, dessen Werth steigt, je weiter nach Süden zu es geht.

Ich habe sehr bedauert, dass wir nicht Taudeni besuchen konnten, aber endlich stand die ganze Reise auf dem Spiele, und so musste ich meinem Führer nachgeben und die Stadt umgehen. Die Bevölkerung, aus Arabernegern bestehend, die das Steinsalz brechen, ist völlig zügellos und ohne

irgendeine Behörde; nur die Herren der einzelnen Negersklaven, die hin und wieder einmal in jene traurige Gegend kommen, haben etwas Einfluss. Tuareg scheinen über diesen Salzplatz keine Rechte auszuüben, sondern nur die Araber der Kabyle Berabisch, die in und um Arauan lebt, sowie die timbuktiner Handelsherren.

Die Stadt ist in Bezug auf Verpflegung vollständig auf die Zufuhr von aussen angewiesen; es wird gar nichts dort gebaut und das Wasser muss stundenweit aus dem Wad Teli geholt werden. Diese Zufuhren von Lebensmitteln scheinen nun nicht immer in grosser Regelmässigkeit zu erfolgen, sodass die Bevölkerung oft genug am Hungertuche nagt, und es heisst nun, dass, wenn eine kleinere Karavane in die Nähe von Taudeni kommt, dieselbe mindestens ein Kamel zurücklassen muss, welches geschlachtet wird. Es sollen aber auch vollständige Ausplünderungen in der Nähe von Taudeni vorgekommen sein.

Ich bedauerte vor allem, nicht in Taudeni gewesen zu sein wegen der Salzlager, die ich gern besichtigt hätte; ich bin geneigt anzunehmen, dass wir es hier nicht mit einer Sebcha, wie sie in der Wüste öfters vorkommen, also einem Salzsumpf, in welchem sich das Salz abgesetzt hat, zu thun haben, sondern mit einer wirklichen Steinsalz führenden Formation. Ich sah wiederholt in den Steinsalzplatten Reste von Salzthon, sogar mit zerbrochenen Muschelschalen, aber eine genauere Bestimmung des Alters liess sich schwer durchführen; ich möchte diesen Salzstock aber doch eher einer jüngern Formation zuschreiben.

Die Tuffterrasse im Wad Teli, durch welche die Brunnen gegraben sind, ist mehrfach mit künstlichen Höhlen versehen, wohin sich die Einwohner öfters auf kurze Zeit flüchten, wenn es in Taudeni zu heiss ist; sie haben dann das Wasser in der Nähe, welches nur ausnahmsweise etwas

salzig ist. Nach Regen besonders führen alle Brunnen süsses Wasser.

Zum Glück fanden wir die Troglodyten nicht anwesend und konnten uns unbelästigt mit Wasser versorgen. Mohammed, der Führer, untersuchte heute wieder sorgfältig den Boden nach fremden Kamelspuren; es gab deren natürlich auch in einer so wasserreichen Gegend, aber sie schienen alle ältern Datums zu sein. Es treffen hier die Karavanen aus den verschiedensten Theilen Nordafrikas zusammen, um sich bis Arauan mit Wasser zu versorgen.





Fig. 3. Steinwerkzeug aus Taudeni.

Taudeni ist aber auch noch deshalb interessant, weil sich etwas westlich von der Stadt uralte Mauerreste, Schmuckgegenstände und Werkzeuge finden, die auf eine andere Cultur als die gegenwärtige hinweisen. Die Häuser sollen aus Holz und Salzthon gebaut worden sein, aber eine Kunde oder nur eine Sage über die ehemaligen Bewohner gibt es nicht.

Vielleicht nicht einmal im Zusammenhang hiermit stehen die Funde, welche wir als der Steinzeit angehörig betrachten müssen; gutgearbeitete und geglättete Meissel und hammerartige Instrumente, aus einem harten Grünstein dargestellt, der vermuthlich nicht weit von Taudeni ansteht, finden die Salzarbeiter nicht so selten und geben sie den von Timbuktu Kommenden oder auch dorthin Ziehenden mit, da die Weiber in Arauan und Timbuktu diese Steine zum Zerreiben von Getreide benutzen.



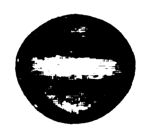


Fig. 4. Steinwerkzeug aus Taudeni.





Fig. 5. Steinwerkzeug aus Taudeni.

Etwas südlich von Taudeni ist gleichfalls ein wichtiger Punkt insofern, als ich dort die tiefstgelegene Stelle auf dem ganzen Itinerar fand, eine Stelle, die aber immer noch gegen 148 m über dem Meere erhaben ist, sodass von einer absoluten Depression in der westlichen Sahara nicht die Rede sein kann.

Ueber die Zahl der Bewohner[1] und Grösse der Stadt konnte ich natürlich keine Auskunft erhalten, auch der Führer wusste hierüber nichts. Als ich dagegen mit ihm auf die alten Reste zu sprechen kam, erzählte er unaufgefordert, dass er oft bei seinen einsamen Wanderungen durch die Wüste in von den gewöhnlichen Wegen abgelegenen Gegenden seltsame Sachen gefunden habe: Knochen von Hausthieren, Stücken von Holzkohle, manchmal auch Frauenschmuck, an Stellen, wo niemand wohnen könne, wo aber doch früher einmal Leute gewohnt haben müssen. Nochmals bedauere ich, dass es mir nicht möglich war, hier einige Tage zu bleiben, um so mehr, als wahrscheinlich nicht sobald ein Europäer wieder dahin kommt.

Am Abend des 29. Mai verliessen wir das Brunnengebiet von Wad Teli und wandten uns nun direct südlich, der Stadt Arauan zu. Wir hatten in den Zelten

[1] Die Bewohner von Taudeni, soweit sie nicht Sklaven sind, gehören zur Kabyle Ulad Draa, die mit den Draui, den Bewohnern der Landschaft Wad Draa, verwandt sind.

einen sehr heissen Tag, mittags 2 Uhr stieg das Thermometer auf 47° C. im Schatten, eine Temperatur, die wir bisher noch nicht gehabt hatten. Wir brachen erst um 8 Uhr abends die Zelte ab, hielten aber schon in der Nacht um 3 Uhr an einer futterreichen Stelle.

Im Anfange der Tour hatten wir noch etwas steiniges Terrain, auch noch die öfters erwähnten sonderbaren Erosionsformen des jungtertiären (?) Kalkes. Dann kam eine reichlich mit Kräutern bewachsene Strecke, worauf der Boden eine rothe Färbung annahm, die von einem äusserst feinen, staubartigen Sand oder Tuff herrührt.

Eine kleine Aregpartie mit viel Futter für die Thiere bot eine allen erwünschte Gelegenheit zum Halten. Während der zwei Tage, dass ich die Schläuche mit Wasser füllen liess, ist schon sehr viel verdunstet, und wenn wir in dem vor uns liegenden Brunnen Unan kein Wasser finden, wird unsere Lage äusserst bedenklich.

Am 31. Mai, nachmittags 5 Uhr, verliessen wir dies Bivuak und ritten in rein südlicher Richtung bis zum andern Morgen um 5 Uhr, ohne uns aufzuhalten. Das Land war vollständig eben, meist mit einer dünnen Sandschicht bedeckt, fast ganz ohne Vegetation. Erst früh morgens stiessen wir wieder auf eine Aregregion, Areg-el-Schiban genannt, sowie auf einen ausgetrockneten Fluss, Wad-el-Dschuf, mit reichlichem Kamelfutter. Das Thal dieses Flusses hat eine Seehöhe von 200 m, das Land ist also wieder angestiegen, und die tiefe Partie bei Taudeni scheint keine sehr bedeutende Ausdehnung zu haben. Auf den Karten wird gewöhnlich ein sehr grosser Theil der westlichen Sahara als el-Dschuf bezeichnet, als eine bedeutende Einsenkung. Diese Einsenkung existirt allerdings, indess hat die tiefste Partie auf meinem Itenerar noch immer gegen 150 m Seehöhe; vielleicht nimmt die Einsenkung nach Westen hin zu, aber ich glaube nicht, dass das Land unter 100 m Seehöhe

hinabgeht. Die Bezeichnung el-Dschuf für einen grossen Theil des Landes ist mir nicht vorgekommen, sondern ich kenne nur den Wad-el-Dschuf südlich von Taudeni, unter dem 21.° nördl. Br.

Auch heute war es wieder heiss, wir sind jetzt offenbar im schlimmsten Theile der Sahara angelangt. Bis hierher reichen schon die erstickend heissen Südwinde, und die angenehm kühlenden West- und Nordwestwinde hören auf.

Während des heutigen Nachtmarsches ist uns ein Unglück zugestossen, das uns alle ebenso ergriffen hat, wie es unbegreiflich erscheint. Hadsch Hassan, der in Tenduf aufgenommene tunesische Diener, der sich durch ein etwas heftiges Wesen, aber auch grosse Geschicklichkeit und Ausdauer auszeichnete, ist während der Nacht verschwunden! Es war gegen 3 Uhr, als ich wegen heftigen Durstes Wasser verlangte und nach Hadsch Hassan rief. Derselbe hatte das letzte der neun Kamele bestiegen; Sidi Muhamed, von Tizgi aus schon mitgenommen, ging zu Fuss und trieb die Thiere an, und die andern sassen im Halbschlummer auf den Kamelen. Jetzt erst wurde die Abwesenheit Hadsch Hassan's constatirt. Zum Glück befanden wir uns in der Nähe einer Aregpartie mit Kamelfutter, und so konnten wir hier gleich bleiben und den Verschwundenen eventuell erwarten. Aber vergebens. Wir schossen Gewehre ab, zündeten Feuer an, thaten überhaupt alles, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, aber Hadsch Hassan erschien nicht. Sidi Muhamed will ihn noch vor einer halben Stunde auf dem Kamel bemerkt haben; dann soll er abgestiegen sein, um seinen Stock, der ihm entfallen war, zu suchen. Sidi Muhamed hat sich dann nicht weiter um ihn bekümmert und ist mit den Thieren weiter gezogen.

Wir blieben den Rest der Nacht und den folgenden Tag bis Nachmittag 4 Uhr hier liegen, immer noch in der Hoffnung, dass Hadsch Hassan zurückkomme, aber alles war

vergeblich. Unser Führer ging zu unserer grossen Beunruhigung ein grosses Stück in die Dünenregion hinein, um ihn vielleicht da zu finden, aber auch vergeblich; Hadsch Hassan blieb verschwunden.

Die allgemeine Ansicht war die, dass Hadsch Hassan, um seinen Stock zu suchen, ein ziemlich grosses Stück rückwärts gegangen ist und dann in der Nacht die Spuren der Kamele nicht wiedergefunden oder andere gesehen hat, die er dann verfolgte. Mir will das Ganze nicht recht einleuchten. Hadsch Hassan war ein Mann, der das Wüstenreisen gewöhnt ist, und wird demnach eine solche Unvorsichtigkeit nicht begangen und sich in der Nacht von der Karavane getrennt haben. Andererseits war Hadsch Hassan ein rabiater, in religiöser Beziehung fanatischer Mensch, der vielleicht plötzlich Reue darüber empfunden hat, dass er einen Ungläubigen, als welchen er mich doch gleich von Anfang an erkannte, in der Erreichung des schwer zugänglichen Timbuktu unterstütze. Ich meinte demnach, er sei vielleicht nach Taudeni zurückgegangen. Alle waren aber darüber einig, dass er, obgleich der Weg dahin nur einige Tagereisen betrage, sich doch wol verirren und verdursten würde. Er hat auch sein, wenngleich geringes, Gepäck zurückgelassen, was mir allerdings eine freiwillige Absonderung unwahrscheinlich macht.

Ich konnte unwillkürlich einen andern Gedanken nicht los werden, der allerdings bei vernünftiger Ueberlegung sehr unwahrscheinlich, von meinem Interpreten auch nicht für richtig gehalten wurde. Der erwähnte Sidi Muhamed und Hadsch Hassan waren bittere Feinde. Konnte nicht ersterer den letztern in der ziemlieh finstern Nacht erdolcht haben? Die vordere Hälfte der Karavane merkte nicht, was rückwärts geschah, und ein sicherer Stich von hinten konnte den Unglücklichen lautlos niederstrecken. Ich habe vielleicht dem Manne unrecht gethan, aber ich konnte den Ge-

danken nicht los werden. Wir mussten uns nun mit der Thatsache befreunden, dass Hadsch Hassan verschwunden blieb, und die allgemeine Annahme war, dass er sich verirrt hat und umgekommen ist. Der nächste Ort, der zu erreichen war, ist Taudeni. Wir haben uns späterhin längere Zeit in Arauan und Timbuktu aufgehalten, und während dieser Zeit sind wiederholt Salzkaravanen von dort gekommen; aber alle Erkundigungen über Hadsch Hassan blieben erfolglos, und sein Tod in der Wüste erscheint gewiss.

Mir persönlich war der Verlust des Mannes, abgesehen von seinem schrecklichen Ende, sehr unangenehm, da er ein brauchbarer Mensch war und ich in ihm einen Mann mehr hatte, mit dem ich mich, bei meiner unvollkommenen Kenntniss der arabischen Sprache, besprechen konnte; musste ich doch fürchten, dass, für den Fall wir Timbuktu erreichen, ein Bruch mit Hadsch Ali unvermeidlich erschien.

So verliessen wir denn in gedrückter Stimmung am 1. Juni das Bivuak in Wad el-Dchuf und wanderten weiter nach Süden zu; aufhalten durften wir uns nicht länger, da der Wasservorrath immer mehr abnahm und wir noch im Zweifel waren, ob der Bir Unan Wasser enthielt.

Anfangs hatten wir noch einige Partien Areg, dann kam eine grosse sandige Ebene mit viel Kamelfutter. Aber es war nicht mehr der schöne gelbe Quarzsand wie bisher, es war wieder der feine rothe Sand, offenbar das Zersetzungsproduct der Sandsteinfelsen bei Taudeni. Man bezeichnet diese Region als Hamada-el-Tuman. Nachts 3 Uhr hielten wir wieder; ich habe viel Wasser durch Verdunstung verloren, und wenn wir morgen nicht den Bir Unan erreichen oder wenn derselbe wasserfrei ist, so sind wir verloren! In diesem Gedanken verbrachten wir den Rest der Nacht und den folgenden Tag.

Um 5 Uhr brachen wir auf, ritten die Nacht und kamen früh um 6 Uhr beim Brunnen Unan an. Es ist eine un-

scheinbare kleine Oeffnung im Boden, die leicht übersehen werden kann und erst gereinigt werden muss, führte aber Wasser, wenn auch nicht viel. Wir konnten die Kamele tränken, die Schläuche füllen und uns reinigen. Wäre an demselben Tage noch eine Karavane gekommen, sie hätte nicht mehr genügend Wasser gefunden.

Der zurückgelegte Weg, noch immer Hamada-el-Tuman genannt, war anfangs noch mit rothem Sande bedeckt, später wurde er steiniger und das Kamelfutter selten. Am Bir Unan traten einige Sandhügel auf, sodass wir hier auch Kräuter für die Kamele vorfanden.

Die Hitze war wieder recht bedeutend, und bei 40° C. im Schatten unter Zelten zuzubringen ist unangenehm. Wir blieben also einen Tag liegen und brachen am 3. Juni abends gegen 6 Uhr erst wieder auf. Unan ist der letzte Wasserplatz vor Arauan, und so mussten wir uns vorsehen. Der Führer Mohammed erzählte mir wieder Geschichten von alten Funden. So sollen bei Trarsa gleichfalls alte Mauern aus Erde und Steinsalz existiren; auch findet man dort Schmuck und Industriegegenstände, Goldringe u. s. w. Ja stellenweise soll man hier in diesen Gegenden auch Elefantenzähne finden. Diese brauchen freilich nicht von Thieren zu stammen, die hier gelebt haben, sie könnten auch von verunglückten Karavanen herrühren.

Am 3. Juni, abends 6 Uhr, verliessen wir den Brunnen, sehr befriedigt und erfreut, dass wir uns hier mit Wasser versorgen konnten. Erst passirten wir eine vegetationslose Ebene, dann kam die Areg-el-Nfech, eine schmale Zone Sanddünen. Hierauf überschritten wir eine weite, mit grossen Steinblöcken bedeckte Ebene, die wieder eine Seehöhe von 266 m hat; es waren fast ausschliesslich Blöcke von weissem und grauem Quarz, die in ungeheuerer Menge umherlagen. Morgens gegen 7 Uhr fanden wir etwas Kamelfutter und schlugen hier die Zelte auf. Die Hitze war wieder bedeu-

tend und betrug fast den ganzen Tag hindurch 40° C. im Schatten.

Heute begegneten wir einem einzelnen Menschen, dem ersten seit unserer Abreise von Tenduf, also seit 26 Tagen; er gehörte einem Trupp von Leuten an, die in der Nähe von Unan Kamele weideten. Mein Führer Mohammed war damit sehr unzufrieden; wir haben zwar nur noch einige Tage bis Arauan, aber er hält uns doch nicht gesichert vor einem Angriff und wird nicht eher ruhig sein, als bis er seinen Auftrag ausgerichtet und mich dem Scherif von Arauan übergeben hat.

Gegen Abend brachen wir auf und ritten mit einem zweistündigen Aufenthalt unterwegs bis 7 Uhr früh. Wir passirten erst eine kleine Aregregion, genannt As-Edrim, und kamen dann auf eine grosse, mit Steinblöcken bedeckte Ebene, auf der auch nicht ein Grashalm zu sehen war; es war eine absolut sterile, vegetationslose Gegend, die den Namen el-Dschmia führt. Am Lagerplatz fand sich nicht einmal etwas Kamelfutter, sodass die Thiere hungern mussten. Die Hitze ist wieder bedeutend und ich fühle mich durch die langen Nachtreisen ausserordentlich ermüdet. Zwölf bis vierzehn Stunden Kamelritt, dann am Tage wegen der Hitze kein Schlaf, das strengt denn doch etwas sehr an, und ich wünsche sehnsüchtig den nächsten Ort, Arauan, herbei. Es ist am Tage kaum möglich, unter dem heissen Zelte sich aufzuhalten, andererseits ist es noch weniger möglich, im Freien zu bleiben, wo nirgends eine Spur von Schatten ist, ausser demjenigen, welchen die lagernden hungerigen Kamele geben.

Am 5. Juni gegen 5 Uhr abends ging es weiter, bis 8 Uhr morgens, mit wiederholtem kurzen Aufenthalt, da es auf die Dauer die Thiere auch nicht mehr aushalten können. Wir betraten eine dichte und hohe Aregregion; zwischen zwei hohen Sandbergen führt ein schmaler Weg, welcher

den Namen Bab-el-Wa führt, worauf wir in eine sandige Ebene kamen, die mit Halfagras (Aswet) bedeckt war. Es ist der Anfang der grossen Halfaebene El-Meraia, der Spiegel, wahrscheinlich so genannt wegen der silberweissen Färbung, welche das vom Wind bewegte Halfa annimmt. Die Nacht verbrachten wir bei einigen kleinen Sandhügeln, wo etwas Kamelfutter sich vorfand. Halfa ist keine geeignete Nahrung für Kamele. Die Seehöhe der Meraia beträgt hier 245 m, indess senkt sich das Terrain schwach nach Süden.

Am 6. Juni Ritt von 5 Uhr abends bis 8 Uhr früh, mit nur einstündigem Aufenthalt, über die Halfaebene. Die Zelte schlugen wir in einem trockenen Flussbett, Wad Hadschar, auf, dessen Sohle 212 m Seehöhe hat. Hitze wieder 42° C. während der Mittagszeit; zum Glück weht etwas Wind, aber es ist doch auf die Dauer schwer zu ertragen. Ebenso einförmig und heiss war der folgende Tag, an welchem wir von 6 Uhr abends bis 7 Uhr früh ununterbrochen weiter ritten. Nichts als die mit Halfa bewachsene Ebene war zu sehen, nirgends ein Berg, ein Stein, eine Düne, ein Baum oder sonst etwas. Die Höhe betrug hier nur 200 m. In der Nacht vom 8. zum 9. Juni genau dasselbe; von 5 Uhr abends bis 9 Uhr früh, mit vielleicht im ganzen zweistündigem Aufenthalt. Durch diese forcirten Märsche nähern wir uns aber auch der Stadt immer mehr. Wir haben heute bereits das Ende der monotonen Meraia erreicht und befinden uns im Anfang der kolossalen Dünenregion, inmitten welcher Arauan liegt. Die Thiere fanden hier wieder Kräuter, die ihnen mehr zusagten als Halfa, und wir waren alle freudig erregt, dass wir bald den schwierigsten Theil der Wüstenreise, der uns von Tenduf aus so gefährlich erschien, hinter uns hatten. In den ausgetrockneten Zügen meines Führers Mohammed bemerkten wir doch die Freude und Befriedigung, dass es ihm gelungen war, einen Ungläubigen

(denn er war im Innern doch überzeugt, dass ich ein solcher sei) ungefährdet durch die Sahara zu bringen. Wir verbrachten auch die Nacht vom 9. zum 10. Juni in den Zelten und beschlossen, erst am nächsten Morgen in die nur noch wenige Stunden entfernte Stadt zu gehen, wohin wir beständig zwischen mächtigen Massen von Dünensand zu reiten hatten.

Mit unserm Wasservorrath war es schon abends zu Ende und wir mussten in die Nähe der Stadt zu Kamelhirten schicken und uns einen Schlauch voll kaufen.

Mohammed, der Führer, ging voraus und brachte dem Scherif des Ortes, der angesehensten Person von Arauan, die Empfehlungsbriefe von Scheich Ali; bald kehrte er zurück und wir betraten die vollständig offene Stadt, die eigentlich nur aus 100—150 regellos zwischen den Sanddünen zerstreuten Häusern besteht, wo uns schon ein Haus hergerichtet war.

Im grossen und ganzen muss ich meine dreissigtägige Reise von Tenduf nach Arauan als eine glückliche und mit Berücksichtigung der Verhältnisse als eine nicht gar zu beschwerliche bezeichnen. Bis Taudeni waren die Temperaturverhältnisse erträglich, dann allerdings wurde es wärmer und es fingen die ermüdenden Nachtreisen an. Mit Ausnahme des verloren gegangenen Hadsch Hassan ist uns sonst kein Unglück zugestossen, es ist niemand ernstlich krank geworden, wir wurden nicht attakirt von Wegelagerern, wir hatten stets reichlich zu essen und hatten keinen directen Mangel an Wasser, wenn wir auch sehr vorsichtig damit umgehen mussten und die Qualität und Frische desselben viel, sehr viel zu wünschen übrigliess.

Mohammed, der Führer, hat sich trefflich bewährt und eine ganz enorme Ortskenntniss bewiesen. Meine Leute zeigten sich willig zum Arbeiten, nachdem sie erkannt hat-

ten, dass nur durch schnelles Vorwärtskommen die Beschwerden sich abkürzen lassen. Hadsch Ali und Benitez vertrugen sich die letzte Zeit, und so waren wir alle befriedigt, als wir das erste Haus erblickten.

Die Kamele sind alle neun erhalten, keins ist gefallen, wenn sie auch einige Wunden haben und überhaupt stark mitgenommen sind. Im allgemeinen kann ich sagen, dass meine Ausrüstung und das ganze Arrangement ein vollkommen zweckentsprechendes war.

Jene optischen Täuschungen, welche unter dem Namen Fata-Morgana bekannt sind, habe ich nur selten und nur in sehr beschränktem Umfange gesehen. Was von in der Luft schwebenden Seen, Städten, Schlössern, Schiffen u. s. w. erzählt wird, beruht wol nur auf der erregten Phantasie des Erzählers und den Märchen, die die Araber des Orients zu erzählen nicht müde werden. Ich sah öfters die Akazienbäume, welche hin und wieder vorkommen, einzeln oder in Gruppen zerstreut, in der Luft schweben, etwas über dem Boden erhoben, und felsige Partien der Wüste erschienen mir häufig von weitem als eine glänzende weisse Wasserfläche. Das ist aber auch alles. Wer trotz der Hitze und der Beschwerden sich beständig einen klaren Kopf zu bewahren versteht, wird derartige Truggebilde nie sehen oder zu sehen glauben. Dass ich aber immer bei vollkommen klarem Kopf war, mag man wol daraus erkennen, dass ich, wenn ich mit meinen Arbeiten fertig war, nicht so selten unter dem heissen Zelt mit meinen beiden Begleitern Hadsch Ali und Benitez Schach gespielt habe.

Dass Luftspiegelungen in sandigen Gegenden vorkommen, scheint wol sicher zu sein, da ja zahlreiche Beobachtungen dafür vorliegen; nur sollte man vermeiden, in jene orientalische Art des Uebertreibens zu verfallen, die endlich den Erzähler veranlasst, selbst zu glauben, was er mittheilt. Auch mit jenen fürchterlichen Schrecknissen der Wüste, wie

sie gewöhnlich angenommen werden, ist es nicht so arg. Eine vernünftig ausgerüstete, von ernsten Leuten durchgeführte Reise wird selten fehlschlagen, besonders wenn man es vermeidet, grössern Pomp zu entwickeln oder durch zahlreiche Bewaffnete einen kriegerischen Anstrich hervorzurufen.

Die Zeit, in der ich gereist bin, war insofern nicht günstig, als es schon etwas zu heiss war; andererseits hatte dies wieder den Vortheil, dass die Banden von Wegelagerern, welche sich besonders in der Nähe der Brunnen aufhalten, um diese Zeit keine Karavane in der Wüste erwarten und lieber in ihren Dörfern bleiben. Diese Wegelagerer bilden überhaupt die einzige Gefahr, und um diese zu vermeiden, ist es eben nöthig, sich vorher mit einem einflussreichen Scheich in Verbindung zu setzen. Ich habe das Glück gehabt, in Scheich Ali einen Ehrenmann kennen zu lernen, der mit seltener Uneigennützigkeit viel für mich gethan hat; es wäre traurig, wenn unter den arabischen oder berberischen Scheichs der Länder südlich vom Atlas nicht noch mehr solche Leute zu finden wären. Viel hängt aber auch vom Reisenden selbst ab, und prätensiöses Wesen und Imponirenwollen hat noch selten Erfolge gebracht. Die Verbindung mit Hadsch Ali hat mir zweifellos viel genützt, trotzdem wir in der letzten Zeit nicht immer harmonirten. Die Route von Marókko über Tenduf halte ich auch für eine der besten, um nach Timbuktu zu kommen, besser als diejenige über das Tuat; man trifft eben hier auf der ganzen Strecke nicht einen einzigen Tarki (Tuarik).

Es ist eine überaus ärmliche Thierwelt, die man bei einer solchen Reise durch die Sahara zu Gesicht bekommt, und wer etwa hier zu jagen hofft, dürfte bitter enttäuscht werden. Wilde Rinder, Gazellen und Antilopen finden sich in der Nähe grosser Aregregionen, wo Futter wächst, und

wir sahen auch öfters Heerden dieser Thiere flüchtig vorübereilen. Dass der sogenannte Wüstenkönig hier nicht vorkommt und vorkommen kann, habe ich schon einmal erwähnt; sein Gebiet beginnt erst jenseit der Meraia, in dem grossen Akazien- oder Mimosenwalde el-Azauad, wo schon eine reichere Vegetation und reichlicheres Wasser existirt. Das Vorkommen von Schlangen, Schakalen und grossen Eidechsen habe ich auch erwähnt, ebenso wie ich der Singvögel gedachte, die in einzelnen Aregregionen leben und deren anmuthiger Gesang wesentlich zur Erheiterung beiträgt. Von Insekten sah ich öfters grosse schwarze Laufkäfer, schwarze Ameisen, sowie eine wunderschöne silberglänzende Ameise mit metallischem Glanz, ferner unsere gemeine Fliege und eine zweite sehr grosse Art. Von gefährlichen Thieren ist der Skorpion nicht selten und wird von den Arabern mit Recht gefürchtet.

Es ist in der Wüste eine ausserordentlich reine und gesunde Luft, und Krankheiten kennt man dort nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung zuzuschreiben sind. Als besonders gesunde Cur gegen verschiedene Leiden möchte ich die heissen Sandbäder in den Dünen empfehlen; es ist ein wahrer Genuss, in dem reinen, völlig staubfreien, lockern Quarzsand herumzulaufen.

Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der Dünen. Die ungeheuere Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ocean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von grossartiger Schönheit und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Grosse und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichteren Sinn, wen nicht die beständige Furcht

vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiss mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihn all diese Wunder bei gesundem Leib und gesunder Seele geniessen liess.

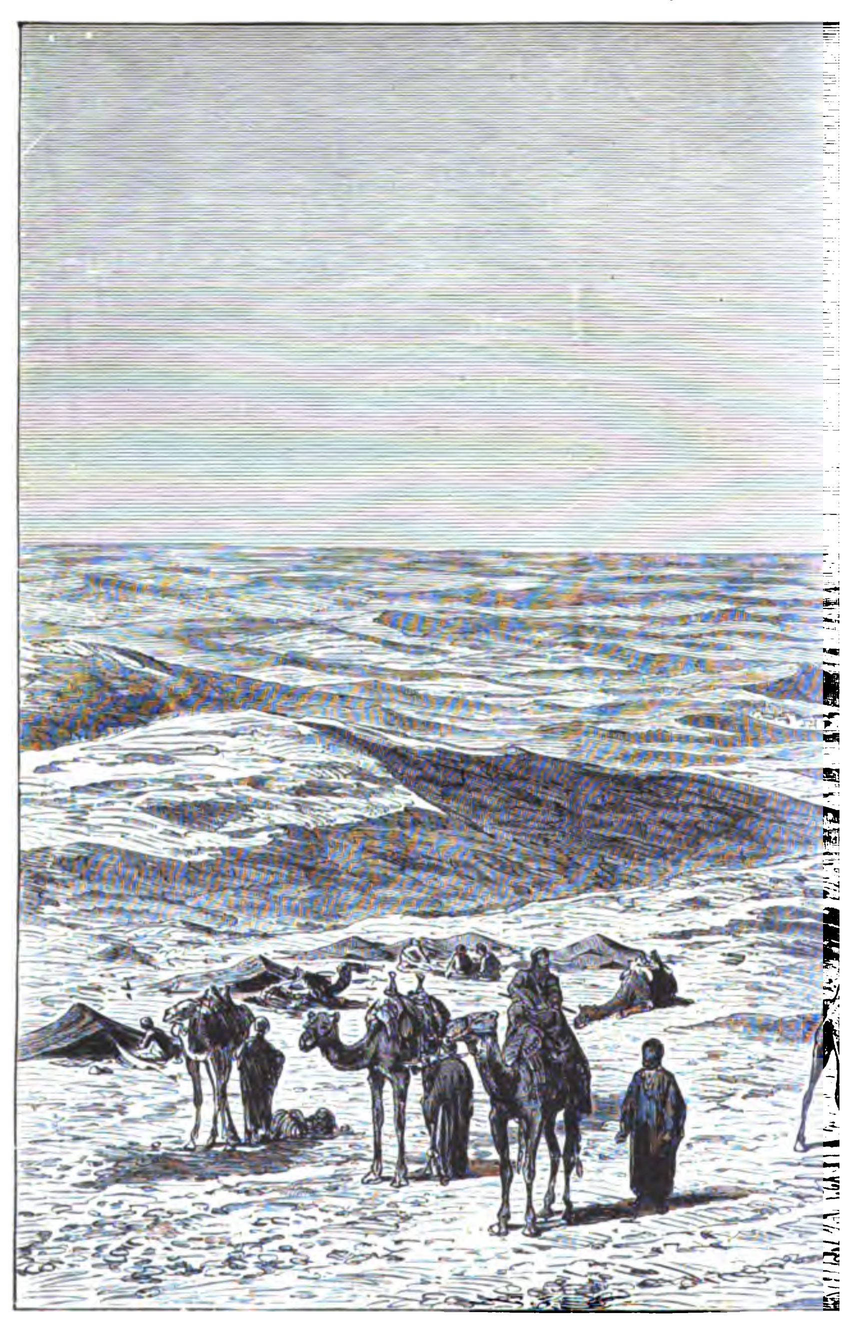
DRITTES KAPITEL.

ARAUAN UND REISE NACH TIMBUKTU.

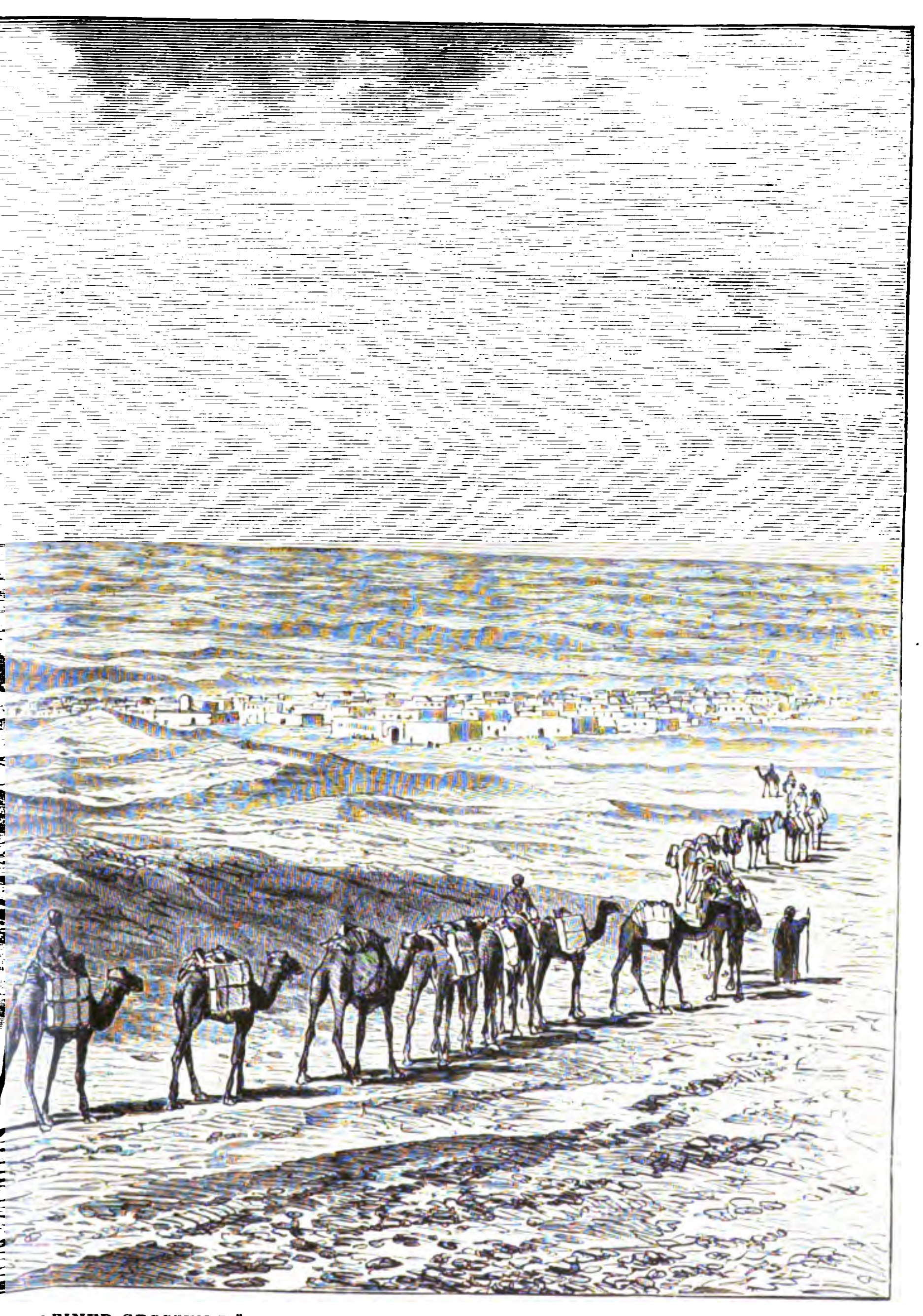
Lage von Arauan. — Brunnen. — Häuser. — Bewohner. — Zebu. — Berabisch. — Scherif. — Major Laing. — Wichtigkeit von Arauan. — Steuer. — Sandstürme, Dschaui, Samum. — Mangel an Vegetation. — Krankheiten. — Verkauf der Kamele. — Ansprüche der Tazzerkant. — Auflauf. — Unwohlsein. — Briefsendung. — Führer Mohammed. — Steinwerkzeuge. — Aliun Sal in Arauan. — Mardochai. — Abreise von Arauan. — El-Azauad. — Buschbia. — Schaneja. — Hasseini. — Bakassar. — Kadschi. — Löwenspuren. — Sidi Muhamed verschwunden. — Erster Anblick von Timbuktu.

Der Scherif von Arauan, Sidi Amhamid-bel-Harib, ein zweiundachtzigjähriger Greis, der hier nebst dem Scheich der Kabyle Berabisch den grössten Einfluss hat, liess uns ein Haus als Wohnung anweisen; die Kamele übergaben wir gleich einem Manne zur Pflege. Die Thiere müssen von hier ziemlich weit getrieben werden, ehe sie Futterkräuter finden.

Die Lage der Stadt Arauan ist eine überaus trostlose. Inmitten einer kolossalen Dünenregion stehen etwas über 100 Häuser regellos zerstreut, umgeben von Sandmassen, auf denen nicht ein Grashalm zu finden ist. Wohin das Auge blickt, überall sieht man die mattgelben Dünen; Sand erfüllt die Luft, Sand ist in den Häusern, in den Zimmern. Man müsste es unbegreiflich finden, wie hier Menschen wohnen können, wenn man nicht wüsste, dass in einer Einsenkung dicht bei der Stadt ein ausserordentlich



DIE STADT ARAUAN INMITTI



ITTEN EINER GROSSEN DÜNENREGION. II. S. 86.

grosser Wasservorrath sich findet. Arauan ist der wasserreichste Ort der westlichen Sahara; eine Oase kann man es nicht nennen, da man sich darunter eine Ortschaft mit Vegetation u. s. w. vorstellt; hier aber kommt trotz des Wasserreichthums kein Grashalm fort; nicht einmal die anspruchslosen Kamelkräuter, welche doch sonst in jeder Aregregion zu finden sind, trifft man hier. In der erwähnten Einsenkung sind zahlreiche, zum Theil sehr tiefe Brunnen, welche beständig Wasser enthalten.

Strassen gibt es in Arauan nicht; die grossen viereckigen Häuser stehen unregelmässig, wo gerade Platz war zwischen den Sandbergen, da hat man ein solch castellartiges Gebäude hingesetzt, und die Sandmassen reichen

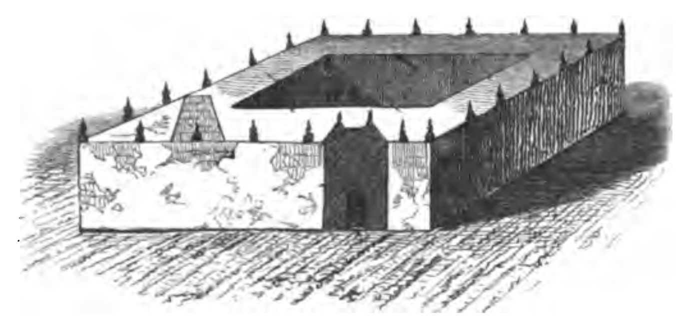


Fig. 6. Haus in Arauan.

bis dicht an die Mauern heran. Die Häuser bestehen aus lichtblauem sandigen Thon, den man beim Graben der Brunnen gewinnt. Sie sind nur ebenerdig und von vier hohen Mauern umgeben; die dunkeln Wohnräume münden auf den offenen Hof. Trotz der öden Lage des Ortes haben die Bewohner das Bestreben, an ihren einfachen Häusern eine Art Ornamentik anzubringen. Man findet kein Haus, dessen Mauern nicht mit Spitzen und Zacken von getrocknetem Thon verziert sind. Das Thor ragt gewöhnlich etwas über die Mauer hinaus und ist mit Erdfarbe bestrichen.

Der Fussboden besteht aus hartgestampfter Erde und wird mit Strohmatten belegt; irgendein Luxus besteht hier nicht.

Das uns zugewiesene Haus hatte mehrere lange, schmale Wohnräume, in welche nur durch die enge Thür etwas Luft und Licht drang. So gern man aber überall Luft und Licht in den Zimmern hat, hier meidet man beides. Hermetisch wird alles verschlossen gegen die Sandwinde, die hier täglich herrschen und die den feinen Sand überall hintragen; und Licht lässt man auch nicht gern in die Zimmer, um vor einer der furchtbarsten Plagen, den Milliarden von zudringlichen Fliegen, doch etwas geschützt zu sein. Hitze, Sandstürme, Fliegenplage, schlechte Nahrung,

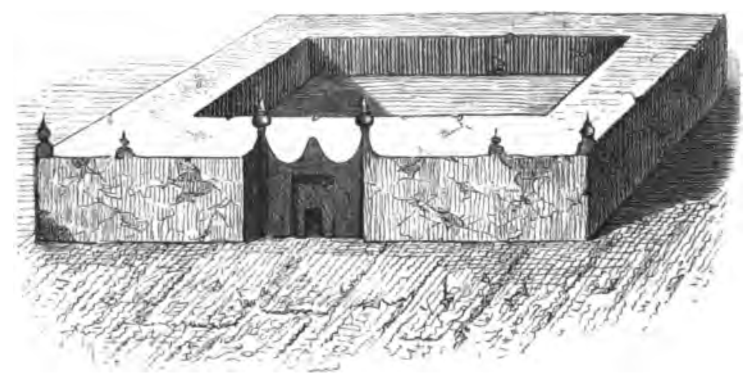


Fig. 7. Haus in Arauan.

überhaupt ungesunde Lage des Ortes haben mir den Aufenthalt in Arauan zu einer wahren Hölle gemacht, und ich war ernstlich krank, als ich endlich den Ort verlassen konnte.

Arauan ist natürlich in Bezug auf Verproviantirung völlig abhängig von dem etwa 200 km entfernten Timbuktu. Ein paar armselige Hühner sowie einige sudanesische Schafe ohne Wolle bilden den kärglichen Bestand an Hausthieren; von irgendwelchen Gartenanlagen ist auch nicht das Ge-

ringste zu sehen, alles muss von Timbuktu gebracht werden. Am Abend meiner Ankunft in Arauan wollte mir der Scherif gern eine Mahlzeit schicken, er hatte nichts als etwas Reis und getrocknetes Ziegenfleisch.

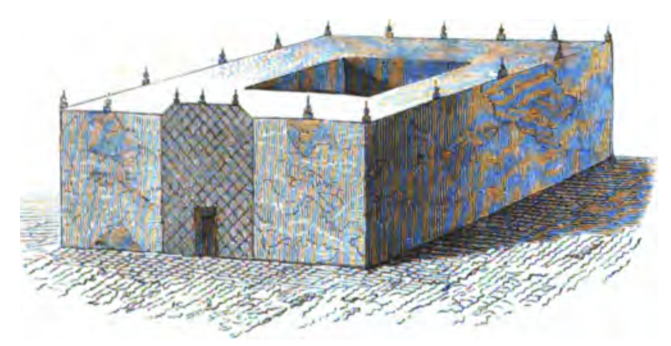


Fig. 8. Haus in Arauan.

Arauan soll von dem Grossvater des jetzigen Scherif Amhamid-bel-Harib vor ungefähr 190 Jahren gegründet worden sein und hat die Stadt trotz ihrer jämmerlichen Lage doch eine grosse Bedeutung gewonnen, wozu der Wasserreichthum in erster Linie beigetragen hat.

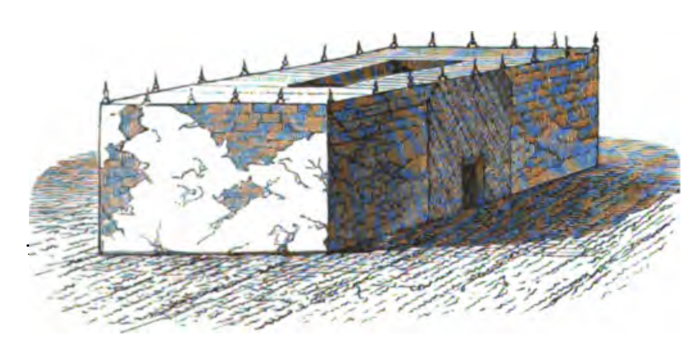


Fig. 9. Haus in Arauan.

Dem Scherif war bekannt, dass ich ein Christ bin, aber die Aufnahme war trotzdem eine sehr freundliche, und auch

die Bevölkerung ist gefällig und nicht im mindesten gehässig oder feindlich zu mir. Diese Bevölkerung besteht aus Arabern der grossen Kabyle Berabisch, ferner aus Arabern von Timbuktu, die hier wie dort Häuser haben und zur Zeit der Karavanen hierher kommen, um die Geschäfte bereits in Arauan abzuschliessen, sowie einer Anzahl ehemaliger Sklaven, den sogenannten Rhatani, Negern, die hier völlig frei sind und sich mit der Versorgung und Tränkung der zahlreich hier ankommenden Kamele beschäftigen. Ausserdem treffen aber hier, besonders zur Zeit der Karavanen, Leute aus aller Herren Länder zusammen, selbst von Senegambien; man findet daher auch schon manche Producte des Sudan hier, so die erwähnten wollfreien Schafe, die Kolanuss, Erdnüsse (Arachis) u. s. w. Auch zog während meines Aufenthalts eine Heerde Rinder hier durch, um auf die Weide getrieben zu werden; es waren Buckelrinder, Zebu, wie sie im Sudan allgemein verbreitet sind, und erregte deren Erscheinen bei uns grosse Freude, nicht nur im Hinblick auf den zu erwartenden Genuss von frischem Fleisch, sondern auch als willkommene Nachricht von der Nähe des von uns angestrebten Sudan.

Die Berabisch wohnen meistens in der Umgebung der Stadt, wo sich Weiden für ihre Kamele befinden, nur der Scheich ist in der Regel in Arauan; aber während meiner Anwesenheit war auch dieser bei seinen Heerden, und nur seinen erwachsenen Sohn habe ich getroffen. Sie zerfallen in eine Anzahl Tribus, wie Ulad Dris, Said, Gnaïm Turmos, Arterat u. s. w.; mehrere Meilen östlich von Arauan liegen die gleichfalls von Arabern bewohnten Städte Mabruk und Mamum.

Während meiner Anwesenheit in Arauan befand sich der grösste Theil der Berabisch in Timbuktu, infolge dessen ist wenig Gold in der Stadt und es wird schwer halten meine Kamele zu verkaufen. Die Berabisch stehen übrigens

häufig mit den benachbarten Tuarik in Fehde, welche meist durch Viehdiebstähle hervorgerufen wird. Im übrigen soll der Weg nach Timbuktu offen sein.

Es wird hier die Nachricht aus dem Sudan verbreitet, dass der eine der Söhne des berüchtigten Hadsch Omar, Ahmadu, in Ghedo gestorben sein soll.

Am 12. Juni verbrachte ich den Abend bei dem alten Scherif, der um etwas Medicin gebeten hatte; gegen seine Krankheit, Altersschwäche, gibt es aber keine Medicin. Die Leute hier halten sich den ganzen Tag im finstern Zimmer auf, um vor den Fliegen geschützt zu sein, erst abends verlässt man dieselben und setzt sich in den Hof oder vor das Haus. Der Scherif war recht freundlich und erzählte allerhand Geschichten, besonders auch von dem vor langer Zeit auf dem Wege von Timbuktu nach Arauan ermordeten Engländer (Major Laing). Mit besonderer Betonung bemerkte Sidi Amhamid, dass der Raïs (Major), wie man den unglücklichen Reisenden allgemein bezeichnet, nie Arauan betreten habe, dass seine Ermordung einige Tagereisen vor dieser Stadt erfolgte, dass also er, resp. die Scheriffamilie hieran in keiner Weise schuld sei.

Während Barth's Aufenthalt in Timbuktu hat derselbe sich auch vielfach mit dem damaligen Chef der Scheriffamilie el-Bakay über den Raïs unterhalten. Barth forschte nach den zurückgelassenen Papieren, fand aber, dass in Timbuktu nichts davon vorhanden ist; er glaubt vielmehr annehmen zu müssen, dass der grösste und wichtigste Theil derselben vor seinem Tode abgeschickt und wirklich in Rhadames im Jahre 1828 angekommen ist. Was dort aus ihnen geworden ist, weiss man freilich nicht. Laing könnte demnach die Briefe nur von Timbuktu aus einer nach Rhadames ziehenden Karavane mitgegeben haben; in Timbuktu muss er dieselben noch gehabt haben, denn der Freund Barth's versichert, dass Laing Karten über den

nördlichen Theil der Sahara angefertigt habe. Hier in Arauan erzählte man mir nun Folgendes über den Major Laing. Der Raïs kam von Tuat aus durch die Wüste nach Walata und ging von hier aus, ohne Arauan zu berühren, nach Timbuktu. Er hatte sechs Kamele mit sich. Laing, welcher sehr gut Arabisch sprach, soll sich gern mit den Scherifs der Orte über Religion, Wissenschaft u. s. w. unterhalten haben; so hätte er die Schriftgelehrten Walatas und diejenigen Timbuktus aufgesucht und wäre im Begriff gewesen, nun auch den Scherif von Arauan, den Vater des zu meiner Zeit lebenden zweiundachtzigjährigen Sidi Amhamid-bel-Harib, zu besuchen. Nun sei aber kurz nach der Abreise des Majors von Walata ein berühmter Gelehrter gestorben und zwar an einer Medicin, welche ihm der Engländer gegeben habe; dasselbe sei in Timbuktu eingetreten, auch hier starb ein Schriftgelehrter, der von Laing behandelt worden sei. Diese Nachrichten verbreiteten sich natürlich sehr schnell, und als nun das Gerücht nach Arauan gelangte, der fremde Raïs habe geäussert: nachdem er mit den Gelehrten von Walata und Timbuktu disputirt, wolle er nun auch die Weisen von Arauan kennen lernen, will man in Arauan gefürchtet haben, dass auch hier einer der Scherife sterben möchte. Der damalige Chef der Berabisch hat nun, ohne Wissen des Scherifs, einige seiner Leute beauftragt, den fremden Reisenden, ehe er nach Arauan kommt, zu ermorden, und zwar wurde er erdrosselt, indem man ihm beim Besteigen des Kamels von rückwärts eine Schlinge um den Hals warf.

Was nun an dieser Erzählung Wahres ist, kann ich nicht beurtheilen. Ist die Geschichte ausgedacht worden, um die Ermordung gewissermassen zu motiviren, oder ist es wirklich so gewesen, ich weiss es nicht; ich bemerkte nur deutlich das Bestreben Sidi Amhamid's, von seinem Vater und sich die Schuld abzuwälzen; er muss ja damals

auch schon ein Mann von ungefähr 30 Jahren gewesen sein, war also über die ganze Angelegenheit vollkommen informirt.

Durch einige ältere Leute von Arauan wurde uns aber auch im Vertrauen mitgetheilt, dass die Erzählung zwar wahr sei, es seien in den genannten Städten kurz nach dem Aufenthalte Laing's daselbst einige Schriftgelehrte gestorben, aber bei der Ermordung des Reisenden sei auch eine Frauenangelegenheit mit im Spiele gewesen.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, die traurige Thatsache ist vorhanden, dass dieser energische und wohlvorbereitete Reisende nach kurzem Aufenthalte in Timbuktu auf dem Wege nach Arauan erdrosselt worden ist. Neu war mir nun aber die Erzählung Sidi Amhamid's, dass man in Arauan noch sämmtliche Effecten des Reisenden habe, und zwar seien dieselben im Besitz des Scheichs der Berabisch; letzterer war leider während meines Aufenthalts abwesend, und sein Sohn erklärte, nicht in der Lage zu sein, mir die Sachen zeigen zu können!

Diese Effecten sollen nach den Aussagen des Scherifs Sidi Amhamid in Folgendem bestehen: zahlreichen Flaschen mit Medicin, 2 Flaschen Wein, Kleidern und Wäsche, geschriebenen Büchern und 45 spanischen Duros in Geld. Die geringe Summe Geldes erklärt sich daraus, dass Laing auf der Heimreise sich befand, im Besitz von 6 Kamelen war und leicht auch ohne grössern Baarbesitz auf diese Weise durch die Wüste hätte zurückreisen können. Sidi Amhamid legte ganz besondern Werth auf das Vorhandensein des Geldes, um damit anzudeuten, dass hier kein gemeiner Raubmord vorliege.

Das ist es, was ich in Arauan über Major Laing erfuhr; leid that es mir, dass der Berabisch-Scheich abwesend war und ich deshalb die in verschlossenen Kisten wohl aufbewahrten Sachen nicht wenigstens sehen konnte.

Arauan ist trotz seiner ungünstigen, ja geradezu widerwärtigen Lage ein sehr wichtiger Platz in der westlichen Sahara, und die Bewohner sind wohlhabende Leute. Alle nach Timbuktu ziehenden Karavanen, mögen sie kommen von Wad Nun oder Tenduf, Wad Draa, Tafilalet oder Rhadames, müssen Arauan passiren. Einmal ist es ein bedeutender Wasserplatz und die Kamele können sich hier nach langer Wüstenreise erholen, andererseits müssen die Karavanen hier einen Zoll erlegen, um nach Timbuktu reisen zu können. Und zwar erhält zunächst der Scherif von Arauan von den Karavanen werthvolle Geschenke und dann müssen dieselben an den Scheich der Berabisch zahlen für jedes mit Stoffen beladene Kamel 7 Mitkal in Gold, für die mit andern Gegenständen (Zucker, Thee u. s. w.) beladenen Thiere 5 Mitkal pro Thier. Ein Mitkal Gold hat in Arauan ungefähr den Werth von 9—10 Francs. Die Steuer ist, wie man sieht, sehr hoch, und daher beladen denn die Leute ihre Kamele so schwer wie möglich und reisen lieber sehr langsam. Der Scherif von Tenduf hat das Privilegium, nur die Hälfte dieser Summen zahlen zu müssen. Hierfür übernehmen nun die Berabisch die Garantie für die Sicherheit des Weges zwischen Arauan und Timbuktu, wobei sie häufig mit Tuariks in Conflict kommen.

Durch Arauan passiren während eines Jahres viele Tausende von Kamelen, allerdings gehört ein sehr grosser Theil davon Salzkaravanen von Taudeni an; diese zahlen, soviel ich weiss, keinen Zoll. Die Wasserplätze von Arauan sind oft ausserordentlich belebt, ebenso wie die in weiter Entfernung liegenden Weideplätze. Die Versorgung, Pflege und Beaufsichtigung von Kamelen, die nach langer Wüstenreise hier rasten, ist vorherrschend Beschäftigung der Rhatani, der jetzt freien Negerbevölkerung. Die Anwesenheit so vieler Kamele in Arauan ist auch die Veranlassung

zu einer der schlimmsten Plagen dieses Ortes, der Fliegenplage. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Masse und Zudringlichkeit dieser Insektenschwärme, und man muss sich tagsüber in die dunkelsten Ecken des Zimmers zurückziehen, um nur etwas weniger geplagt zu werden. Dazu schlechte Nahrung, wenig erfrischendes Wasser und überhaupt ungesunde Verhältnisse des ganzen Ortes, furchtbare Hitze, heftige heisse Sandstürme, absoluter Mangel an jeder Spur von Vegetation — das alles macht Arauan zu einer Hölle auf Erden.

Die heissen, aus Süden kommenden Sandstürme sind hier sehr häufig; den Namen Samum kennt man hier nicht, man nennt die Winde Dschaui. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni hatten wir einen der schlimmsten und furchtbarsten dieser Dchaui, und spürte ich schon mehrere Stunden vorher den Eintritt eines solchen. Ich bekam Kopfschmerz, wurde furchtbar nervös und konnte über die geringste Kleinigkeit in die grösste Aufregung gerathen, fühlte mich überhaupt in jeder Beziehung unbehaglich. Schon abends gegen 10 Uhr war die Luft ausserordentlich schwül. Ich versuchte einzuschlafen, hatte aber schwere Träume und Beängstigungen; gegen 1 Uhr wurde ich durch einen furchtbaren Sturm aufgeweckt und von allen Seiten drangen die Sandmassen in das Haus ein. Bald war alles mit einer Schicht fahlen Sandes gleichförmig überzogen; nichts ist hiervor sicher. Gutverschlossene Kisten zeigen beim Oeffnen eine Sandschicht, man mag das Gesicht noch so fest verhüllen, der Sand dringt in die Augen, Ohren, Mund und Nase, selbst in die Taschenuhren! Während des Phänomens, welches kaum eine halbe Stunde dauert, fallen auch zuweilen einzelne schwere Regentropfen.

Wenn man beim Ausbruch eines solchen Dschaui sich in einem Hause aufhält, so ist es noch eher zu ertragen, als wenn man im Freien davon überfallen wird; und auch

das ist mir wiederholt passirt. Schon eine Stunde vor Ausbruch des Dschaui sieht man im Süden die schweren gelben Wolken langsam heranziehen; die Luft wird schwüler und man fühlt sich beängstigt, selbst die Kamele werden unruhig. Wenn dann der Sturm losbricht, ist es nöthig, die Thiere niederlegen zu lassen und zwar mit dem Rücken gegen den heranziehenden Sturm, die Menschen hüllen sich fest in ihre Kleider ein, das Gesicht wird vollständig und möglichst dicht, freilich vergeblich, verdeckt und dann lässt man die heisse Windsbraut vorübersausen; dieser eigentliche Sturmesausbruch dauert bei den gewöhnlichen Dschaui, die wir in Arauan fast täglich gegen 4 Uhr zu bestehen hatten, in der Regel nicht länger als 10 Minuten.

Es bedarf wol kaum der Erwähnung, dass die Berichte über die sogenannten Samum, die Giftwinde, welche ganze Karavanen verschütten sollen, nicht wahr sein können. Ein solcher Sandsturm kann Thiere und Menschen mit einer dünnen Lage Sand bedecken, aber weiter auch nichts. Es scheint mir nicht einmal möglich, dass man dabei ersticken kann, denn das eigentliche Phänomen dauert nur kurze Zeit, und dann schützt jeder Mund, Nase, Ohren und Augen durch ein Tuch, wodurch allerdings immer noch Sand eindringt, der aber später leicht entfernt werden kann. Es gehören diese Sandstürme, welche Karavanen von Hunderten von Kamelen bedecken und vernichten sollen, zu den vielen Fabeln, die über die Wüste geschrieben werden. Es wird gewiss vorgekommen sein, dass ganze Karavanen zu Grunde gegangen sind, aber nicht infolge des Sandes selbst, sondern des Wassermangels. Der Sand dringt in die fest verschlossenen Wasserschläuche und das Wasser verdunstet darin mit grosser Schnelligkeit; ebenso kann ein Brunnen ausgetrocknet oder zugeweht werden, sodass die Karavane sich nicht mit Wasser versorgen kann, oder sie hat sich verirrt; das alles kann den Untergang

einer grössern Zahl von Thieren oder Menschen zur Folge haben, ein blosser Sturm allein gewiss nicht.

Es ist keine Frage, dass die Samum und Dschaui zu den schlimmsten Plagen der Wüste gehören und dass durch sie schon viel Unheil angerichtet worden ist; nur muss man, ehe man solche Geschichten wie den Untergang grosser Karavanen durch den Samum erzählt, auch die physikalischen Folgen berücksichtigen, welche ein solcher Wind hat; ein Windstoss kann doch nicht plötzlich an einem Ort eine mehrere Meter hohe Sandschicht aufhäufen, aus der sich die zahlreichen darunter Begrabenen nicht hervorarbeiten können — das scheint mir ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist aber schwer, so festgewurzelte Meinungen auszurotten, und die von Sand begrabenen Karavanen werden noch ebenso lange fortspuken wie die innern Wasserbehälter der Kamele und der Wüstenlöwe.

Am 15. Juni nachmittags hatten wir sogar ein echtes Gewitter mit Sturm, Donner, Blitz und Regen; letzterer fiel freilich nicht sehr stark. Das Gewitter zog von Süden heran, von Timbuktu, welches bereits in der Zone der tropischen Regen liegt.

Die heissen Südwinde, welche hier in Arauan so ausserordentlich häufig sind, tragen meiner Ansicht nach auch die Schuld an dem Mangel jeglicher Vegetation in der nächsten Umgebung dieses Ortes. Während sich sonst überall in der Wüste, wo nur etwas Wasser auftritt, auch eine Vegetation entwickelt, während sonst die Dünenregionen in der Regel reich sind an Futterkräutern für die Kamele, ist hier kein grüner Grashalm zu sehen; ich kann das nur diesen erstickend heissen, alles mit Sand bedeckenden Dschaui zuschreiben.

Arauan ist in jeder Beziehung ein ungesunder Ort und die Bevölkerung leidet stark an den Folgen dieses schlechten Klimas. Täglich kamen Kranke zu mir, die an Fiebern,

Augenkrankheiten und allgemeiner Schwäche infolge schlechter Ernährung litten; ich hatte natürlich nur eine geringe Menge Medicamente mit mir und musste die meisten Kranken mit unschuldigen Mitteln abfertigen.

Auch Frauen kamen zu uns, um Medicamente zu erhalten; die Mehrzahl waren Negerinnen, obgleich auch einige arabische Frauen, aber auch schon von etwas dunkler Farbe, also nicht mehr ganz rein, hier sich finden.

Mein Hauswirth, ein Rhatani, also freier Neger, Namens Bubefka, war äusserst stolz, die vielen Gäste immer bei sich zu sehen, und suchte mir durch Aufmerksamkeiten aller Art den abscheulichen Aufenthalt in diesem Orte angenehmer zu machen. Aber vergeblich, ich selbst wurde krank und sehnte mich fort, so schnell als möglich, hinaus in die offene, freie, gesunde Wüste, nur fort aus diesem Backofen; aber es ging nicht so schnell, ich hatte noch verschiedene Widerwärtigkeiten zu bestehen.

Wie es in jedem Orte üblich war, so hatten sich auch hier bei uns bald einige Hausfreunde eingefunden, die täglich zum Besuch kamen, theils um Neuigkeiten zu hören, oder solche zu bringen; es waren meist harmlose, gutmüthige Leute, wie ich denn hier überhaupt nie eine Spur von religiösem Fanatismus gefunden habe, obgleich ein grosser Theil der Leute endlich merken musste, dass ich kein Mohammedaner bin. Ich erfuhr hierbei auch, dass sich in Arauan ein gewisser Abdul-Kerim aufhält, ein wohlhabender Händler, der sich bei der Ermordung und Beraubung von Fräulein Tinné betheiligte und hierher geflüchtet ist. Er soll, als er mich beim Eintreffen in die Stadt erblickt hat, sofort den Leuten erklärt haben, ich sei ein Christ. Jedenfalls scheint sein Ansehen nicht sehr bedeutend zu sein, denn mir hat er nichts anhaben können.

Schon in Tenduf hatte mir Scheich Ali sowie der Führer Mohammed gesagt, dass ich meine Kamele nur bis Arauan

behalten könne, dort müsse ich sie verkaufen und bis Timbuktu neue Thiere miethen. Es sei das in jeder Beziehung sicherer; denn die Berabisch, welche das Vermiethen von Lastthieren als ihr Monopol betrachten, sind leicht bereit, einem mit eigenen Thieren Reisenden dieselben wegzunehmen. Nun waren freilich meine Thiere stark blessirt, besonders vier derselben hatten arge Wunden, aber die Leute meinten, es bedürfe nur einiger Monate ruhiger Weide, und die Thiere würden wieder hergestellt werden. Eins der Kamele, das besterhaltene und überhaupt stärkste Thier, nahm der Führer Mohammed mit an Zahlungsstatt an. Diesem Manne waren überhaupt 600 Francs versprochen worden; 150 Francs hatte er in Tenduf im voraus bekommen, hier zahlte ich ihm noch 24 Mitkal in Gold, ungefähr 250 Francs, sodass er das gute Kamel für den Preis von 200 Francs angenommen hat. Die übrigen acht Kamele verkaufte ich für 80 Mitkal Gold, also ungefähr 800 Francs, sodass ich noch mehr als die Hälfte der Kaufsumme für die abgetriebenen und ermüdeten Thiere erhielt. Das Gold ist nicht geprägt, das Mitkal ist überhaupt keine Münze, sondern eine Gewichtseinheit im Betrag von ungefähr 4 Gramm. Das Gold circulirt meistens in Form von roh gearbeiteten Ringen, kleinen Platten und Körnern; erstere dienen gleichzeitig als Frauenschmuck. Diese 800 Francs sowie noch ein kleiner Rest von ungefähr 500 Francs bildeten mein ganzes Vermögen, und damit musste ich die Reise nach Timbuktu und von da zum Senegal antreten. Allerdings hatte ich noch eine Anzahl Stoffe, die gleichfalls als Geld dienen.

Ich habe also die Kamele verhältnissmässig recht günstig verkauft; aber so glatt sollte die Sache doch nicht abgehen, wie ich schon gehofft hatte. Es erschien plötzlich ein Mann aus der Kabyle Tazzerkant, welcher behauptete, eins der von mir auf dem Mugar von Sidi Hescham ge-

kauften Thiere gehöre ihm und sei ihm gestohlen worden. In der That hatten die Thiere das Zeichen der Tazzerkant eingebrannt. Darüber entstanden nun grosse und lange Verhandlungen. Es war offenbar ein Complot gegen mich, denn am Abend des 17. Juni erschienen plötzlich drei andere Leute desselben Stammes, welchen angeblich gleichfalls Kamele gestohlen worden seien, und erklärten, sie hätten ihre Thiere unter meinen Kamelen erkannt! Das wäre für mich eine schöne Geschichte gewesen. Ich hätte den Preis für vier Kamele verloren, und wenn diese Leute sehen würden, dass ihre perfiden Machinationen Erfolg haben, so würden sich wahrscheinlich noch mehr Bestohlene gemeldet haben! Im Anfang schien es, als wollte der Scherif und die übrige Gesellschaft den Leuten recht geben. Hadsch Ali, der für mich die Verhandlungen leitete, hatte einen schweren Stand und musste alle erdenklichen Gründe und Beweise vorbringen, dass wir die rechtmässigen Eigenthümer der Kamele seien. Wir besassen zwar die schriftliche Bestätigung, dass wir die Thiere bezahlt hatten, aber nach den hier herrschenden Rechtsgrundsätzen waren die Leute berechtigt, die Thiere zurückzuverlangen, sofern sie Beweise bringen konnten, dass sie die Eigenthümer waren. Die Tazzerkant waren im höchsten Grade halsstarrig und anmassend und wollten auf keinen Fall von dem ihnen zustehenden Recht zurückstehen. Die Verhandlungen währten mehrere Tage, und es scheint, dass nur der Umstand, dass wir speciell von Scheich Ali unterstützt worden sind, was besonders der Führer Mohammed bekräftigte, massgebend war, uns endlich die Thiere, resp. den bezahlten Preis zuzusprechen. Hadsch Ali hat sich in dieser Angelegenheit sehr verdienstlich gemacht und mit grosser Ausdauer und Beredsamkeit unser Recht vertheidigt. Ohne ihn würde man wahrscheinlich uns die Thiere abgenommen haben und der Rest wäre auch verloren gewesen. Das ganze Manöver setzte mich

in grosse Aufregung; die Tazzerkant waren im höchsten Grade ungestüm und stiessen allerhand Drohungen aus, als sie sahen, dass ihre Sache verloren war. Der alte Scherif Sidi Amhamid hat aber offenbar eingesehen, dass uns unrecht geschehen sollte, und hat mich so vor einem grossen Verlust bewahrt.

An Geschenken hatte ich nicht viel, aber etwas musste ich dem Scherif doch geben: einen Revolver, noch etwas Rosenöl, ein Stück Zeug, ein paar Säbel, Zucker und Thee, und da er sah, dass wir wirklich nicht viel hatten, stellte er sich auch ganz zufrieden.

Am 18. Juni abends spielte sich eine andere aufregende Scene ab. Hadsch Ali kam plötzlich in mein Haus gerannt und ordnete alles zu einer Vertheidigung an. Jeder musste mit Gewehr oder Revolver und Säbel bewaffnet sich aufstellen, die Thüren wurden geschlossen, als erwartete man einen Angriff. Wir wussten gar nicht, was das bedeuten sollte; die Leute hatten sich bisher so ruhig benommen, und wir konnten die Sache nur mit den Tazzerkant in Verbindung bringen. Draussen hörten wir in der That auch eine Menge Menschen unter grossem Geschrei zusammenlaufen, und ich glaubte wirklich schon an einen Ueberfall. Aber es erfolgte nichts. Die Leute draussen liefen an unserm Hause vorüber nach einer andern Stelle hin. Wir blieben eine Zeit lang in dieser Vertheidigungsstellung; als aber die erwarteten Feinde gar nicht kommen wollten, wagten wir uns hinaus. Dort war wieder alles ruhig geworden und die Stadt lag noch ebenso verödet da wie bisher. Hadsch Ali ging nun zum Scherif und beklagte sich, dass man uns überfallen und tödten wollte. Unauslöschliches Gelächter erfolgte von seiten der Anwesenden auf diese Worte, und es stellte sich heraus, dass der Lärm nur von den schwarzen Rhatani hergerührt hatte. Einer dieser Leute hatte einen Mann von irgendeiner Kabyle, der zufällig hier war,

tüchtig durchgeprügelt, dieser rief seine Landsleute herbei, der Rhatani wieder die seinigen, und so entstand ein Streit, der aber mehr mit Worten als mit Waffen ausgetragen wurde. Später sah ich die Rhatani, mit Säbeln und Speeren bewaffnet, fröhlich und guter Dinge zurückkommen. Die Tracht Prügel war wahrscheinlich eine gerechte gewesen, und alles war beruhigt und befriedigt; die Bewohner von Arauan haben sich aber noch mehrere Tage sehr gut amusirt über unsere Vertheidigung. Hadsch Ali machte gute Miene zum bösen Spiel und lachte mit.

Man findet hier vielfach kleine Steine von der Grösse eines Taubeneies, welche sehr geschätzt werden und angeblich ein vorzügliches Mittel sind gegen Vergiftung. Etwas davon in eine Tasse Thee gerieben, soll die Wirkung des Giftes aufheben. Es sind Knollen von phosphorsaurem Kalk, die man im Leib eines Emhor genannten Thieres findet, wahrscheinlich einer Antilopenart (vielleicht auch des Zebra, da mir später einmal gesagt wurde, das Thier gleiche einem Pferde), sie werden sorgfältig gesammelt und von hier aus nach allen Richtungen des mohammedanischen Afrika zu hohen Preisen verkauft; selbst in die Türkei gelangen viele von diesen Steinen.

Unterdessen nahm mein Unwohlsein immer mehr zu, die täglich nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr wehenden Dschaui, das Eingesperrtsein den ganzen Tag über in einem dumpfen Raume ohne Licht, der furchtbaren Fliegenplage wegen, sodass man nur des Morgens und Abends etwas ins Freie konnte, die Aufregung über die Affaire mit den Tazzerkant, die Hitze und die ganze ungesunde Lage des Ortes hatten mich zu stark angegriffen; ich hatte öfters Ohnmachtsanfälle und Erscheinungen, die einer beginnenden Dysenterie ähnlich waren, dazu Kopfschmerz und überhaupt allgemein schlechtes Befinden.

Am 22. Juni, nachdem der Streit mit den Tazzerkant

erledigt war, kamen endlich einige Leute, die mir Kamele bis Timbuktu vermiethen wollten, um den Umfang des Gepäckes zu besehen. Sie erklärten sich bereit, mir sechs Kamele bis Timbuktu für 15 Mitkal, also ungefähr 150 Francs, zu vermiethen. Ich ging darauf ein, um nur bald aus diesem schrecklichen Orte wegzukommen, und wurde der 25. Juni als Tag der Abreise bestimmt. Der Preis für die sechs Tage lange Reise war schliesslich nicht zu hoch unter Berücksichtigung des Umstandes, dass man mit eigenen Kamelen die Tour nicht gut machen kann. Hätte ich darauf bestanden, mit meinen eigenen Thieren zu reisen, so hätte ich den Berabisch, welche für die Sicherheit des Weges sorgen, Geschenke geben müssen, die mehr betragen haben würden als diese 15 Mitkal.

Am 20. Juni schrieb ich eine Anzahl Briefe, um sie meinem braven Führer Mohammed zur Besorgung mitzugeben. Derselbe nimmt die Briefe mit nach Tenduf, lässt sie dann bei Gelegenheit nach Tizgi schaffen, von wo sie durch Scheich Ali einer nach Mogador gehenden Karavane mitgegeben werden. Auf diese Weise sind auch alle Briefe richtig nach Europa gelangt. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit Schriftstücke in diesen Ländern gehen; es ist äusserst selten, dass derartige Sachen verloren gehen, sie gelangen fast alle, freilich oft erst nach langer Zeit, in den Besitz des Adressaten. Den Mohammedanern ist ein Schriftstück etwas Heiliges, und so wenig scrupulös die Leute sind über die Begriffe Mein und Dein, Briefe werden stets sorgfältig aufbewahrt und besorgt. Mein Führer wollte nicht früher fortgehen, als bis er sich vergewissert hatte, dass ich nach Timbuktu komme, um seine Mission vollständig zu erfüllen. Ich liess ihm vor meiner Abreise noch verschiedene Kleinigkeiten, besonders Thee und Zucker, worauf er einen so grossen Werth legte, als Geschenk zurück. Er ist dann noch so lange in Arauan geblieben,

bis er Nachricht von meiner Ankunft in Timbuktu erhalten hat, und war also auch der erste, durch welchen diese Mittheilung nach Europa gelangt ist. Ob er später allein oder mit einer andern Karavane nach Tenduf zurückgekehrt ist, weiss ich nicht; ich vermuthe aber, dass er mit nach Taudeni zurückkehrenden Leuten dahin gegangen ist und später von da aus allein seinen Wohnort Tenduf erreicht hat. Er hatte ein gutes Kamel, ich gab ihm zwei Wasserschläuche mit, da ich jetzt nicht mehr so viele brauchte, und so wird er, nur mit Wasser und etwas Proviant beladen, abgereist sein. Ich hätte kaum einen bessern Führer finden können, einen Mann, der eine solche Sicherheit der Orientirung besass wie dieser Mohammed, und der das Reisen so leicht ertrug, trotz seines hohen Alters, welches uns im Anfang etwas irritirte; war doch ernsthaft der Vorschlag gemacht worden, einen zweiten Führer zu engagiren für den Fall, dass der alte Mohammed den Anstrengungen erliegen sollte.

Hier in Arauan erhielt ich auch zu meiner grossen Freude einige Exemplare der Steinwerkzeuge, welche man bei Taudeni findet. Auf die Bedeutung dieser Sachen für gewisse die Sahara betreffende Fragen komme ich später noch einmal zurück. Hier sei nur bemerkt, dass die Rhatani, welche von Taudeni Salz holen, manchmal diese Sachen ihren Weibern mitbringen, welche sie zu häuslichen Arbeiten, zum Reiben von Korn u. s. w. verwenden. Es sind gegen 4 Zoll grosse, dicke hammer- und meisselartige Werkzeuge, schön geglättet, überhaupt mit Zeichen einer sorgfältigen Bearbeitung, hergestellt aus einem harten Grünstein. Es ist dies jedenfalls ein bedeutungsvolles und wichtiges Vorkommen.

Soviel ich weiss, ist Arauan vor mir nur einmal von einem Europäer besucht worden, und zwar im Jahre 1860 von dem Spahi-Offizier Aliun Sal. Derselbe brach, anfangs

in Begleitung des Schiffsfähnrichs Bourel, der aber bald umkehrte, von dem französischen Militärposten Podor am Senegal auf und passirte mit vieler Mühe die Gebiete der Araberkabylen Duaisch und Brakna. Endlich konnte er nach Osten aufbrechen, kam etwas nördlich von der Landschaft Tagant vorüber zu der Hochebene Asaba. Dann passirte er das el-Hodh genannte Plateau und gelangte nach der Wüstenstadt Walata. Nach den Schilderungen Aliun Sal's muss diese Stadt bedeutend grösser sein als Arauan, denn er spricht von einem Umfang von 1500 m Länge und 600 m Breite; die Häuser sind wie in Arauan aus Thon gebaut und mit Verzierungen und Erdfarben versehen. Walata soll ein ziemlich bedeutendes Handelscentrum sein, und jetzt noch ist von Marokko sowol als vom Sudan aus ein bedeutender Verkehr dahin. Eine interessante Lederindustrie hat sich dort entwickelt, und die hübsch gearbeiteten Ledersäcke und Tabacktäschchen, die in Timbuktu und im Sudan gebräuchlich sind, werden dort vielfach hergestellt. Auch in Walata ist kein Anbau möglich, und die Versorgung der Stadt mit Proviant erfolgt von aussen, sowol von Timbuktu als vom Senegal aus.

Aliun Sal's Plan, von Arauan nach Timbuktu zu gehen, um von da aus Algerien zu erreichen, gelangte nicht zur Ausführung; er kam nur von Walata nach Arauan und zwar mit der grossen Karavane von Leuten aus der Kabyle Tazzerkant. Interessant ist die Beobachtung, dass in der weitern Umgebung von Walata sich zahlreiche Ruinen ehemaliger Ortschaften finden, die auf die grosse Bedeutung hinweisen, welche Walata hatte; jetzt ist alles unbewohnt und unbewohnbar.

In Arauan blieb Aliun Sal nur kurze Zeit und gelangte, südwärts ziehend, nach Bassikunu, wo er, als im Dienst der Franzosen stehend, erkannt und von einem Genossen des berüchtigten Hadsch Omar ausgeraubt und gefangen ge-

nommen wurde. Seitens eines arabischen Freundes mit Kamel und Führer versehen, glückte es ihm, zu entkommen, und gelangte er nach vielen Mühseligkeiten wieder zum Senegal, wo er bald darauf starb.

Ich fragte den Scheich Amhamid, ob schon Christen und Europäer bei ihm gewesen wären; er verneinte es. Vor einer Reihe von Jahren sei allerdings ein Reisender nach Arauan gekommen, den man für einen Franzosen hielt. Er hätte aber fertig Arabisch gesprochen, sei gleich nach seiner Ankunft in die Moschee gegangen, kurz, habe sich als zweifelloser Gläubiger erwiesen, sodass man den Verdacht fallen liess. Der französische Spahi-Offizier, der dieser Fremdling offenbar gewesen ist, war, soviel ich weiss, Mohammedaner, und so wird es ihm leicht gefallen sein, die Leute zu täuschen. Jedenfalls besitzen wir durch diesen Reisenden die ersten genauern Nachrichten und Karten über Arauan und Timbuktu sowie über diesen ganzen südwestlichen Theil der Sahara.

Seit jener Zeit ist aber kein Reisender dorthin gekommen, wenn man absieht von dem marokkanischen Juden Mardochai aus Akka, der bei seinen Zügen nach Timbuktu mehreremal in Arauan gewesen ist, sich sogar gezwungenerweise dort lange aufhalten musste, ehe es ihm gelang, nach Timbuktu zu kommen.

Am Abend des 25. Juni war endlich alles zur Abreise bereit, wir waren froh, diesen ungesunden und hässlichen Ort Arauan verlassen zu können. Mein Unwohlsein nahm immer mehr zu und ich fühlte mich durch heftige Unterleibsbeschwerden ungemein schwach und angegriffen. Als Reisegesellschafter haben wir einen jungen Scheich, el-Bakay, dessen Onkel in Timbuktu der angesehenste Mann ist als Angehöriger der durch Barth schon bekannten Scheriffamilie gleichen Namens.

Die Bevölkerung von Arauan war im höchsten Grade

freundlich und gefällig, und viele gaben uns ein grosses Stück Weges das Geleit; von religiösem Fanatismus ist hier keine Rede; viele von unsern hiesigen Freunden haben uns später in Timbuktu besucht.

Abends gegen 5 Uhr verliessen wir Arauan und ritten fast ununterbrochen in im allgemeinen südlicher Richtung bis den andern Morgen 6 Uhr. Im Anfang bewegten wir uns noch in der grossen Aregregion, erreichten aber bald die sandige, mit Kamelfutter und Halfagras bewachsene Ebene; der Platz, wo wir die Zelte aufschlugen, um den Tag zu verbringen, heisst El-Amugdar. Diese Ebene, die hier eine Seehöhe von 233 m aufweist, bildet den Anfang des sogenannten Azauad, des grossen Mimosenwaldes, der noch südlich hinaus über Timbuktu reicht und sich in einer breiten Zone quer durch die südliche Sahara zu erstrecken scheint.

Am folgenden Tage, oder richtiger in der folgenden Nacht hatten wir denselben Marsch durch ein höchst einförmiges, sandiges Terrain und hielten morgens gegen 7 Uhr an einer baumreichen Stelle, die den Namen Schaneja führt. Hier befanden sich bisher noch nicht gesehene Bäume in ziemlicher Anzahl, Bäume mit sehr grossen Stacheln und fleischigen Blättern. Die Hitze ist noch immer ziemlich stark, und den grössten Theil des Tages steht das Thermometer zwischen 36 und 40° C.

Ein starkes Gewitter, von Südosten kommend, zog über uns weg in westlicher Richtung weiter, ohne sich zu entladen. Einige Meilen östlich von unserer Route liegt die Araberstadt Buschbia.

Wir hatten wieder einen starken Dschaui zu bestehen, der wie immer sehr lästig war; zum Glück kam er noch, als wir campirten; wenn man unterwegs ist, hat man noch mehr darunter zu leiden.

Am 27. Juni, abends gegen 5 Uhr, ging es weiter und

erst früh 8 Uhr hielten wir an einem Hasseini genannten Punkte. Ich fühlte mich heute wieder sehr unwohl.

Das Terrain ist noch immer dasselbe: eine sandige Ebene mit Halfagras und Kräutern bewachsen. Südöstlich vom heutigen Lagerplatz sind Berge sichtbar, die aber sehr entfernt sein müssen, die Leute hier bezeichnen sie mit dem wahrscheinlichen Tuarikwort Tsentsuhum, was soviel wie steinernes Meer bedeuten soll. Der Himmel war wieder sehr stark bedeckt, aber es kam zu keinem Niederschlag.

Später wurde das Terrain etwas wellenförmig und vereinzelte Tamarisken traten auf. Es sind flache Sanddünen, welche von jetzt an wieder das Terrain bilden, aber sie sind über und über mit Kräutern und Gras bewachsen.

Am folgenden Tage derselbe Marsch von 6 Uhr abends bis 7 Uhr mit einem kurzen Aufenthalt während der Nacht. Abends gegen 10 Uhr hatten wir starkes Wetterleuchten am südlichen Horizont, ein lange entbehrter Anblick, und auch etwas Regen ging nieder. Gegen Morgen hielten wir an einer Bukassar genannten Stelle, wo sich bereits eine reichere Vegetation entwickelt hat. Tamariskengebüsch und Mimosen, mannichfaltige Gras- und Kräuterarten, selbst kleine blühende Blumen und zahlreiche kleine Singvögel belebten die Gegend. Es war sogar hier recht hübsch und ich hätte mich wohl fühlen können, wenn nicht mein Unwohlsein zugenommen hätte und ich eine Dysenterie fürchten musste. Es ist dies nur die Folge von dem langen Aufenthalt in dem schrecklichsten aller mir bekannt gewordenen Orte, in Arauan. Wir nähern uns endlich einer bessern Gegend und kommen aus der Wüste heraus; schon ist hier der Boden fester, nicht mehr so sandig, und thonhaltiger, sodass eine mannichfaltigere Flora hier existiren kann.

Am 29. Juni langer Nachtmarsch von 5 Uhr abends bis 9 Uhr in der Frühe. Das Terrain ist sehr wellenförmig und

besteht durchgängig aus flachen, stark bewachsenen Sanddünen; wir passirten eine tiefe, wasserlose Schlucht in dem schon recht lehmigen Boden und kamen an eine Erridma genannte Stelle, wo, wie mir die Leute erzählten, erst vor kurzem 50 Tuarik von den Berabisch getödtet worden sein sollen. Die Vegetation wurde immer reicher, Tamariskengebüsch und Mimosen traten in grossen Mengen auf und auch die Thierwelt wurde mannichfaltiger. Die Vogel- und Insektenwelt ist hier schon recht mannichfaltig, und neben den Gazellen und Antilopen sahen wir hier zum ersten mal das Zebra. Der Platz, wo wir früh morgens die Zelte aufschlugen, heisst Kadschi; eine ganze Anzahl Brunnen sind hier in der Nähe; man nannte mir Bir Mobila, Bir Tanuhant, Bir Tsaguba, Bir Inalahi, Bir Arusai und Bir Tsantelhai.

Von Kadschi aus haben wir nur noch eine Tagereise bis nach Timbuktu; freilich wurde es eine etwas starke Tour von abends 5 Uhr bis morgens 10 Uhr, aber wir hatten nun auch unser Ziel erreicht!

Der grosse Mimosenwald El-Azauad ist hier ungemein belebt von Thieren aller Art und die Pflanzendecke wird immer mannichfaltiger und dichter. Eine Stelle unterwegs bezeichnete man mit dem Namen Haschawas. Wild ist häufig und hier sahen wir auch die ersten unzweifelhaften Spuren des Löwen, noch dazu sehr frische Spuren, welche meine Leute beunruhigten. Die des Landes Kundigen erklärten, es sei eine Löwin mit zwei Jungen gewesen, die erst vor wenig Stunden unsern Weg gekreuzt habe; später erfuhren wir in der That, dass hier in der Nähe eine Löwin ein junges Kamel getödtet hatte. Die Vogelwelt ist auch sehr reich vertreten; Geier und Adler sieht man häufig; ebenso einen blauen, metallisch schimmernden Staar, der es liebt, sich den weidenden Kamelen auf den Hals oder Rücken zu setzen und sie von Würmern u. s. w. zu befreien.

Auf dem Wege zwischen Arauan und Timbuktu stiess uns wieder etwas zu, was uns unbegreiflich schien. Sidi Muhamed, der marokkanische Militärflüchtling, den wir in Tizgi als Diener aufgenommen hatten, verschwand eines Nachts auf Nimmerwiedersehen! Er hatte in jener Nacht den Dienst bei den Kamelen, d. h. er ging zu Fuss, um die Thiere anzutreiben. Aus Langeweile oder Uebermuth lief er gewöhnlich ein grosses Stück der Karavane voraus, legte sich nieder und wartete, bis wir vorbeigezogen waren, um dann wieder nachzulaufen. Ich habe ihn mehrmals dieses Manöver treiben sehen. Gegen Morgen wird Muhamed gerufen, aber er ist verschwunden. Meine Leute hatten auch bemerkt, wie er sich während des Marsches niederlegte, und waren der Ansicht, dass er, ermüdet wie er war, eingeschlafen sei und nicht bemerkt habe, wie wir vorbeizogen. Als er dann erwachte, waren wir ihm natürlich längst aus dem Gesichtskreise. Wir trösteten uns, dass er schon wieder zurückkommen werde, da ja zwischen Arauan und Timbuktu ein grösserer Verkehr ist und er eher Chancen hat, auf Hirten zu stossen. Aber er ist nie zurückgekehrt und hat nie Timbuktu betreten! Was ihm geschehen ist, wissen wir nicht. Die Entfernung von Arauan nach Timbuktu ist natürlich gross genug, um sich verlaufen und vor Erschöpfung umkommen zu können; aber das ist doch nicht recht wahrscheinlich. Muhamed hätte ja nur während des Tages den zahlreichen Spuren der Kamele zu folgen brauchen, und er wäre sicher zu Menschen gekommen. Wir erinnerten uns, dass er in Arauan bei der Bevölkerung nicht beliebt war und dass man ihn vielleicht gern beseitigt hätte; aber da hätte er ja statt in der Richtung nach Timbuktu in umgekehrter Richtung nach Arauan zurückgehen müssen. Sein Verschwinden blieb uns räthselhaft. Wir haben später Leute von Arauan in Timbuktu getroffen, welche sich recht wohl an Muhamed erinnerten, aber sie versicherten, ihn nie

wiedergesehen zu haben. So hatte ich denn in kurzer Zeit zwei Diener auf mehr oder weniger räthselhafte, wahrscheinlich aber schreckliche Weise — Verdurstung — verloren!

Ungefähr eine Stunde vor Timbuktu hört diese reiche Vegetation auf und es beginnt wieder sandiges unfruchtbares Terrain. Von hier aus hatten wir den ersten Anblick von Timbuktu! Es war ein unsagliches Gefühl der Befriedigung und Dankbarkeit gegen ein freundliches Geschick, als ich in der Ferne die Häuser und die durch Barth's Abbildung bekannt gewordenen Thürme der Moscheen erblickte. Das Timbuktu, welches seit Barth's Anwesenheit daselbst vor 27 Jahren kein Europäer wieder betreten hatte; das Timbuktu, welches das heissersehnte Ziel so vieler Reisenden gewesen, die ihre besten Kräfte darangesetzt hatten und entmuthigt und enttäuscht umkehren mussten; das alte sudanesische Handelsemporium Timbuktu, die ehemalige Pflanzstätte morgenländischer Kunst und Wissenschaft — diese Stadt lag vor mir und ein kurzer Ritt brachte mich zu den Häusern.

Auch meine Leute begrüssten freudig die in der Ferne sichtbare Stadt, und wir beglückwünschten uns gegenseitig zu diesem Erfolge. Stolz zeigten die uns begleitenden Leute von Arauan und der Scheich el-Bakay auf diese Medina, diese grosse Stadt, und erzählten uns von den grossen Häusern, dem guten Wasser und dem trefflichen Essen daselbst, sodass wir uns hier schnell erholen würden. Freilich, ein Gedanke beunruhigte uns immer noch: wie werden wir aufgenommen werden? Man wird mich endlich doch als Ungläubigen erkennen, und wie werden sich dann die Bewohner, besonders die Machthaber, verhalten?

Der 1. Juli des Jahres 1880 wird mir für immer unvergesslich bleiben. Vielleicht wird man bald mit Dampfschiffen den Nigir befahren, wohin Eisenbahnen den Reisenden von der atlantischen Küste herbringen; dann wird

man lächeln, dass es eine Zeit gegeben hat, wo die Erreichung dieses Ortes als ein schwer errungener Erfolg angesehen wurde. Vorläufig ist man noch auf die beschwerliche Wüstenreise angewiesen, und das wird wol auch noch längere Zeit so fortdauern; es werden daher für die nächste Zeit nur wenige das Glück haben, die Grenzstadt zwischen Sahara und Sudan, das ehemals grosse und berühmte Timbuktu zu betreten.

Rasch durcheilten wir die unfruchtbare Zone, welche die Stadt von dem Mimosenwalde trennt. Mauerreste und Schutthaufen deuten darauf hin, dass Timbuktu ehemals eine grössere Ausdehnung besessen hat; zur Rechten sehen wir einen glänzenden Wasserspiegel mit Heerden von Rindern, Schafen, Ziegen, Eseln und Kamelen; dazwischen bewegen sich einzelne Gestalten, zur Stadt gehend oder von da kommend. Es ist eine Daia, ein Teich, wie sie für die nun folgende subtropische Sudanlandschaft charakteristisch sind.

Wir nähern uns immer mehr der vollständig offenen, von keiner Mauer umgebenen Stadt; ein Trupp Menschen, zu Pferd und zu Fuss, kommt uns entgegen, meist dunkle Gestalten, mit verhülltem Gesicht und einige mit Speeren in der Hand. Wir wurden freundlich begrüsst und beglückwünscht zu der glücklichen Vollendung der Wüstenreise. Der ganze Zug bewegte sich nun durch eine Menge Strassen bis an das Haus des Kahia, gewissermassen des Bürgermeisters des Ortes. Die zahlreich in den Strassen hockenden Negerweiber, welche Victualien verkaufen, begrüssten uns mit lautem Zuruf und jenem charakteristischen Geschrei, das man bei allen festlichen Gelegenheiten von ihnen vernimmt. Es drängte sich eine Masse Volks um uns herum, einige riefen, als sie mich erblickten: Jhudi (ein Jude), aber sonst kam nicht die geringste Störung vor. Nirgends begegneten wir den trotzigen und gehässigen Blicken irgendeines fana-

tischen Heiligen, wie es in Marokko vorkommt, oder jenen Pöbelmassen, wie sie sich in Tarudant auf so unangenehme Weise bemerkbar gemacht haben.

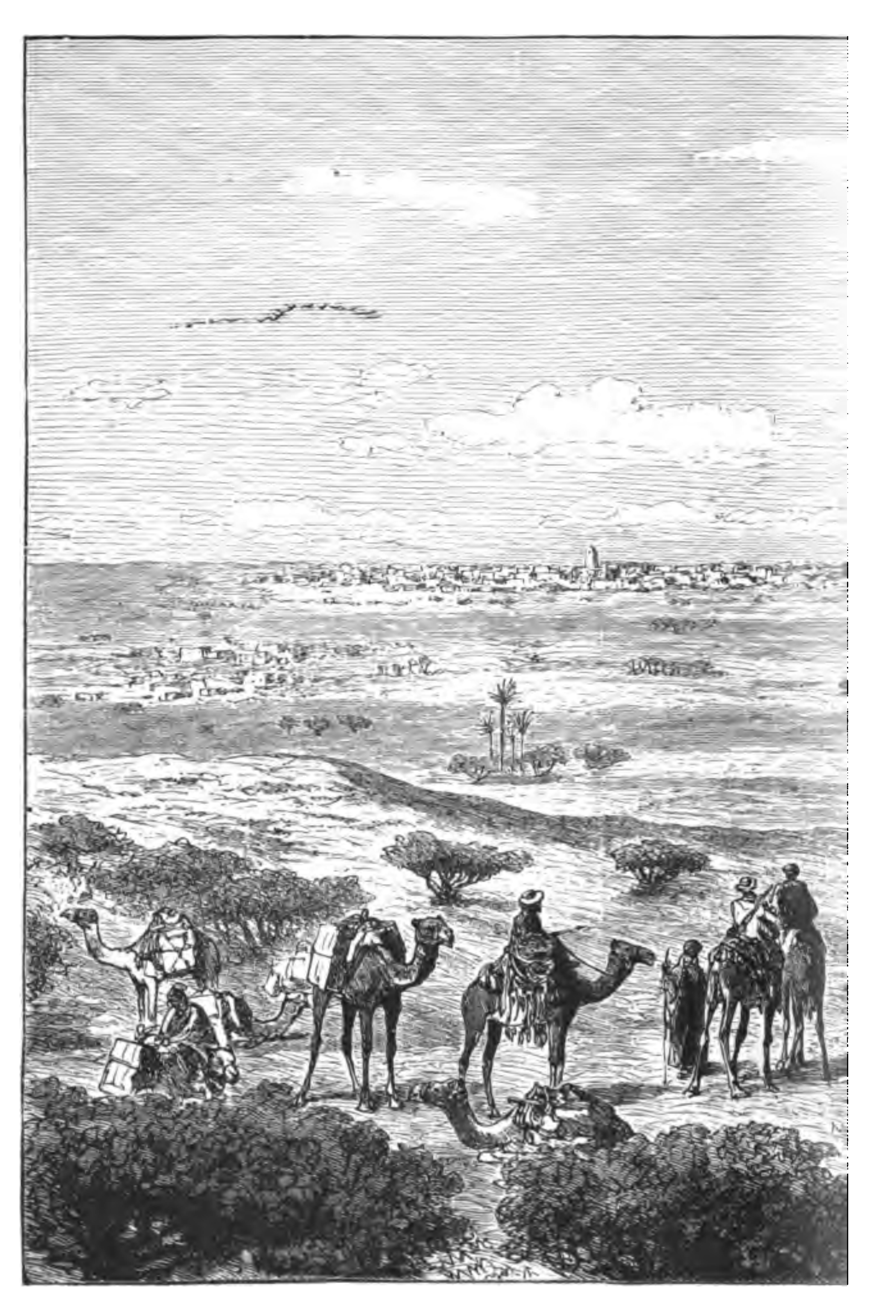
Nach einer kurzen Vorstellung beim Kahia, der uns in schwülstigen, aber wohlgemeinten Worten begrüsste und beglückwünschte und uns seines Schutzes versicherte, ritten wir davon und wurden in ein nicht weit gelegenes hübsches Haus geführt, wo wir uns in bequemer Weise von den Strapazen der Wüstenreise ausruhen, zugleich aber auch uns zu neuen Unternehmungen rüsten konnten.

VIERTES KAPITEL.

AUFENTHALT IN TIMBUKTU.

Timbuktu schwer erreichbar. — Paul Imbert. — Major Laing. — Caillé. — Barth. — Meine Ankunft in Timbuktu. — Mein Wohnhaus. — Besuche. — Mahlzeiten. — Wohlstand. — Vögelreichthum. — Eidechsen. — Pferde. — Strausse. — Massgebende Persönlichkeiten. — Er-Rami. — Kahia. — Abadin. — Stammbaum. — Einfluss der Fulbe. — Kabyle Kuntza. — Berabisch. — Hogar. — Eg-Fandagumu. — Tuarik. — Fulbe und Tuarik. — Hafenort Kabara. — Hadsch Ali's Stellung. — Hochzeiten. — Reiserouten. — Kamele von den Turmos gemiethet. — Gewitter. — Kauf eines Esels. — Vorbereitungen zur Abreise. — Umgebung von Timbuktu. — Nachrichten aus Europa.

Es ist bisher erst wenigen Europäern gelungen, Timbuktu zu besuchen, und die Erreichung dieser Stadt hat für Afrikareisende dieselbe Bedeutung wie für Erforscher Innerasiens das schwer zugängliche Lhassa der Tibetaner. Zahlreiche, grossentheils ernsthafte Forscher haben ihr ganzes Können und Wollen darangesetzt, um jene Grenzstadt zwischen Sahara und Sudan zu erreichen, aber nur wenigen ist es geglückt; bald einzeln, bald in grossen, wohlausgerüsteten Expeditionen versuchte man sowol von Norden wie von Westen her sich dieser Stadt zu nähern, aber vergeblich. Im Norden ist es die Wüste mit ihren Gefahren, mit den Räuberbanden am Südabhang des Atlasgebirges und den verwegenen Tuarik im Innern, welche Timbuktu vor der Neugier der Europäer beschützt hat, im Süden und Westen ist es das Mistrauen der mohammedanischen Negerbevölke-



ANBLICK VON TIM



TIMBUKTU VON NORDEN AUS. II. S. 114.

rung gegen die Europäer, und die Furcht, von diesen letztern unterjocht zu werden, welche die meisten von dort ausgeführten Versuche scheitern liess.

Sicher festgestellt ist es erst von vier Europäern, die vor mir Timbuktu besucht haben. Um das Jahr 1630 ist nämlich der französische Matrose Paul Imbert infolge eines Schiffbruchs an der atlantischen Küste von den Arabern gefangen genommen und als Sklave verkauft worden; als solcher ist er nach Timbuktu gekommen. Imbert ist dann später als Sklave in Marokko gestorben, und die Expedition des französischen Commandanten Razilly im Jahre 1632 konnte ihm nicht mehr die Freiheit bringen. Imbert hat natürlich nie einen Bericht über diese unfreiwillige Reise geben können, und so ist dieselbe eigentlich für die Entdeckungsgeschichte Afrikas werthlos.

Fast zwei Jahrhunderte vergingen, bis es dem Engländer Major Laing im August 1826 gelang, Timbuktu zu besuchen. Alexander Gordon Laing, geboren 27. December 1794 zu Edinburgh, hatte schon einige erfolgreiche Reisen von der Sierra-Leoneküste aus ins Innere unternommen, als er im Jahre 1825 von der englischen Regierung beauftragt wurde, eine Reise zur Erforschung des Nigir auszuführen. Er durchquerte von Tripolis aus über Rhadames und das Tuat die Wüste und erreichte Timbuktu. Wie im vorigen Kapitel ausführlicher erwähnt, wurde Laing zwischen dieser Stadt und Arauan ermordet (24. September 1826). Auch von seinen Aufzeichnungen über Timbuktu ist nichts nach Europa gekommen.

Zwei Jahre später, 1828, erreichte ein Franzose, René Caillé, geboren am 19. September 1799 zu Mauzé bei Poitou, die Stadt, und er ist der erste Europäer, welcher aus eigener Anschauung einen Bericht über Timbuktu geliefert hat. Nur von Reiselust getrieben, fast ohne Mittel und selbst ohne besondere Vorbildung, begab er sich nach

Senegambien, in der Absicht, den von der Geographischen Gesellschaft in Paris ausgesetzten Preis von 10000 Francs für die Erreichung Timbuktus zu erwerben. Nachdem er bei den Trarza arabische Sprache und Sitte gelernt, begann er von Kakondy in Sierra Leone aus seine an Entbehrungen reiche Reise. Er hatte das Gerücht verbreitet, dass er als Kind von den Franzosen aus Aegypten mitgeschleppt worden und so an den Senegal gekommen sei; um sein Vaterland wieder zu erreichen, sei er entflohen und wolle nun durch die mohammedanischen Staaten Nordafrikas reisen. Nach einer an Beschwerden überreichen Fussreise gelangte er nach Time im Bambaragebiete, wo er sich einer grössern Karavane anzuschliessen gedachte. Ein Fussleiden sowie das Eintreten des Skorbuts hinderte ihn daran, und so erreichte er erst am 11. März 1828 die Stadt Dschenni, von wo er in einem Boote den Nigir abwärts fuhr bis Timbuktu, resp. Kabara, den Hafen jener Stadt. Unerkannt und von aller Welt für einen armen Pilger gehalten, verbrachte er daselbst die Zeit bis zum 4. Mai und suchte, so gut es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, sich über die Stadt zu informiren. Mit einer marokkanischen Karavane zog er dann nordwärts, eine lange, an Strapazen und Leiden reiche Wüstenreise, und gelangte endlich, von allem entblösst und nur mit einigen Fetzen bekleidet, nach Tanger in Marokko, wo er von dem französchen Consul aufgenommen wurde. In Paris wurde er ehrenvoll empfangen und erhielt den ausgesetzten Preis von 10000 Francs nebst einer jährlichen Pension von 1000 Francs. Caillé zog sich in seine heimatliche Provinz zurück, verheirathete sich und bewirthschaftete ein kleines Landgut.

Seine auf der Reise gesammelten Bemerkungen über die durchzogenen Länder gab der damalige Präsident der pariser Geographischen Gesellschaft, Jomard, heraus und fügte zahlreiche Anmerkungen hinzu, sodass ein dreibändiges

Werk entstand: „Journal d'un Voyage à Timbouctou et à Jenné dans l'Afrique Centrale" (1830).

Von englischer Seite besonders wurde Caillé's Reise bezweifelt, und er hatte noch die Kränkung zu ertragen, dass man ihm vorwarf, Gegenden beschrieben zu haben, wo er nie gewesen sei. Diese Zweifel verschwanden erst vollständig, als der nächste Besucher Timbuktus, Barth, die Angaben Caillé's im wesentlichen bestätigte. Letzterer lebte nicht mehr lange; die furchtbaren Beschwerden, die er ertragen hatte, waren selbst an einem so festen Körper wie dem seinigen nicht spurlos vorübergegangen, und am 17. Mai 1839 verstarb René Caillé auf seinem Landgute.

Während wir von Paul Imbert und Major Laing gar keine Nachrichten über Timbuktu besitzen, und die von Caillé gegebenen lückenhaft sein müssen, ist es dem deutschen Reisenden Heinrich Barth vorbehalten geblieben, eine erschöpfende Beschreibung der Stadt und ihrer Bewohner zu geben, die im wesentlichen noch heute gültig ist.

Barth ist einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Reisenden aller Zeiten, und weder vor noch nach ihm hat es einen Reisenden gegeben, der einen gleich grossen Theil Afrikas der Wissenschaft erschlossen hat. Weder die langjährigen Reisen Livingstone's in den südafrikanischen Negerländern, noch die verwegene Fahrt Stanley's den Lualaba-Congo hinab sind für die Wissenschaft so ergebnissvoll gewesen wie der wohlausgenutzte Aufenthalt Barth's in Afrika. Mit ihm beginnt eine neue Aera in der Entdeckungsgeschichte Afrikas.

Barth's Reiserouten in Afrika betragen fast 20000 km, indess kommt es weniger auf die Zahl der Meilen an als auf die Resultate, die der Reisende mitbringt, und in dieser Beziehung steht Barth bis heute unerreicht da. Die jetzige Generation, die so gern bereit ist, nur einigermassen erfolgreichen Forschungsreisenden in Afrika lauten Beifall zu

spenden, und überaus freigebig mit Ehrenbezeigungen ist, sollte nie vergessen, was Barth für Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften Nordafrikas gethan hat. Selten hat ein so gelehrter und für Reisen speciell vorgebildeter Mann afrikanischen Boden betreten und einen Würdigern hätte die englische Regierung nicht finden können, als sie im Jahre 1849 die grosse Forschungsexpedition nach Nordafrika ins Leben rief. Richardson, Overweg und Vogel kehrten nicht in die Heimat zurück, Barth aber war es vergönnt, die so werthvollen Resultate seiner sechsjährigen Reisen verarbeiten und publiciren zu können.

Am 7. September 1853 betrat Barth Timbuktu, und zwar von Süden her, von der eine kleine Tagesreise entfernten Hafenstadt Kabara aus. Ein mehr als siebenmonatlicher Aufenthalt in der Stadt und der nächsten Umgebung hat ihm Gelegenheit gegeben, Land und Leute genügend kennen zu lernen, und die Fülle der Beobachtungen ist erstaunlich. Barth hat es für angezeigt gefunden, im Anfang als türkischer Abgesandter aufzutreten und seine Religion zu verleugnen; erst später, bei näherer Bekanntschaft mit dem berühmt gewordenen Sidi Ahmed el-Bakay, dem Scheich der Ulad Sidi el-Muktar, theilte er diesem seine Eigenschaft als Christ mit und wusste in gelehrten Disputationen über Religion seine Position zu behaupten. Freilich hatte auch er viele Feinde in Timbuktu, aber es gelang diesen nicht, Barth etwas anzuhaben; am 8. Mai 1854 konnte Barth die grosse Nigirstadt verlassen, um seine glänzenden, so ergebnissreichen Reisen fortzusetzen.

Seit dieser Zeit [1] ist es nun keinem Europäer und Christen gelungen, Timbuktu wieder zu sehen, und es war daher für mich ein wichtiger Tag und ein erhebendes Gefühl, als ich

[1] Mungo Park ist beim Hafenplatz von Timbuktu, Kabara, nur vorbeigefahren und wurde in der Nähe mehrfach von Tuarik angefallen.

am 1. Juli 1880, sechsundzwanzig Jahre nach Barth's Anwesenheit daselbst, die Häuser jener Stadt vor mir liegen sah. Nur noch einmal haben wir innerhalb dieses Zeitraums einige Nachrichten und Mittheilungen aus jener Stadt erhalten, durch den schon wiederholt genannten Rabbiner Mardochai, der sich 1859 und in den folgenden Jahren daselbst aufgehalten und Handel getrieben hat.

Mein Aufenthalt in Timbuktu war nur ein kurzer, und litt ich während der drei Wochen daselbst wiederholt an Fieber und andern Krankheiten. Für die Geschichte der Stadt und der umgebenden Länder bleiben bis heute noch Barth's Angaben allein massgebend; hierzu etwas Neues zu bringen, war mir unmöglich, schon meiner unvollkommenen Kenntniss der arabischen Sprache wegen. Viel Neues wird aber auch über die geschichtliche Entwickelung Timbuktus kaum noch zu bringen sein, nachdem Barth mit grosser Gründlichkeit alle vorhandenen Quellen zu seinem classischen Reisewerke benutzt hat.

Mein Aufenthalt in Timbuktu. — Das mir zugewiesene Häuschen liegt mitten in einer ziemlich breiten Strasse und besteht aus einem Hofe, in welchen eine Anzahl kleiner Räume münden, die wir zum Aufbewahren des Gepäcks benutzten; von da führt eine kleine Treppe in den nicht hoch gelegenen ersten Stock, woselbst sich ein recht grosses hübsches Zimmer befindet, und von hier gelangt man durch einige Stufen auf die Terrasse; dort war ein Aufbau, der ein recht hübsches Zimmer enthielt mit einem Fenster nach dem Hofe und einem zweiten nach der Terrasse. Dieses Zimmer nahm ich in Anspruch und richtete mich daselbst ein; es war das am meisten luftige und am besten erhaltene des Hauses. Hadsch Ali und Abdallah (Benitez) bewohnten das Zimmer im Halbstock und Kaddur nebst Faraschi richteten sich in den Hofmagazinen ein; dort hielten sich auch beständig einige junge Burschen des

Kahia auf, theils um als Diener zu fungiren, theils auch um Bericht zu erstatten über alles, was im Hause vorging.

Das Haus ist aus Thonziegeln errichtet, die Fussböden bestehen aus festgestampftem harten Thon, einfache Ornamente an den Thoren sind auch vorhanden. Die Thüren und Fenster sind von Holz; letztere, oft recht hübsch geschnitzt, zeigen die maurische Hufeisenform. Von der

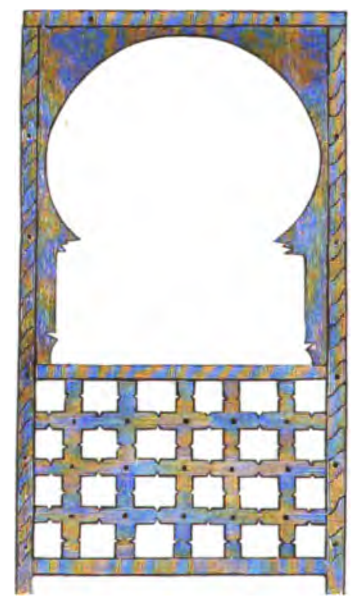


Fig. 10. Fenster eines Hauses in Timbuktu.

Terrasse des Hauses aus hatte ich einen Blick über einen sehr kleinen Theil der Stadt; von einer Brüstung aus sah man in den Hof hinab. Dem schon von Barth gerügten Uebelstande, dass man besonders in den für Fremde bestimmten Häusern die Terrasse als eine Art Abort benutzt, war hier insofern abgeholfen, als ein besonderes Bauwerk auf der Terrasse selbst errichtet worden war.

Wir wurden die erste Zeit natürlich von Besuchern über-

laufen und die Zimmer oder die Terrasse waren oft voll von Menschen aus aller Herren Ländern. Da sah man den reichen Händler aus Rhadames neben dem Tarki, dessen Litham (ein blaues Tuch) das Gesicht bedeckt, sodass nur die Augen frei sind. Der maurische Kaufmann aus Marokko kam gemeinsam mit dem schöngewachsenen Fulbe, der mit seinem fanatisch-schwärmerischen Gesicht mistrauisch die Fremden betrachtet; Leute vom Senegal treffen hier zusammen mit den Bewohnern von Bornu, und unter den Negersklaven sind zahllose Volksstämme vertreten.

Am interessantesten waren mir natürlich die Tuarik, die zur Zeit einen grössern Einfluss in Timbuktu hatten als die Fulbe von Moássina.[1] Sie haben etwas überaus Wildes in ihrem Erscheinen; das verdeckte Gesicht, die dunkelblaue Tobe und die starke Bewaffnung: ein grosses Schwert, einen kürzern Säbel und einige Lanzen, die sie stets bei sich trugen und nie ablegten, dazu die rauhe, polternde Sprache und das selbstbewusste Auftreten — das alles machte einen etwas unheimlichen Eindruck. Die einzelnen Scheichs, welche kamen, verstanden auch Arabisch, ebenso wie die Fulbe, wie das erklärlich ist, wenn drei Völker dicht aneinandergrenzen und in beständigem, friedlichem sowol als kriegerischem Verkehr miteinander stehen.

Am ersten Tage meines Aufenthalts war der Besuch geradezu kolossal. Ein Trupp löste den andern ab, und wir mussten da lange Zeit als Schaustücke dienen, während Hadsch Ali durch seine rhetorischen Leistungen die Besucher unterhielt. Mir war es peinlich, da mein Unwohlsein noch immer anhielt und ich mich lieber in mein Zimmer zurückgezogen hätte. Gegen 4 Uhr endlich schickte uns der Kahia eine Mahlzeit, und jetzt fanden es die massen-

[1] So und nicht Massina habe ich den Namen dieser Landschaft stets aussprechen hören.

haft anwesenden Besucher doch angezeigt, allmählich zu verschwinden und ihre Meinungen über uns sich ausserhalb des Hauses mitzutheilen. Die Leute hatten sich übrigens nicht bösartig aufgeführt, es war eine Neugierde, die in etwas derber Form zum Ausdruck gebracht wurde.

Man sieht hier ausschliesslich die weite sudanesische blaue Tobe als Kleidungsstück, entweder aus einfachem, schlechterm europäischen Baumwollstoff, oder aus einheimischem Zeug. Dieses letztere ist ein etwas grober, aber sonst vortrefflicher Stoff, der aber nur in handbreiten Streifen gewebt wird, die aneinandergenäht werden. Die aus solchem Stoffe, der mit Indigoblau gefärbt ist, verfertigten Toben werden häufig mit einer sehr bunten und originellen Seidenstickerei versehen, und zwar auf beiden Seiten, rückwärts sowol wie vorn. Es sind diese Art Toben infolge dessen sehr theuer und sehr gesucht; es ist üblich, wenn man genöthigt ist, jemand Geschenke zu machen, dass man derartige Toben mit verwendet.

Das Mahl, welches uns der Kahia geschickt hatte, war im Vergleich zu unsern Diners in der Wüste lucullisch zu nennen. Es bestand aus gutem Weizen-Kuskus mit Gemüse, gebratenem Rindfleisch und gebratenen Hühnern, und zwar in vollkommen geniessbarer Weise zubereitet; dazu kam ein lange entbehrter Genuss, frisches Weizenbrot von ganz vorzüglicher Qualität, wie wir es in Fâs und Marrakesch nicht besser gehabt haben. Als Getränk hatten wir freilich nur Wasser; geistige Getränke irgendwelcher Art gibt es hier absolut nicht. Das Wasser stammt aus den dicht bei der Stadt befindlichen Dayas, kleinen Teichen, die bei sehr hohem Wasserstande in regenreichen Jahren mit dem Nigir durch flache natürliche Kanäle in Verbindung stehen. Das Wasser war nicht schlecht zu nennen, im Vergleich zu unserm bisherigen Trinkwasser sogar sehr gut; es war aber auffallend weich, ohne alle mineralischen Be-

standtheile. Man benutzt zum Trinken die im ganzen Sudan üblichen Calabassen, entweder die natürlichen Fruchtschalen, oder künstlich aus Holz geschnittene. Das Essen wird in irdenen Schüsseln aufgetragen, und das ganze Arrangement ist vollkommen so wie in Marokko. Wir haben während unsers Aufenthalts in Timbuktu nie Auslagen für das Essen gehabt, täglich wurden wir in reichlicher und trefflicher Weise versorgt; unser gefälliger Wirth, der Kahia, hielt es für seine Pflicht, uns mit der nöthigen leiblichen Nahrung zu versehen, und gleichzeitig schickten uns späterhin andere befreundete Leute, die wir im Laufe der Zeit kennen gelernt hatten, das Essen ins Haus, sodass wir stets einen Ueberfluss hatten und an ärmere Leute vertheilen konnten. Arme Leute und Bettler scheint es hier sehr wenig zu geben, und man sieht nicht, wie in Marokko, die krüppelhaften, halbverhungerten Bettler zu Dutzenden auf den Strassen liegen. Die geringen Bedürfnisse der Leute zu befriedigen, dazu findet sich offenbar leicht Gelegenheit; ein gewisser Wohlstand ist in Timbuktu nicht zu verkennen.

Man speist in Timbuktu täglich dreimal. Früh gegen 9 Uhr erhielten wir zugeschickt einige Schüsseln voll Honig und flüssiger Butter, dazu ein Dutzend oder mehr der kleinen flachen Brotlaibe, frisch gebacken, ein ganz treffliches Frühstück. Man isst dieses Gericht in der Weise, dass man das Brot in Stücke theilt und dann mit der rechten Hand ein Stück in die Schüssel taucht. Gegen 3 Uhr nachmittags kam die Hauptmahlzeit, gewöhnlich zwei, manchmal auch drei Gänge, bestehend aus Kuskus, Gemüse, frischem Hammel- oder Rindfleisch, oder Hühnern und Tauben. Alles ist in Butter gebraten und in schmackhafter Weise zubereitet. Fisch habe ich nie erhalten, obgleich der nicht weit entfernte Nigir Fische enthält. Es gilt nämlich nicht für besonders anständig, Fische zu essen, und fast ausschliesslich Negersklaven und die ärmere Bevölkerung geniessen die-

selben. Der Fischmarkt soll insofern schrecklich sein, als die Thiere in bereits stark verfaultem Zustande zu Markte gebracht und in übelriechendem Zustande verkauft werden; der feine marokkanische Maure geniesst aber so etwas nicht. Das Abendgericht, welches gewöhnlich ziemlich spät, zwischen 9 und 10 Uhr, kam, besteht in der Regel aus Reis, mit kleinen Fleischstückchen darin, auch ein vollkommen geniessbares Essen. Aus diesem Menu erkennt man schon, dass Timbuktu ein grosses Culturcentrum inmitten der Negerbevölkerung des Sudan und der Tuarik der Wüste ist; der Einfluss der Marokkaner ist ein bedeutender gewesen, das sieht man in den verschiedensten Richtungen hin.

Bei einer derartigen guten Ernährung und ruhigem Leben erholten wir uns bald; mein Zustand besserte sich allmählich, aber dafür traten hin und wieder Fieberanfälle auf; auch Barth hat in Timbuktu viel an Fieber gelitten. Die Nähe des Nigir mit seinen Ueberschwemmungen ist fühlbar, und wenn wir hier etwas vermissten, so war es die gesunde, reine und trockene Wüstenluft.

Da wir noch Kaffee, Thee und Taback reichlich hatten, so führten wir in Timbuktu eine vollkommen erträgliche Existenz.

Ungeheuer reich an Vögeln ist Timbuktu, sowol innerhalb als ausserhalb der Stadt. Zahllose schwarze Störche stolziren an den Dayas herum; eine kleine reizende Finkenart ist so häufig wie bei uns die Sperlinge, Tauben kommen massenhaft vor und fliegen in grossen Schwärmen über die Stadt. Häufig sind verschiedene Arten von Raben, Krähen und Staaren, und dazwischen sieht man die beutegierigen Falken und Adler. Es ist ein hübsches Bild, wenn man nach einer langen Wüstenreise diese reiche Thierwelt sieht. Heerden von Buckelrindern, wollfreien Schafen und Ziegen, ganze Züge von Kamelen und Eseln, auch Pferden, sieht man zur

Tränke ziehen, und dazwischen schreiten zahme, ihres Federschmucks beraubte Strausse, hässliche Thiere in diesem abgerupften Zustande. In den Häusern aber leben zahlreiche, grosse und buntfarbige Eidechsen, Chamäleon, Gecko und andere zwar harmlose, aber als Hausgenossen uns Europäern doch wenig sympathische Thiere. Auf den Mauern der Veranda meines Hauses konnte ich eine förmliche Jagd anstellen nach Amphibien aller Art, die in der Sonne lagen und auf Insekten lauerten.

Wie erwähnt, gibt es hier bereits Pferde. Es ist eine kleine Rasse, aber ausdauernd und schnell; man pflegt die Thiere nicht zu beschlagen, einmal des sandigen Terrains wegen und dann auch wegen der Theuerung des Eisens, besonders des bearbeiteten; es kommt meistens aus dem Süden, den Bambaraländern, deren Bewohner aus Laterit-Brauneisenstein das Metall darzustellen verstehen.

Sehr bedeutend ist übrigens die Straussenzucht nicht und die Mehrzahl der Straussfedern kommen von wilden Thieren, welche mit Pferden gejagt werden. Die Federn der wilden Strausse sollen um vieles schöner und werthvoller sein als die von den halbzahmen Thieren. Das Buckelrind wird sowol als Schlachtthier verwendet, wie es auch als Transportthier dient, zum Tragen von Lasten, wie zum Reiten. Es ist eine nicht sehr hohe, aber hübsche, kräftige Rasse mit ziemlich grossen, voneinander stehenden Hörnern und zwischen Hals und Rücken mit einem Fettbuckel versehen; sein Fleisch ist nicht schlecht, aber im allgemeinen habe ich in diesen Ländern, schon von Marokko angefangen, das Schaffleisch um vieles besser gefunden als das Rindfleisch.

Die zu meiner Zeit, also im Jahre 1880, in Timbuktu massgebenden Personen waren der Kahia, der Scherif Abadin el-Bakay, der Chef der grossen Scheriffamilie Ulad Sidi el-Muktar und der Häuptling oder, wie er sich

gern selbst nannte, der Sultan der Imoschagh-Tuarik, Namens Eg-Fandagumu.

Der Sultan von Marokko, El-Kahal, unterhielt mit Timbuktu einen regen Verkehr; soll er doch sogar den Weg durch die Wüste mit Holzpfählen markirt haben. Er zog mit einem grossen Heere nach Timbuktu und liess zahlreiche Mitglieder der Familie Er-Rami, die aus Andalusien nach Marokko geflüchtet waren und sich speciell in Fâs und Tetuan niedergelassen hatten, daselbst zurück. Die in Marokko Andalusi genannten ehemaligen Bewohner des südlichen Spanien sind in Fâs sehr zahlreich und ist ein ganzes Quartier der Stadt nach ihnen genannt; die Frauen und Mädchen der Andalusi gelten als besonders schön. Dieser andalusischen Familie Er-Rami nun gehört der Kahia oder, wie er sich auch gern nennen hört, der Amir an. Der genannte Sultan belehnte ein Mitglied dieser Familie mit der Verwaltung der Stadt; diese Stellung wurde erblich und der jetzige Kahia Muhamed Er-Rami ist der Nachkomme jener aus Marokko eingeführten andalusischen Araber. Durch Verheirathungen mit Negerinnen sind die Mitglieder dieser Familie allmählich dunkler geworden und der jetzige Kahia ist von negerartigem Aussehen. Er hat einen überaus schlauen, aber dabei doch auch gutmüthigen Gesichtsausdruck, ist nicht bösartig, lacht gern und freut sich über alles Neue, was er sieht und hört. Von einem religiösen Fanatismus weiss dieser Mann sicherlich nichts, und wenn er einmal etwas gegen einen in Timbuktu anwesenden Christen thun sollte, so würde das gewiss nicht freiwillig sein, sondern unter dem Einfluss von andern Leuten, die mächtiger sind als er. Kahia ist bekanntlich ein in Tunis besonders gebräuchlicher Name für Beamte und Offiziere. Die Function des Kahia von Timbuktu scheint nur die eines Bürgermeisters zu sein; in der auswärtigen Politik, insbesondere auf die ewigen Fehden zwischen Fulani und Tuarik

hat er keinen Einfluss und muss sich dem jeweiligen Mächtigern anschliessen.

Der Kahia kam fast täglich gegen Abend zu uns, mit grossem Gefolge, gewöhnlich aber in Begleitung einiger grosser Gelehrten, die nun sofort mit Hadsch Ali eine religiöse Discussion begannen. Nach stundenlangen Erörterungen kam letzterer gewöhnlich freudestrahlend zurück mit der Meldung eines Sieges in der Redeschlacht. Unter den Gelehrten waren einige von vollkommen weisser Gesichtsfarbe, wie die Mauren Marokkos; ihre Vorfahren haben, wie auch sie selbst, nur reine Araberinnen geheirathet. Von letztern gibt es sehr wenige in Timbuktu, die grosse Mehrzahl der Frauen sind Negerinnen.

Am 3. Juli erhielten wir den Besuch des jetzigen Chefs der Familie Bakay, die durch Barth so bekannt geworden ist. Als Barth am 11. October 1853 auf Anrathen seines Schützers, des Ahmed el-Bakay, Sohn Sidi Muhamed's und Enkel Sidi Muktar's, die Stadt verlassen musste, um in den abgelegenen Zeltlagern sich einer grössern Sicherheit zu erfreuen, schrieb er darüber: „Es war gegen Sonnenuntergang, und das offene Land bot mit seinen reichen Mimosen und dem auf dem ansteigenden Boden, dessen weisse sandige Oberfläche von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet ward, errichteten Lager ein interessantes Schauspiel dar. Die jüngern Bewohner des Lagers mit Einschluss von Baba Ahmed und Abadin, den beiden Lieblingsknaben des Scheich (der eine 4, der andere 5 Jahre alt), kamen uns entgegen, und bald darauf befand ich mich in einem niedrigen aus Kamelhaar verfertigten Zelt, wie sie hier sonst keineswegs üblich sind.“ Dieser Abadin, der damals ein Knabe von 5 Jahren war, zu meiner Zeit also 34 Jahre zählt, ist jetzt das Haupt dieser einflussreichen Familie. Als er kam, langsam und feierlich, umarmte er erst Hadsch Ali und dann mich. Er sprach langsam und gemessen und

bediente sich nur des reinen Quran-Arabisch und nicht des vulgären Dialekts. Er hatte offenbar von der Ankunft eines grossen Scherifs und Gelehrten gehört und wollte sich nun gleichfalls als solcher einführen. Abadin war erst gestern von einer Reise aus Moássina zurückgekommen und zwar in Begleitung einiger Fulbe; man sagte mir, dass es das Bestreben Abadin's sei, sich in Moássina mit Hülfe der Fulani eine Position zu schaffen und die Familie el-Bakay daselbst zur herrschenden zu machen. Er rechnet, dass, sobald ein kräftiger Fulbestaat in Moássina existirt, es leicht sei, auch in Timbuktu sich festzusetzen und den jetzt herrschenden Einfluss der Tuarik zu brechen. Während zu Barth's Zeiten der Vater Abadin's in nicht besonders guten Verhältnissen zu den Fulbe stand, sucht das gegenwärtige Haupt der Familie mit Hülfe der letztern zur Macht zu gelangen.

Die Familie Abadin's ist eine sehr alte und weist einen grossen Stammbaum auf, den bereits Barth mitgetheilt hat:

Sidi Ukba, genannt El-Mustdschab, Eroberer der Berberei.
Sakēra.
Yadruba.
Saïd.
Abd-el-Kerim.
Muhammed.
Yachscha.
Doman.
Yahia.
Ali.
Sidi Ahmed el-Kunti (Kuntsi) † in Fask, westlich von Schingit.
Sidi Ahmed el-Bakay, † in Walata.
Sidi Omar e Scheich, † 1553 in Igidi.
Sidi el-Wafi.
Sidi Habil-Allah.
Sidi Muhammed.
Sidi Bu-Bakr.
Baba Ahmed.
Muktar el-Kebir, † 1811.
Sidi Muhamed e Scheich, † 10. Mai 1826 bei Major Laing's Aufenthalt im Azauad.
Muktar, dessen ältester Sohn.
Sidi Ahmed el-Bakay, jüngerer Bruder des vorigen.
Abadin, ältester Sohn des vorigen, geboren 1848, und gegenwärtig Scheich.

Abadin ist ein junger, ehrgeiziger Mann, sich vollkommen bewusst, welch alter, angesehener Familie er angehört, und hat jedenfalls politisch klug gehandelt, wenn er sich der Partei der intelligenten und relativ gebildeten Fulani anschliesst, die wol eine grössere politische Zukunft im Sudan haben werden als die zuchtlosen, an ein regelloses freies Leben gewöhnten Tuarik. Freilich vertreten die Fulbe auch die strengste orthodoxe Richtung im Islam und sie sind es, die dem europäischen Einfluss heftigen Widerstand zu leisten vermögen. Sollte es den Franzosen je gelingen, von Segu aus ihren Einfluss bis Timbuktu auszudehnen, so werden sie jedenfalls mit dem jungen Scheich Abadin zu rechnen haben.

Die Familie el-Bakay gehört zu der Araberkabyle Kuntza (nach Barth Kunta; meine Marokkaner sprachen häufig an Stelle des t ein tz, z. B. Tz'tauan für Tetauan), ein grosser Stamm, der seit langer Zeit durch reines Blut ausgezeichnet ist und bei dem die Gelehrsamkeit immer in hohem Ansehen stand. Sie zerfallen in eine Anzahl Unterabtheilungen: die Ergágeda, die Ulad-el-Wafi, die Ulad Sidi Muchtar, Ulad-el-Hemmal und Togat. Abadin und seine Vorfahren gehören zu den Ulad-el-Wafi.

Drei Tage östlich von Timbuktu sind die Zeltlager der Kuntza und man bezeichnet auch die dortige Landschaft mit diesem Namen; die Brüder, Frauen und andere Verwandte Abadin's halten sich in der Regel dort auf, und der junge Vetter des Scheich, der uns von Arauan bis Timbuktu begleitete, begab sich schon in den nächsten Tagen nach Kuntza.

Neben der Kabyle Kuntza ist im Azauad die bedeutendste der schon wiederholt genannte Tribus el-Berabisch (Singular Berbuschi). Wie erwähnt, beherrscht derselbe gegenwärtig den Weg zwischen Arauan und Timbuktu und erhebt Zölle; andererseits theilt Barth mit, dass derselbe

jährlich eine Abgabe von 40 Mitkal Gold an die Hogar zu zahlen hat, jene Tuarikfamilie, die in dem weit entfernt in der centralen Sahara gelegenen Berglande gleichen Namens lebt. Dieselben müssen früher ihre Streifzüge weit nach Westen ausgedehnt haben, denn Barth erwähnt, dass nicht nur Berabisch und Kuntza den Hogar Tribut zahlen, sondern dass sie auch nach Arauan kommen, ja sogar Taudeni sei nicht vor diesen kräftigen, in Waffen wohlgeübten Kriegern sicher gewesen, und die Besitzer der Salzminen hätten an dieselben Zoll zahlen müssen.

Barth spricht noch in Bezug auf die Berabisch die Ansicht aus, dass sie identisch seien mit dem bei dem alten Geographen Pecorsi genannten Volk, welches früher weiter südlich wohnte, in der Landschaft el-Hodh, und die Märkte von Segu und Dschinné besuchte. Die Berabisch zerfallen auch wieder in eine ganze Anzahl von Gruppen; sie sind nicht mehr reine Araber, sondern vielfach mit den Negern aus dem Sudan gemischt.

Neben dem Kahia und Scheich Abadin ist für Timbuktu noch von Bedeutung der Scheich, oder wie er sich gern nennen hört, der Sultan Eg-Fandagumu der Tuarik. Er behauptet, das ganze Gebiet von Timbuktu bis Arauan sei von ihm abhängig; da aber in jener Stadt seit langer Zeit die Araberkabyle Berabisch herrscht und den Wegzoll erhebt, so scheint es nur Grosssprecherei des Sultans gewesen zu sein. Thatsächlich beunruhigen die Leute Eg-Fandagumu's die Strasse von Arauan nach Timbuktu, aber die Kabyle Berabisch ist eine zahlreiche und kriegerische, die es bisher immer verstanden hat, den Weg freizuhalten.

Eg-Fandagumu und seine Horden gehören einer der zahllosen Unterabtheilungen der südwestlichen Gruppe der Imo-scharh an, die Barth in ausführlicher Weise aufführt. Fast täglich kamen einige Tuarik zu mir, theils aus Neugier, theils aber, um Medicamente zu verlangen. Die Augen-

krankheiten sind unter diesen Leuten ausserordentlich verbreitet, was nur die Folge der Unreinlichkeit ist. Ich glaube nicht, dass die in der Wüste lebenden Tuarik sich je waschen; die häufigen Sandstürme veranlassen sicherlich die Augenkrankheiten, die aber durch Reinlichkeit zu curiren oder wenigstens zu lindern wären. Selbst Frauen des Eg-Fandagumu kamen mit kleinen augenkranken Kindern zu mir, um Heilung zu finden. Ich konnte natürlich nur eine schwache Lösung von Zinksulphat verabfolgen, glaube aber kaum, dass irgendwelche günstigen Erfolge erzielt worden sind. Die Frauen der Tuarik, die ich sah und die das Gesicht nicht zu verhüllen pflegen, hatten strenge, ausdrucksvolle, nicht unschöne Züge, hübsches schwarzes Haar in langen Flechten, schlanke Gestalten und schwach gebräunte Hautfarbe, eine Färbung, wie man sie schon bei vielen Südeuropäern findet; von irgendeinem Negertypus ist bei den reinen Tuarik nichts zu bemerken.

Tuarik und Fulbe haben seit Jahrhunderten in fast ununterbrochener Fehde gelegen und der Kampfpreis, das offene, jedem zugängliche Timbuktu lag in der Mitte und litt natürlich hierunter am meisten. Die Sultane von Marokko haben hier gegenwärtig nicht den geringsten Einfluss; man lässt die marokkanischen Händler natürlich ihre Geschäfte abwickeln, man erkennt den Sultan als einen grossen Scherif an, als ein geistliches Oberhaupt, das im Maghreb ebenso viel Ansehen geniesst als der Osmanensultan im Osten, aber das ist auch alles. Die Zeiten, wo marokkanische Sultane den Weg durch die Sahara mit Pfählen bezeichnen liessen, jährlich nicht nur zahllose Handelskaravanen, sondern selbst Truppenzüge von Marokko nach Timbuktu zogen, sind längst vorüber und wol für immer; Marokko, in jeder Beziehung in Verfall begriffen, ist zu schwach, um sich selbst noch lange zu halten, viel weniger, dass es im Süden ein kräftiges grosses Reich schaffen

könnte. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo in den einst mächtigen und blühenden Staaten am mittlern Nigir europäische Mächte bei der Machtvertheilung den Ausschlag geben, und Timbuktu wird dann vielleicht wieder das wichtige Culturcentrum werden, wie es seine günstige Lage an der Grenze zwischen Sahara und Sudan bedingt. Wenn aber eingeborene Völkerschaften hierbei eine Rolle zu spielen berechtigt sind, so müssen in erster Linie die Fulbe ins Auge gefasst werden; ihr Einfluss in den Ländern des mittlern und westlichen Sudan scheint noch nicht seinen Höhepunkt erreicht zu haben.

Die unsichern Zustände, welche während meines Aufenthalts in Timbuktu herrschten, insbesondere die eben beginnenden neuen Fehden zwischen Tuarik und Fulani haben mich um den Besuch des Hafenortes Kabara gebracht, was ich auf das lebhafteste bedauert habe. Die nur wenige Meilen lange Strecke zwischen beiden Orten, an und für sich schon immer unsicher, war zu meiner Zeit vollständig gesperrt, sodass nicht einmal Timbuktu mit frischen Gemüsen u. s. w., was alles von den Nigirlandschaften kommt, versorgt werden konnte. Es mögen daher hier einige Worte über diesen doch wichtigen und vielleicht in der nächsten Zukunft oft zu nennenden Punkt Platz finden nach den Schilderungen Barth's, der auch eine Abbildung von Kabara bringt. Danach ist das Städtchen, das etwa 150—200 Lehmhäuser, sowie eine grosse Anzahl von Mattenhütten besitzt, mit gegen 2000 Einwohnern, auf einer dicht am Fluss liegenden Anhöhe erbaut. Die Bewohner sind fast ausschliesslich Sonrhayneger, die die Hütten bewohnen, während die Häuser den fremden Händlern aus Timbuktu, Tuat u. s. w. gehören. Die Beamten waren zu Barth's Zeit Fulbe, das Amt des Hafenmeisters dagegen befand sich in den Händen eines marokkanischen Scherifs, Muley Kassîm, dessen Familie schon vor langer Zeit aus dem Gharb, der

bekannten fruchtbaren Ebene des westlichen Marokko, eingewandert war.

Kabara hat zwei kleine Marktplätze, von denen einer ausschliesslich für Fleisch bestimmt ist, während auf dem andern Artikel jeder Art verkauft werden. Die Einwohner bauen Reis, cultiviren aber auch etwas Baumwolle, so wie verschiedene Arten von Melonen, die nach Timbuktu zum Verkauf kommen.

Schon zu Barth's Zeiten herrschte völlige Anarchie in Kabara und die Tuarik begannen ihre Räubereien, sodass es fast den Anschein hat, als wäre die Unsicherheit eine permanente. Der unsichere Charakter der kurzen Strecke zwischen dem Hafenort und der Stadt bei dem anarchischen Zustande des Landes hat es veranlasst, dass eine etwa auf dem halben Wege zwischen Kabara und Timbuktu gelegene Stelle den bemerkenswerthen Namen Urimmándes — „er hört es nicht“ — führt, um den Ort zu bezeichnen, wo das Geschrei des Unglücklichen, der hier vereinsamt in die Hände eines Räubers fällt, von niemand gehört wird.

Während ich mich möglichst ruhig in Timbuktu verhalte und nur der Erholung und der Ausarbeitung meiner Notizen lebe, spielt Hadsch Ali eine grosse Rolle; er erklärte mir sogar einmal eines Tages, es gefiele ihm so wohl hier, dass er in Timbuktu bleiben möchte, und ich möge sehen, wie ich weiter komme. Andererseits suchte er mit Benitez bei jeder Gelegenheit Streit und insultirte denselben häufig; dieser, im Gefühl seiner Ohnmacht, musste sich möglichst ruhig verhalten; denn es brauchte Hadsch Ali nur die Timbuktiner gegen Abdullah aufzuhetzen und ihn als Christen zu denunciren, so hätten wir jedenfalls viel Verdruss gehabt. Es waren dies überaus peinliche Verhältnisse, und der Uebermuth Hadsch Ali's war schwer zu ertragen. Ich hatte dem Kahia sowol wie Abadin einige kleine Geschenke gemacht, viel hatte ich ja nicht, aber es

war angenommen worden und es kamen sogar einige gestickte Toben als Gegengeschenk. Hadsch Ali hat auf diese Weise eine ganze Anzahl Geschenke zusammengebracht, auch Gold und Straussfedern erhielt er; auf der Weiterreise haben wir freilich den grössten Theil derselben wieder abgeben müssen.

Am 6. Juli war in Timbuktu auf den Strassen ein grosses Leben und Treiben; es gab nämlich an diesem Tage sechs Hochzeiten, darunter diejenige des Sohnes des Kahia. Aufzüge fanden in den Strassen statt, Tänze, vor allem aber wurde eine grosse Pulververschwendung getrieben und das Knallen der alten schwerfälligen Steinschlossgewehre hörte man von allen Seiten. Es waren die Negersklaven der verschiedenen betheiligten Familien, sowie überhaupt die ärmere Bevölkerung, die sich amusirte; der Lärm dauerte fast die ganze Nacht.

Mein Hauptbestreben war, Informationen über die Reiseroute einzuziehen; ich wollte zum Senegal und auf möglichst kurzem Wege den äussersten Militärposten, damals Medina, erreichen. Mein Begleiter Hadsch Ali, sofern er überhaupt noch mit mir weiter reisen würde, war damit nicht im geringsten einverstanden. Man hatte ihm offenbar die Negerländer als sehr schlimm dargestellt und er wäre am liebsten wieder durch die Wüste zurückgegangen. Wir hatten die Bekanntschaft einiger rhadameser Kaufleute gemacht, und die Reise ins Tuat wäre Hadsch Ali das Liebste gewesen. Ich opponirte aber aufs heftigste und bin schliesslich auch durchgedrungen. Hadsch Ali fand endlich auch Geschmack an der Idee, die französischen Colonien am Senegal, von denen er während seines Aufenthalts in Algerien so viel gehört hatte, kennen zu lernen, und so zogen wir alle möglichen Erkundigungen ein. Als beste Routen wurde uns folgende gegeben:

Von Timbuktu nach Bassikunnu (Scheich Nigari, ein Fulbe) 7 Tagereisen;
von Bassikunnu nach Rango (Scheich Muhamed Ulad Dahman) 5 Tagereisen;
von Rango nach Medinet-Bakuinit (Scheich Chamus) 3 Tagereisen;
von Medinet-Bakuinit nach Rhab (Agib Ulad Hadsch Omar) 3 Tagereisen;
von Rhab nach Kuniakari (Beschiru Ulad Hadsch Omar) 5 Tagereisen;
von Kuniakari nach Medina (französisches Fort) 1 Tagereise;
von Medina nach Bakel (französisches Fort) 3 Tagereisen;
von Bakel nach Saint-Louis (Ndar) (Hauptstadt Senegambiens) 6 Tagereisen.

Diese Route haben wir späterhin, wenn auch mit einigen Abänderungen, eingehalten. Die Entfernungen sind für Araber richtig, d. h. für Leute, die gewohnt sind, lange Tagereisen zurückzulegen und sich nicht aufzuhalten nöthig haben. Ich dagegen habe mehr als die dreifache Zeit gebraucht, da ich in den verschiedenen Ortschaften oft wochenlang warten musste, ehe ich Tragthiere erhielt. Am bedenklichsten sind bei der obigen Route die Orte Rhab und Kuniakari, da hier zwei Söhne Hadsch Omar's und jüngere Brüder Ahmadus', Sultans von Segu, wohnen, die gegen alle vom Senegal kommenden oder dorthin gehenden Europäer feindselig auftreten. Ich hätte entweder nach Segu zu Ahmadu gehen, oder überhaupt eine andere Route wählen müssen; denn meine Hoffnung, an den beiden genannten Städten vorbeireisen zu können, erwies sich als unmöglich.

Hadsch Ali hat übrigens eine andere Route in Vorschlag, die er bevorzugt, da wir dabei auf keine Neger stossen und stets Araberortschaften passiren werden. Er wollte von Timbuktu über Arauan nach Walata und von da mit

Umgehung der Futaortschaften durch die Landschaft el-Hodh direct nach Bakel. Es ist zweifellos, dass diese Karavanenstrassen existiren, nur sind die Araber hier sehr räuberisch; Hadsch Ali hoffte aber als Scherif ungefährdet durchzukommen, und ich zweifle nicht, dass dies auch der Fall gewesen wäre; indess ich wollte so weit wie möglich nach Süden und drang auch endlich durch.

Kein Tag unsers Aufenthalts in Timbuktu verging, an dem wir nicht eine Menge von Besuchern gehabt hätten; am hartnäckigsten sind die Tuarik, die von Eg-Fandagumu geschickt werden, um Grüsse an den Scherif zu überbringen oder Medicin zu holen; ein Trupp dieser Leute kam einmal früh um 8 Uhr an und sass mittags 2 Uhr noch an derselben Stelle, und ich musste sorgen, dass sie gehörig zu essen bekamen. Es ist jetzt ziemlich heiss in Timbuktu und es wollte anfangs gar nicht zum Niederschlag kommen, obgleich wir häufig Wetterleuchten beobachteten; erst in den letzten Tagen meines Aufenthalts gingen häufiger Gewitter nieder.

Am 9. Juli vormittags erklärte mir Hadsch Ali, er würde allein zum Senegal reisen, ich könne mit Benitez die Reise unternehmen; nachmittags kam er wieder und brachte die Nachricht, er habe für uns alle fünf Kamele gemiethet bis Bassikunnu. Die Besitzer, einige Turmos-Araber, verlangten für die Reise dahin für jedes Kamel vier Platten Salz (russ). Es ist das ziemlich viel, denn eine Platte Salz repräsentirt jetzt in Timbuktu ungefähr 1 Mitkal Gold, also gegen 12 Francs, sodass hier bereits ein Pfund Salz, das von Taudeni kommt, fast einen Franc kostet; je weiter nach Süden zu, um so theuerer wird das Salz natürlich. Uebrigens war das Anerbieten immer nicht so unverschämt als von einigen andern Leuten, die 14 Mitkal für das Kamel verlangten. Ich war also bereit, das Anerbieten der Turmos anzunehmen, nur zweifelte ich etwas an dem

Ganzen; die Leute erklären sich schnell zu etwas bereit und kurze Zeit darauf, beeinflusst durch irgendeinen Umstand, überlegen sie sich die Sache anders.

Am 11. Juli kam der Besitzer der Kamele wirklich zu uns, um sich den Umfang des Gepäckes anzusehen, und wir schlossen mit ihm den Vertrag ab, dass er uns mit fünf Kamelen bis Bassikunnu zu bringen habe und zwar um den Preis von 20 Salzplatten. Wir liessen dieselben dann von befreundeter Seite gegen Geld eintauschen; behülflich dabei war uns ein Tunese, Namens Jussuf, der aber schon lange hier lebt und auch in Taudeni ein Haus besitzt.

Am 12. Juli hatten wir endlich ein starkes Gewitter mit kräftigem Regen, der angenehm abkühlte. Unter den zahlreichen Tuarik, die heute erschienen, befanden sich auch einige Frauen, die das jüngste Kind Eg-Fandagumu's, einen Knaben von höchstens zwei Jahren, brachten; dasselbe war fast ganz erblindet. Die Augenkrankheiten scheinen wirklich fürchterlich unter diesen Leuten zu grassiren.

Auch mein Unwohlsein nahm wieder zu und ich wurde häufig durch Fieberanfälle geplagt; möglichst häufiger Platzwechsel ist das beste Mittel, und so angenehm mir der Aufenthalt in der Stadt Timbuktu war, so wäre es mir doch lieb, wenn wir bald aufbrechen würden. Am 14. Juli, mitten in der Nacht, wurde ich plötzlich aufgeweckt; ein Diener von Abadin el-Bakay wäre erschienen, so sagte mir Hadsch Ali, und verlange plötzlich 6—8 Silberthaler für seinen Herrn! Ich konnte nicht umhin, Hadsch Ali meinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Botschaft auszudrücken, aber dieser wurde heftig, wies auf die Gefahr hin, in der wir uns befänden, wenn ich nicht sofort dem Ansinnen Abadin's nachkäme u. s. w. Es blieb mir nichts übrig, als 5 Duros zu opfern; wozu und wie dieselben verwendet worden sind, danach habe ich nicht weiter nachgeforscht. Ich kann mir aber unmöglich denken, dass der so vornehme

Abadin eine solche Unschicklichkeit begehen kann und mich mitten in der Nacht um Geld anbettelt.

Abadin wollte übrigens schon den folgenden Tag nach seiner Ankunft in Timbuktu wieder zurück nach Moassina, da er dort dringende Geschäfte zu haben scheint, aber die Tuarik suchten ihn abzuhalten und erklärten, der Weg sei unsicher, sie lägen mit den dortigen Fulbe wieder seit ein paar Tagen im Kriege.

Ich kaufte für die Reise einen Esel, da ich nicht länger ein Kamel reiten wollte, und erstand einen solchen für den ziemlich hohen Preis von 29000 Kaurischnecken. Ich habe gestern bei einem hier lebenden Juden Kauris eingetauscht und erhielt 5000 Stück für den spanischen Duro, aber das war ausnahmsweise, später erhielt ich nur 4500, weiter nach Süden zu noch weniger. Die Esel sind in Timbuktu sehr schön; gross, von graugelber Farbe, mit einem tiefschwarzen Streifen am Rückgrat; dabei sind sie ausdauernd, anspruchslos und mässig in Bezug auf Futter, kurz in jeder Beziehung nützlich und werthvoll.

Unterdess nahmen die Vorbereitungen für die Abreise ihren Fortgang; ich kaufte noch einige Stück blaues Zeug nebst Kauris; ferner etwas Reis und Kuskus. Grosse Mengen brauchen wir nicht mehr, da wir doch nun in mehr bevölkerte Gegenden kommen, als es bisher der Fall war; auch eine so grosse Anzahl von Wasserschläuchen brauchten wir nicht mehr mitzunehmen. Die Abreise verzögerte sich, da die Turmos erst Erkundigungen über die Sicherheit des Weges einziehen mussten. Unser nächstes Ziel ist die Landschaft Ras-el-ma; dort ist alles sicher, da hier die Turmos und andere Araberkabylen ihre Zeltlager aufgeschlagen haben; aber weiterhin ist meist unbewohntes, von den Ulad-el-Alusch durchstrichenes Gebiet, und diese Kabyle ist ihrer Räubereien wegen sehr verrufen.

Der Zudrang zu Hadsch Ali wird immer grösser; er

muss Amulette schreiben, die als Medicin verwendet werden, und erhält von der gläubigen Menge eine Masse Geschenke. Es ist ihm zweifellos gelungen, hier eine Rolle zu spielen; ob er dieselbe auf die Dauer hätte behaupten können, das ist eine andere Frage, und er zog es schliesslich doch vor, sich mit dem momentanen Erfolg zu begnügen, die Stellung eines Sultans von Moassina, oder sonst etwas, wovon man ihm vorgeredet hatte, nicht anzunehmen, und ruhig mit mir weiter zu ziehen, um den Senegal zu erreichen.

Die Umgebung Timbuktus, besonders nach Osten zu, ist stark bewohnt und zahlreiche Araberkabylen, besonders Glieder der grossen Kabyle Berabisch, haben hier ihre Zeltlager. Man nannte mir die folgenden: Kabyle el-Nasra, K. Aulad-bu-Hanta, K. Tuaschi, K. Durschan, K. Is, K. Taschuot, K. Rhegar, K. Jataz, K. Eskakna, K. Muschila, K. Aulad Bat, K. Itanali. Dazu kommen dann noch die Tuarik, deren Gebiete sich weit nach Osten und Nordosten erstrecken, während westlich und südlich von Timbuktu Tuarik nicht mehr vorkommen. Leider konnte ich selbst keine Ausflüge in die Umgebung machen, da ich zu oft am Fieber litt und andererseits meine Leute das Verlassen der Stadt unter den gegenwärtigen Verhältnissen für zu gefährlich hielten. Der Einladung des Tuarikscheichs Eg-Fandagumu wäre ich gar zu gern gefolgt, während ich mir es sehr überlegt haben würde, zu den Fulbe nach Moassina zu gehen. Ihre religiöse Strenge ist für Ungläubige im höchsten Grade gefährlich, und schon Barth drohte von dieser Seite die grösste Gefahr. Dass sich Scheich Abadin so ausserordentlich reservirt mir gegenüber verhielt, erklärt sich wol aus seiner Intimität mit einigen Fulbescheichs; um nichts gegen mich thun zu müssen, um aber auch mir keine Gefälligkeiten zu erweisen, verschwand er bald wieder aus der Stadt, sodass ich ihn nur einmal

zu Gesicht bekommen habe. Mir machte es den Eindruck, als wollte er zwar das gute Renommée, welches sein Vater als Beschützer Barth's genossen hat, aufrecht erhalten dadurch, dass er nicht direct feindlich gegen mich auftrat; andererseits erlaubten ihm seine strengen religiösen Grundsätze nicht, sich thatkräftig meiner anzunehmen, und so zog er es vor, mich dem Kahia zu überlassen und keinen Einfluss auf meine Reise zu nehmen.

Man ist in Timbuktu über alles, was in Europa vorgeht, im allgemeinen ganz gut unterrichtet. Man wusste die Ergebnisse des letzten russischen Krieges, sprach natürlich noch immer von dem grossen Französisch-Deutschen Kriege, den man mit besonderm Interesse verfolgte, da man immer ein Anrücken der Franzosen fürchtet; sogar von der Wüsteneisenbahn erzählte man mir, obgleich die wenigsten eine Ahnung hatten, was eine Eisenbahn ist. Aber der beständige Verkehr mit den arabischen Bewohnern der Mittelmeerländer bringt es mit sich, dass man in Timbuktu ohne Zeitungen und Telegraphen doch schnell von allem verständigt wird. Die Nachrichten verbreiten sich ungemein rasch, und meinen Plan, von Marokko nach Timbuktu zu reisen, kannte man in letzterer Stadt schon, als ich noch nicht die Atlaskette überschritten hatte. Die häufigen Wanderungen und Reisen, die die Araber unternehmen, bringen es mit sich, dass Neuigkeiten schnell Verbreitung finden; wo sich zwei Leute begegnen, wird das Wichtigste und Neueste mitgetheilt und weiter getragen. Dass dabei oft falsche Gerüchte allgemeine Verbreitung und Glauben finden, ist leicht erklärlich; bei der Sucht der Araber zu übertreiben muss man immer vorsichtig bei Anhörung von Erzählungen sein.

FÜNFTES KAPITEL.

AUFENTHALT IN TIMBUKTU.

(SCHLUSS.)

Lage der Stadt. — Schlechtes Klima. — Wenig Baumwuchs vorhanden. — Gewitter und Stürme. — Trinkwasser. — Bauart der Stadt. — Zahl der Bewohner. — Quartiere. — Moscheen. — Schulen. — Bevölkerung. — Handelsverhältnisse. — Lederarbeiten von Walata. — Keine Industrie in Timbuktu. — Gold. — Gestickte Kleider. — Salz. — Kolanuss. — Kaurischnecken. — Marktproducte. — Europäische Waaren. — Ausfuhr. — Zukunft des Handels. — Geschichtliches.

Lage und Klima. Die Stadt. — Timbuktu liegt ungefähr 15 km nördlich vom linken Ufer des Nigir, nur wenig über dem mittlern Niveau desselben, aber in einer Seehöhe von 245 m. Astronomische Bestimmungen über die genaue Lage der Stadt gibt es nicht, aber die von Petermann und Jomard berechnete Position von 17° 37′ nördl. Br. (resp. 17° 50′) und 3° 5′ westl. L. von Greenwich (resp. 3° 40′) dürften nicht viel von der Wahrheit abweichen. Das Mistrauen der Bewohner erschwert astronomische Ortsbestimmungen in jenen Ländern ganz ungemein; sie sehen gar zu gern in dem Fremdling einen Spion irgendeiner Macht, welche bis dorthin ihre Eroberungen ausdehnen will, und die Fortschritte der Franzosen in Nordafrika sowol wie in Senegambien werden in Timbuktu genau verfolgt.

Das Klima kann man nicht als gesund für Europäer bezeichnen, und sowol Barth als auch ich litten häufig an Fie-

beranfällen. Es gibt in der Stadt weder öffentliche Plätze noch Gärten, überhaupt nichts Grünes; Barth erwähnt, dass nur vier oder fünf ärmliche Exemplare eines Baumes, *Balanites Aegyptiacus,* innerhalb der Stadt zu sehen wären; ich bemerkte davon überhaupt nichts, und nur ausserhalb derselben, an den nordwestlich gelegenen Dayas, sind noch einige Mimosen und Palmen stehen geblieben. Vor der Eroberung Sonrhays durch die Marokkaner sollen in Timbuktu viele Bäume gewesen sein, aber es ist dann alles niedergeschlagen worden, um Holz zum Bootbau zu erhalten.

Die heissen Südwinde kommen hier auch häufig vor, und zu gewissen Jahreszeiten, besonders zwischen Juli und September, sind mit Stürmen verbundene heftige Gewitter nichts Seltenes. Dass die Niederschläge bedeutend sein müssen, geht schon daraus hervor, dass man nicht nur in der Mitte der Strassen Rinnen zum Ablaufen des Wassers gegraben hat, sondern die Dächer der meisten Häuser sind auch mit thönernen Dachrinnen versehen, die weit vorspringend auf die Strasse münden, damit das Wasser sich nicht auf den flachen Dächern ansammeln und die Lehmwände ruiniren kann.

Das Trinkwasser wird aus Dayas entnommen, breiten flachen Vertiefungen des Bodens, von denen einige das ganze Jahr hindurch Wasser führen; bei Hochwasser sind dieselben sogar mit dem Nigir direct verbunden. Auch gibt es einige wenige Brunnen. Besonders im Süden der Stadt sind zahlreiche Dayas, die nur einen Theil des Jahres voll Wasser sind. Barth meldet, dass am 25. December 1853 der Fall eintrat, dass die Wässer des Nigir diese Dayas füllten, was nur alle drei Jahre vorkommen soll; infolge dessen war fast die ganze Strecke von Timbuktu bis Kabara unter Wasser gesetzt, und kleine Boote konnten bis dicht an die Stadt herankommen. Wenn man um diese Zeit Timbuktu besucht, so glaubt man, dass hier zahlreiche

Flüsse existiren, die sich mit dem Nigir vereinigen; in Wirklichkeit ist es nur Nigirwasser, welches in das Land eindringt und beim Fallen des Stromes zurückweicht und einsickert. Diese Masse stehenden Wassers ist natürlich nicht geeignet, die Lage von Timbuktu als eine gesunde erscheinen zu lassen, und infolge der langsamen Verdunstung entstehen Fieber, unter denen auch die Eingeborenen leiden.

Die Stadt bildet gegenwärtig ein Dreieck, dessen Spitze nach Norden zu gekehrt ist. Wenn man, wie ich, von Norden kommt, so hat man eine Zone von verwüsteten, mit alten Bauresten, Schutt u. s. w. versehenen Landes von einigen tausend Schritt Breite zu überschreiten, die wol die frühere Ausdehnung der Stadt nach Norden zu andeuten mag; zur Linken hat man das Grabmal von Faki Mahmud, welches früher noch inmitten der Häuser gestanden haben soll. Es ist also keine Frage, dass die Stadt heutzutage auch nicht im entferntesten mehr das ist, was sie zur Blütezeit des Sonrhay-Reichs war.

Wie erwähnt, ist die Stadt offen, denn die frühere Mauer haben die Fulbe bei ihrem Einrücken in die Stadt (1826) zerstört; ein Kranz von runden Hütten zieht sich um einen Theil derselben herum. Die Mattenhütten werden von Negern bewohnt, und an ihnen vorbei gelangt man erst in die Strassen — tidjeratēn — der Stadt. Die aus Thon errichteten Häuser sind alle ziemlich gleich, wie das von mir bewohnte und besprochene; ihr Erhaltungszustand ist ein recht guter.

Barth gibt für Timbuktu 950 Häuser und mehrere hundert Mattenhütten an und schätzt die Zahl der Bewohner auf 13000. Stark vermehrt wird sich die Stadt bisher nicht haben; nach dem Leben und Treiben, was da herrschte, schätzte ich doch gegen 20000 Einwohner. Freilich waren viel Tuarik und auch Fulbe anwesend, während vom Norden zur Zeit nur wenige fremde Händler in Timbuktu waren.

Mein Begleiter Hadsch Ali will in einem Buche, das er in Timbuktu sah, gelesen haben, dass die Stadt 3500 Häuser besitzt; dass es sich hierbei um das alte Timbuktu handelt, wollte er sich nicht einreden lassen.

Die südliche, breitgestreckte Seite ist der am stärksten bevölkerte Theil. Das Terrain, auf welchem die Stadt errichtet ist, bildet keine vollständige Ebene, sondern hat in der nördlichen Hälfte eine tiefe Einsenkung, und zwar ist es das Quartier Bagindi, welches bei dem grossen Hochwasser des Nigir im Jahre 1640 überschwemmt gewesen sein soll.

Die Stadt wird in sieben Quartiere[1] getheilt: 1) Sanegungu, der südöstlichste Theil der Stadt; es ist der schönste Theil und wird besonders von rhadameser Kaufleuten bewohnt. 2) Quartier Yubu, mit dem Marktplatz Yubu und einer Moschee, westlich von dem vorhergenannten; hieran schliesst sich auch nach Westen zu an das 3) Quartier Sangereber (oder Dschingere), so genannt nach der grossen Moschee gleichen Namens. Nördlich vom Quartier Sanegungu ist das 4) Quartier Sarakáina. Hier wohnte zu Barth's Zeit der Scheich el-Bakay, und auch dessen Sohn Abadin hält sich jetzt hier auf, wenn er in Timbuktu ist. Der Kahia wohnt ebenfalls hier und in diesem Quartier wurde auch ich untergebracht. Nördlich hiervon liegt 5) das Quartier Yubu-Káina mit dem Fleischmarkt; hieran schliesst sich 6) das bereits erwähnte Quartier Bagindi, und den nördlichsten Theil der Stadt, den ich zuerst durchzog, bildet 7) das Quartier Sankore, welches als das älteste und vorherrschend von Sonrhay bewohnte Quartier gilt.

Die einzigen öffentlichen Gebäude sind die Moscheen. Caillé gibt deren sieben an, Barth meldet, dass zu seiner

---

[1] Ich schreibe dieselben so wie bei Barth angegeben; man nannte mir diese Quartiere in ganz ähnlich klingender Weise.

Zeit nur drei grosse Moscheen existirten: 1) die „grosse Moschee“, Dschingere-ber, arabisch Dschema-el-Kebira, die bereits im Jahre 1327 vom König von Melle, Mansa Musa, zu bauen angefangen wurde. 2) Die Moschee Sankore, im Quartier gleichen Namens („Stadt der Vornehmen, der Weissen“). Diese Moschee soll auf Kosten einer reichen Frau erbaut worden sein, enthält fünf Schiffe und ist 120 Fuss lang und 80 Fuss breit. 3) Die Moschee Sidi Yahia. Die andern Moscheen hiessen Sidi Hadsch Muhammed, Msid Belal und Sidi-el-Bami. Seit dieser Zeit haben die aus Fâs und überhaupt aus Marokko kommenden Händler, vor allem die erwähnte grosse Familie der Rami, eine neue grosse Moschee errichtet, ich habe dieselbe aber nicht gesehen.

Von diesen Moscheen bildet die „grosse“, Dschingere-ber, ein recht stattliches Bauwerk. Wie Barth richtig bemerkt, wird man dieses bedeutendste Gebäude nicht an der äussersten Peripherie der Stadt, da, wo vor kurzem noch die westliche Stadtmauer sich befand, errichtet haben, sondern offenbar inmitten der einst grossen und blühenden Stadt. Jetzt liegt dieselbe effectiv völlig nach aussen zu, und gewiss hat früher die Stadt nach Westen sowol wie nach Norden hin eine bedeutend grössere Ausdehnung gehabt, sodass sie mindestens noch einmal so gross war, als sie sich heute präsentirt. Natürlich hat noch nie ein Fremder diese Moschee betreten (ausser wahrscheinlich Caillé). Es ist ein umfangreiches Gebäude, mit einem sehr grossen Hof, der den grössern Thurm umgibt. Die Thürme sind viereckig, wie in Marokko, aber da sie nicht aus Ziegeln gebaut sind, sondern nur aus Thon, so verengen sich die Thürme nach oben etwas und bilden oben eine kleine quadratische Plattform. Auch kann man mit solchem Material die Thürme nicht sehr hoch herstellen. Der Haupttheil der Moschee enthält neun Schiffe von verschiedener

Grösse und Bauweise; die westliche Hälfte der Moschee, mit drei Schiffen, ist die ältere und stammt wahrscheinlich noch aus der Zeit Mansa Musa's, des Königs von Melle, wie aus einer kaum noch leserlichen Inschrift hervorgehen soll. Die Länge des Gebäudes beträgt 262 Fuss und die Breite 194 Fuss.

Von den ehemaligen Palästen der Könige von Sonrhay ist nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von der Citadelle. Barth meint, der alte Königspalast Ma-dugu habe da gestanden, wo jetzt der Fleischmarkt sich befindet, während die Citadelle später im Quartier Sanegungu gewesen sein soll.

Die zahlreichen Eroberungen der Stadt durch die verschiedensten Völker haben viel zerstört; gegenwärtig ist Timbuktu vollkommen offene Stadt, ohne Qasbah (Citadelle), ohne Mauern, und jedermann kann die Stadt betreten; die Einwohner sind ganz passiv und zahlen bald den Fulbe, bald den Tuarik, je nachdem, wer gerade von diesen beiden die Oberhand hat.

Mit den Moscheen sind Schulen verbunden, auch befinden sich hier Sammlungen von Manuscripten, vielleicht darunter noch manches, was für die Geschichte dieser Länder von Interesse wäre, obgleich Barth schon das Wichtigste darüber gesammelt und mitgetheilt hat.

Wenn nun Timbuktu auch nicht mehr der Sitz grosser Gelehrsamkeit ist, so ist doch die Bevölkerung gebildet, d. h. die grosse Mehrzahl derselben kann lesen und schreiben, weiss grosse Theile des Quran auswendig und versteht darüber zu disputiren. Es gibt einige Leute dort, die im Rufe besonderer Gelehrsamkeit stehen, und einer derselben war unser stehender Gast. Hadsch Ali hat von ihm ein Manuscript erhalten juristischen Inhalts und ihm versprochen, dasselbe in Kairo drucken zu lassen! Hätte ich Mittel gehabt, so würde ich vielleicht verschiedene Manuscripte

haben erwerben können; aber unter den gegebenen Verhältnissen musste ich für mein Weiterkommen bedacht sein und konnte an solche Ausgaben nicht denken. Für besonders gelehrt gilt auch, wie schon erwähnt, der junge Scheich Abadin.

Die Bevölkerung von Timbuktu ist keine einheitliche, sondern besteht aus den verschiedensten Elementen. Marokkanische Araber bilden den wesentlichsten und bessern Theil; sie sind grösstentheils von dunkler Hautfarbe infolge der durch Generationen fortgesetzten Verheirathungen mit Negerinnen; aber es gibt noch solche, die ebenso licht von Farbe sind wie die Mauren von Fâs oder Marrakesch. Weisse Frauen dagegen sind äusserst selten und, wenn es echte Maurinnen sind, für niemand sichtbar. Daneben wohnen noch zahlreiche Nachkommen der alten Sonrhayneger in der Stadt und eine Menge Negersklaven aus den entlegensten Theilen des Sudan. Wangaraua-(Mandingo-) Neger, Assuanik-Fulbe, Tuarik, Leute aus Bornu und Sokoto, Araber von den Kabylen der westlichen Sahara, aus Algier, Tunis und Tripolis, Neger aus den Bambaraländern, Futa, alles das trifft man hier zur Zeit der Karavanen. Timbuktu ist eigentlich nur ein grosser Markt, ein Sammelpunkt von Händlern, die die Erzeugnisse des Nordens gegen die Producte des Südens austauschen. Es gehört eigentlich keinem Staate an, denn zu Moassina, dem grossen Fulbestaat, kann man es doch nicht rechnen. Es ist ein Entrepôt für Waaren, und Tuarik und Fulani streiten sich immer nur um das Recht, Steuern zu erheben, ohne die Stadt zu regieren. Letzteres geschieht durch den jeweiligen Kahia, den man mit nichts anderm als mit einem Bürgermeister vergleichen kann. Solange diese Verhältnisse andauern, kann die Stadt auch nicht in die Höhe kommen.

Der Mangel von Citadelle, Stadtmauern, Besatzung bringt es mit sich, dass Timbuktu nicht als mächtige Hauptstadt

eines Reiches angesehen werden kann, und die Bevölkerung muss sich mit dem jeweiligen Machthaber abfinden.

Einige hispanische Judenfamilien haben von jeher das Recht gehabt, hier Handel zu treiben; am bekanntesten ist die Familie des Rabbiners Mardochai, der sich wiederholt hier ein Vermögen erworben und dasselbe ebenso oft verloren hat. Gegenwärtig haben einige jüdische Familien aus dem Wad Nun sich das Recht erkauft, dort wohnen zu dürfen und Handel zu treiben. Sie sind natürlich vollständig abhängig vom Kahia und dem Scheich Abadin, die ihnen beliebig Steuern auferlegen können und ihre Geschäfte genau überwachen lassen.

Handelsverhältnisse in Timbuktu. — Wie schon wiederholt erwähut, ist Timbuktu in Bezug auf den Handel nur als Entrepôt zu bezeichnen; es ist kein Productions- oder Fabrikort, sondern es vermittelt nur für gewisse Gegenden den Verkauf oder Eintausch gewisser Waaren. Eine Industriestadt von grosser Bedeutung war Walata und ist es zum Theil noch, und die schönen und originellen Lederarbeiten, die man in Timbuktu findet, werden nur zum allerkleinsten Theile daselbst verfertigt. Unter diesen Lederwaaren fallen vor allem ihrer sonderbaren Form wegen die „Biut" genannten kleinen Ledertaschen für Taback und Feuerzeug auf, die an einer langen ledernen Schnur um den Hals getragen werden. Der aus drei, vier oder fünf einzelnen Täschchen bestehende Apparat ist oft von reizender Arbeit und das Leder wird mit Farben und Verzierungen reichlich geschmückt. Denselben Habitus zeigen die Ledersäcke, die in allen Grössen in ungeheuerer Menge fabricirt werden, die Flintenfutterale und eine Art Lederpolster, die mit Sand gefüllt werden und als Stütze für Arm oder Kopf dienen. Es sind dies alles sehr originelle Arbeiten aus einem trefflich gegerbten Schaf- und Ziegen-

leder; letzteres kommt zum grossen Theil aus den verschiedenen am Nigir gelegenen Städten in Moassina.

Einige Schmiede finden in Timbuktu ihr Auskommen durch Verfertigung und Repariren von Ketten u. s. w.; aber von einer Industrie ist auch hierbei nicht die Rede. Alles, was der Mensch dort nöthig hat, kommt von aussen, besonders aus dem Süden, und die Aufrechthaltung des Verkehrs mit den industriereichen Orten in Sokoto, Haussa und Moassina ist von der grössten Wichtigkeit für Timbuktu.

Die Tuarik, besonders die Frauen, verfertigen übrigens auch derartige Lederarbeiten; die schön und fest gearbeiteten grossen Strohhüte, das Töpfergeschirr, die Kleider u. s w., kommen fast alle vom Süden, die Lederpantoffeln und Flinten meistens von Marokko. Timbuktu ist also als Industrieplatz ohne alle Bedeutung und steht weit hinter den Ortschaften der Haussastaaten und Sokoto zurück.

Timbuktu hatte ehemals eine grosse Bedeutung für den Handel mit Gold, gegenwärtig ist derselbe bei weitem nicht das mehr, was er einmal gewesen sein muss. Das Gold stammt aus den seit uralter Zeit ihres Goldreichthums wegen bekannten Ländern Bambuk und Bure, während das Gold von Wangaraua schon zu Barth's Zeiten mehr nach den Küstenstädten des Atlantischen Oceans ging; dasselbe ist aber jetzt auch mit Bure und Bambuk der Fall, dessen Bewohner einen leichtern Absatz nach Ndar (Saint-Louis) haben. Die Folge ist, dass das Gold in Timbuktu bedeutend im Preise gestiegen ist. Als Einheit im Handel dient das Mitkal Gold; es ist keine geprägte Münze, sondern eine Gewichtseinheit im Betrage von ungefähr vier Gramm. Uebrigens hat das Mitkal Gold in verschiedenen Städten einen verschiedenen Werth. Barth gibt nun Werthe für das Mitkal Gold an, aus denen ich ersehe, dass in den 27 Jahren, die verflossen sind, seitdem dieser gelehrte

und erfolgreiche Reisende in Timbuktu war, wesentliche Preisveränderungen vor sich gegangen sind. Barth sagt, das Mitkal von Timbuktu enthält das Gewicht von 96 Weizenkörnern und entspricht dem Werthe von 3—4000 Muscheln. Der Preis der Kaurischnecken muss also seit jener Zeit bedeutend gefallen und der des Goldes enorm gestiegen sein. Ich zahlte in Timbuktu für das Mitkal Gold 10—12 Francs, also mehr als zwei spanische Duros; für einen spanischen Duro allein erhielt ich aber mehr als 4000 Kaurischnecken. In Arauan gilt das Mitkal Gold nur 8—10 Francs; in Saint-Louis dagegen wird das Mitkal reinen Goldes mit 14—15 Francs gekauft und verkauft.

Das Gold kommt dort im Handel fast ausschliesslich in Form von Ringen vor, ferner in dünnen Platten, die auch als Frauenschmuck dienen; seltener als Körner oder als Staub.

Die Goldausfuhr von den goldführenden Districten über Timbuktu oder Arauan nach den mohammedanischen Ländern ist gegenwärtig gering; am meisten dürfte noch nach Mogador kommen; Zahlen für diesen Export anzugeben ist unmöglich.

Ein gleichfalls wichtiger Handels- und Tauschartikel sind die grossen, weiten, blaugefärbten Hemden, die mit reicher, sehr origineller Seidenstickerei versehen sind; die blauweiss gefärbten dicken Decken, eine gleichfalls schöne Arbeit, ferner Beinkleider aus blauem Stoff mit gestickten Einsätzen u. a. m., alle diese Sachen kommen zum grossen Theil aus Sansandig und andern Orten am Nigir. Vortrefflich ist der dort gewebte und mit Indigo blau gefärbte Stoff, der in schmalen Streifen zusammengenäht wird; leider nimmt das miserable englische Fabrikat, das natürlich ungemein billig ist, immer mehr überhand und verdrängt die bessern, aber natürlich auch theuerern einheimischen Erzeugnisse.

Diese mit Seidenstickerei versehenen weiten Hemden sind im ganzen westlichen Sudan verbreitet und hochgeschätzt; man findet dieselben selbst bis in die Länder südlich des Atlas, von wo aus die Bewohner einen Verkehr mit Timbuktu unterhalten. In Timbuktu selbst werden diese Hemden nur zum eigenen Gebrauch verfertigt.

Sehr bedeutend ist Timbuktu als Salzplatz, und die Zahl der in Timbuktu ankommenden, mit je vier Platten beladenen Kamele von Taudeni beträgt im Laufe eines Jahres viele Tausende. Wie bereits erwähnt, kommt das Salz in ungefähr meterlangen Platten (*rûss*, sing. *râss*) im Durchschnittsgewicht von je 27 kg auf den Markt. Zu Barth's Zeit, wo der Handel allerdings etwas daniederlag, schien auch der Preis der Salzplatten sehr niedrig zu sein, denn er sagt, dass das Râss zwischen 3000 und 6000 Kauris schwanke. Jetzt zahlt man 8—9000 Schnecken oder ungefähr ein Mitkal Gold für das Salz; da aber während Barth's Anwesenheit auch das Gold billiger war und ein Mitkal nur 3—4000 Muscheln werth gewesen sein soll (was jetzt ein spanischer Thaler werth ist), so ist doch kein wesentlicher Unterschied zwischen den Salzpreisen von damals und jetzt. Der Salzhandel ist in der westlichen Sahara von grosser Bedeutung, da der grosse und reichbevölkerte, aber völlig salzarme Sudan ein gutes Absatzgebiet bildet.

Die Gruben von Taudeni sind seit 1596 im Betrieb, früher arbeitete man in denen des etwas nördlicher gelegenen Teghasa, die schon vor dem 11. Jahrhundert bebaut worden sein müssen.

Ein gleichfalls wichtiger Handelsartikel in Timbuktu ist die Kolanuss, die grösstentheils aus den Hinterländern der Sierra-Leoneküsten sowie aus den nördlichen Theilen des Ashanteereiches kommt, obgleich die Verbreitung des Baumes eine sehr grosse ist. Barth erwähnt, dass man in Timbuktu drei Arten dieser Nuss unterscheide, je nach der Jahreszeit,

in der man sie sammelt: die Tino-uro, die Siga und die Fara-fara. In den Haussaländern, besonders in Kano, ist der Handel hiermit ein noch viel lebhafterer; dort nennt man die Frucht Guro, was mit dem in Timbuktu üblichen Sonrhaywort Uro wol gleich ist, während Tino der Name eines Bezirkes ist.

Der Preis einer Nuss schwankte zu Barth's Zeiten je nach der Grösse und Güte derselben zwischen 10 und 100 Schnecken; ich erinnere mich nicht, weniger als 100 Kauri gezahlt zu haben.

Die nicht unangenehm bitter schmeckende, blassrothe Nuss bildet einen Luxusartikel, der aber im Handel eine sehr bedeutende Rolle spielt und grosse Umsätze in Waaren veranlasst. Bei dem Mangel an Thee und Kaffee in jenen Ländern und dem doch vorhandenen Bedürfniss nach anregenden Mitteln werden jährlich viele Millionen Nüsse in den Handel gebracht, die bei dem verhältnissmässig sehr hohen Preise eine bedeutende Werthsumme repräsentiren und den Händlern damit einen grossen Gewinn abwerfen, da die Einkaufspreise in den Heimatländern der Kola und die Verkaufspreise in Kano, Sokoto, Timbuktu und anderwärts sehr bedeutend voneinander differiren.

Ueber diese Kolanuss, die im Sudan eine so wichtige Rolle spielt, ist vor kurzem in dem „Bulletin de la Société de Géographie de Marseille“ von Eduard Heckel eine sehr interessante, mit einer Tafel Abbildungen versehene Abhandlung erschienen, der wir einiges entnehmen. Die echte Kola- oder auch Gurunuss (bei verschiedenen Negerstämmen gibt es noch verschiedene Namen) ist die Frucht eines schönen, 10—12 m hohen Baumes, *Sterculia (Cola) acuminata*, der im Aeussern unserm Kastanienbaum etwas ähnlich sieht. Der Baum wächst in ganz Westafrika, von der Breite von Sierra Leone angefangen bis zur Kongomündung; nach dem Innern zu scheint seine Verbreitung nicht über 150

bis 200 engl. Meilen von der Küste aus zu gehen. Bisher meinte man, dass der Baum in Ostafrika unbekannt sei, aber Schweinfurth erwähnt auch einer Sterculia.

In Central- und Südamerika ist der Baum importirt worden und die Engländer haben ihn vielfach in Indien angepflanzt. Der Baum kommt am besten fort in feuchtheissen Küstenklimaten, in Ländern, die nicht mehr als 2—300 m über dem Meere erhoben sind; im Alter von 10 Jahren gibt er eine überaus reiche Ernte, gegen 120 engl. Pfund, und da er zweimal im Jahre blüht, so kommt es vor, dass Früchte und Blüten zu gleicher Zeit auftreten. Die Frucht besteht aus einer gelbbraunen Schote von ungefähr 10 cm Grösse, die in 5 oder 6 Kammern eingetheilt ist, von denen jede 5—15 Kolanüsse enthält. Dieselben werden in Blätter gehüllt, damit sie vor dem allzu raschen Eintrocknen geschützt sind, und können weit transportirt werden; die Blätter müssen immer etwas feucht gehalten werden. In diesem frischen Zustande werden die Früchte in grossen Mengen aufgekauft und gehen tief ins Innere, nach Bornu, Sokoto, Timbuktu, und von hier sogar nach Nordafrika. Afrika selbst ist der Hauptconsument dieses Genussmittels, aber es werden auch jährlich nicht unbedeutende Mengen von Kolanüssen nach Brasilien exportirt, wo sie von afrikanischen Negern begierig gekauft werden; insbesondere sind es die Häfen Porto Novo (Dahomey) und Ambrizette (südlich von der Kongomündung), von wo die Kolanuss verschifft wird.

Sierra Leone ist ein Haupthandelsplatz für die Kola, und sie wird dort nach dem Gewicht verkauft; 45 kg werden je nach der Saison und Nachfrage mit 50—150 Francs verkauft.

Im Anfang dieses Jahrhunderts waren sie bedeutend theuerer und seltener, und durften damals nur die Häuptlinge und Priester diese Nuss essen. Die von Sierra Leone

nach Gorré gebrachten frischen Nüsse haben hier schon einen um 50 Procent höhern Werth, nach dem Innern zu, besonders in den Ländern am Nigir steigt der Werth ganz bedeutend.

Die blassrothe, bittere Nuss vertritt in diesen Ländern den Thee, Kaffee und Cacao; so wie bei andern Völkern diese Genussmittel zum Bedürfniss geworden sind, so ist das Kauen der Kolanuss dort allgemein üblich. Es ist ein gewöhnliches Geschenk, wenn man Besuche macht oder solche bekommt, und eine Art Freundschaftszeichen, so wie man bei uns etwa die Tabacksdose anbietet. Wenn man in einen Ort kommt und die Leute lassen sich in ein Gespräch ein, wobei die Kolanuss angeboten wird, dann kann man ziemlich beruhigt sein, dass hier eine freundlich gesinnte Bevölkerung wohnt. Bei den Völkern Innerafrikas dient sie als Symbol bei Verträgen, bei Hochzeiten, Kriegserklärungen, beim Justizverfahren u. s. w.

Im trockenen Zustande wird die Nuss auch gepulvert und mit verschiedenen Substanzen versetzt in dieser Form in den Handel gebracht. Vielfach wird die Kola nur gekaut, wie bei unsern Seeleuten der Taback, ohne verschluckt zu werden. Die Kola hat sicherlich infolge ihres Bitterstoffes eine gesunde Wirkung; ihr Gehalt an Caffeïn und Theobromin wirkt anregend, und nach dem Genuss der Kola haben die fadesten Speisen einen bessern Geschmack. Es bedienen sich nicht nur die Eingeborenen, sondern auch zahlreiche in jenen Ländern lebende Europäer der Kolanuss; wir haben uns in Timbuktu alle daran gewöhnt. Für solche, welche längere Zeit Reisen durch wenig oder gar nicht bevölkerte Gegenden machen, ist die Kolanuss sehr werthvoll, da sie satt macht, d. h. das Gefühl des Hungers nicht so stark hervortreten lässt. Ferner ist sie, wie den Negern sehr wohl bekannt, ein gutes Mittel gegen Durchfall und überhaupt dem Magen in jeder Beziehung zuträglich. Ausser-

dem ist bei den Mohammedanern sowol wie bei den Negern der Glaube verbreitet, dass der Genuss der Kola eine ähnliche Wirkung hervorbringe wie die sogenannten Liebestränke.

Neben dieser echten Kola gibt es noch eine „falsche Kola“, oder eine Kola-Bitter, die von einem andern Baume, *Garcinia Kola*, stammt, welcher mit der *Sterculia* zusammen vorkommt und dessen Früchte gleichfalls benutzt werden, obgleich in ihnen weder Caffeïn noch Theobromin vorkommt. Sie werden nur gekaut, aber nie mit Milch gegessen, wie es mit der echten Kola auch geschieht; ihr Geschmack gleicht einem grünen bittern Kaffee. Sie soll ein gutes Mittel gegen Erkältungen sein.

Jedenfalls spielt diese Kolanuss in Afrika eine ganz ausserordentliche Rolle und der Werth der jährlich producirten und verkauften Nüsse ist ein sehr bedeutender.

Obgleich die Nuss wahrscheinlich seit undenklicher Zeit in den Negerländern benutzt worden ist, so war dieselbe doch in Europa bis vor wenigen Decennien nur sehr wenig bekannt, ihre eigentliche chemische Zusammensetzung und infolge dessen die Erklärung ihrer Wirkung und der grossen Beliebtheit hat erst die allerneueste Zeit ans Licht gebracht.

Lange Zeit wurde die Pflanze als „Café du Soudan“ bezeichnet; das ist aber ein Irrthum. Der sogenannte Café du Soudan ist die Frucht von *Inga biglobosa*, einer afrikanischen Leguminose, deren Samen geröstet und an Stelle von Kaffee verwendet wurden; diese hielt man früher für identisch mit der Kola.

Als Scheidemünze dient in Timbuktu, wie wiederholt erwähnt, die Kaurischnecke, deren Werth aber auch vielfach variirt, wie überhaupt eine geringe Constanz in den ganzen Handelsverhältnissen ist. Jahreszeit, politische Lage, Witterungsverhältnisse, überhaupt eine Menge Um-

stände bedingen den Werth der Waaren, und der vom Norden oder Süden kommende Händler kann nie vorher wissen, wie er seine Waaren verkaufen wird.

Barth erwähnt, dass 3000 Schnecken einem spanischen Thaler entsprechen; ich erhielt in Timbuktu mehr, gewöhnlich 4500 Stück (einmal ausnahmsweise von einem Juden 5000), weiterhin aber änderte sich der Werth bis gegen 3000 Stück pro Duro.

Auf dem Markt und überhaupt im ganzen Kleinhandel wird nur nach Kauris gerechnet, und selbst grössere Gegenstände, im Werth von 40—50000 Schnecken, werden noch in dieser etwas umständlichen Weise gehandelt. Die Schnecken werden nämlich nicht gewogen oder gemessen, auch nicht auf Schnüre gereiht, sondern abgezählt, worin zwar die Leute eine grosse Uebung und Sicherheit haben, was aber doch nur in Ländern möglich ist, wo man den Werth der Zeit nicht kennt.

Bei der kolossalen Bedeutung, welche die Kaurischnecke in Afrika sowol als Werthmesser wie auch als Schmuckgegenstand hat, mögen hier einige Daten über Ursprung dieser Schnecke und deren Import in Afrika Platz finden.

Die Kaurischnecke[1] *(Cypraea moneta)* bildet schon seit langer Zeit den Gegenstand des Handels europäischer, besonders englischer Kaufleute mit den Negern von Westafrika, besonders mit den in der Gegend von Lagos wohnenden Stämmen. In den vierziger Jahren unsers Jahrhunderts nahmen sich auch hamburger Kaufleute dieser Angelegenheit an und schickten versuchsweise kleine Segelschiffe an die Malediven, dem Hauptfundort dieser Schnecke. Man kaufte damals den Centner Maledivekauris, ungefähr

[1] Man liest und hört immer Kaurimuschel; da das Thier aber zu den Gasteropoden gehört und keine zweischalige Muschel ist, so ist natürlich auch „Kaurischnecke“ richtiger.

45—48000 Stück, mit 8—9 Dollars, während die an der Küste von Zanzibar vorkommende, etwas grössere Art, *Cypraea annulus*, von der nur 18—20000 Stück auf den Centner gingen, zu dem billigen Preise von $^3/_4$ Dollars pro Centner gekauft wurde. Man benutzte damals diese grössere Art zum Kalkbrennen.

Der hamburger Rheder Hertz, der zu jener Zeit diesen Handel zuerst begann, verkaufte, an der Westküste Afrikas angekommen, den Centner Maledivekauris mit 18 Dollars, diejenigen von Zanzibar mit 8—9 Dollars, sodass die letztern einen grössern Gewinn ergaben. Infolge dessen beschränkten sich die hamburger Kaufleute auf die Beschaffung von Zanzibarkauris, obgleich dieselben an der Westküste weniger gern genommen wurden. Im Sudan werden die Kauris gezählt; es kommt also auf die Menge an, und eine Last kleiner Kauris enthält mehr Exemplare als eine gleichgrosse Last von Zanzibarschnecken.

An der Westküste wurden diese Schnecken die erste Zeit gegen baares Geld verkauft, gegen spanische Golddublonen (15 Dollars), welche durch die Sklavenhändler in jene Gegenden gekommen waren, späterhin wurde Palmöl dafür eingetauscht.

Der Handel mit den Kauris nahm einen neuen Aufschwung, als in Bornu diese Schnecke als Scheidemünze eingeführt wurde, und zwar auf Anrathen des Hadsch Beschir, Rathgebers des durch Barth bekannt gewordenen Scheich Omar. Dort hatten Baumwollstreifen von 3—4 m Länge und 5—6 cm Breite das ehemals gebrauchte Kupfergeld „Rotl", eine Gewichtseinheit von Kupfer, verdrängt. Scheich Omar führte nun die bereits im Lande cursirenden spanischen Duros und Maria-Theresiathaler als officielles Geldstück ein; als Scheidemünze dagegen die Kauris. Die Bruchtheile eines Thalers zu je 32 Kauris nannte man in Erinnerung an die alten Kupferstücke gleichfalls Rotl und

wurde deren Curs von Zeit zu Zeit festgesetzt. Als Nachtigal, dem wir diese Mittheilungen verdanken, in Bornu war, galt ein Thaler 120—130 Rotl à 32 Stück, also circa 4000 Kauri. Es ist dies beiläufig derselbe Werth, den die Schnecken in den von mir bereisten Ländern haben.

Schliesslich nahm aber doch der Transport von Kaurischnecken an der Westküste derart überhand, dass sie entwerthet wurden, und die Firma Hertz löste 1859 die Factorei in Zanzibar auf.

Vor einigen Jahren ist dagegen die Nachfrage nach Kauris wieder reger geworden; die häufigen Kriege im Sudan und die damit im Zusammenhang stehenden Zerstörungen von Ortschaften haben nebst der natürlichen Zerbrechlichkeit der Schnecke den in Circulation befindlichen Vorrath stark vermindert.

Die Verbreitung der Kaurischnecke als Zahlmittel reicht vom Tsadsee im Osten bis zu den Mandingostaaten im Westen, und von Timbuktu im Norden bis zur Nigirmündung im Süden; ausgeschlossen war hiervon, bis zum englischen Kriege wenigstens, das Ashanteereich. Es ist also im allgemeinen das gewaltige Stromgebiet des Nigir, sammt Benue, innerhalb dessen diese Münze verbreitet ist; als Schmuckgegenstand dagegen ist die Verbreitung eine ungleich grössere und ein grosser Theil der Negerstämme benutzt diese Schnecke zur Verzierung von Personen und Sachen.

In Kuka nimmt man beim Zählen nach Nachtigal's Mittheilungen immer 4 Stück, sodass man mit 8 Griffen ein Rotl abgezählt hat; wie erwähnt zählt man in Timbuktu von 5 zu 5; aber hin und wieder kam auch hier schon die weiter südlich, besonders aber in Segu gebräuchliche Methode vor, welche Mage, der sich längere Zeit dort aufgehalten hat, ausführlich mittheilt. In Segu, Moassina und nördlich bis Timbuktu hinauf zählt man nämlich 16 mal 5 Schnecken ge-

wissermassen als Einheit ab und legt diese beiseite, rechnet aber nicht $16 \times 5 = 80$, sondern

$$16 \times 5 = 100$$
$$10 \times 100 = 1000$$
$$10 \times 1000 = 10000$$
und $8 \times 10000 = 100000$

hat aber auf diese Weise wirklich

statt	100000	nur	64000	(oginaje temedere)
„	10000	„	8000	(„ sapo)
„	1000	„	800	(gine oginaje)
„	100	„	80	(debe).

Die Benutzung der Kaurischnecke als Münze ist schon uralt. Man kennt Kaurischnecken aus alten Gräbern und vorgeschichtlichen Niederlassungen Schwedens, in angelsächsischen Alterthümern und heidnischen Gräbern Litauens. Bei den alten arabischen Schriftstellern finden wir diese Schnecke als Werthmesser erwähnt, und als die Portugiesen Westafrika entdeckten und eroberten, fanden sie Kaurigeld bereits vor.

Früher war die Kauri auch in Indien, Siam und den Philippinen als Geld in Gebrauch. Noch verbreiteter aber ist diese hübsche kleine Schnecke, die man auch Schlangen- oder Otterköpfchen nennt, als Schmuckgegenstand, und selbst in Deutschland wurde dieselbe als Verzierung des Zaumzeuges der Pferde u. s. w. verwendet. Nirgends aber ist diese Schneckenschale so verbreitet und kommt in so ungeheuern Massen vor als in Afrika; Timbuktu ist daselbst der nördlichste Punkt des ungeheuern Verbreitungsbezirkes; und die Araber haben die Kauris bei ihrer Ankunft bereits vorgefunden, mussten also wenigstens für den Kleinhandel dieses Geld acceptiren. In den Oasen der Wüste und in den nordafrikanischen Staaten haben die Kauris nie Eingang gefunden als Werthmesser. —

Da in Timbuktu und in der nächsten Nähe keine Feld-

und Gartenproducte erzeugt werden, so kommt alles von aussen auf den Markt. Am wichtigsten ist natürlich Getreide, und da finden wir vor allem Weizen und Sorghum (Negerhirse), zur Bereitung des Brotes und des Kuskus, als die beiden wichtigsten Nahrungsmittel; daneben figurirt Reis, der in grossen Mengen im Sudan cultivirt wird, wie auch Mais. Ferner kommt zum Verkauf vegetabilische Butter (Bulanga), welche der ärmern Bevölkerung auch als Surrogat für animalische Butter dient, während sie sonst nur zu Beleuchtungszwecken benutzt wird. Gewürze wie verschiedene Arten Pfeffer, Ingwer u. s. w., ferner Zwiebeln, Früchte und Gemüse findet man gleichfalls am Markt; das Fleisch wird auf einem besondern Platze verkauft, ebenso die halbverdorbenen Nigirfische. Tauben, die in Timbuktu massenhaft vorkommen, sowie Hühner bilden natürlich gleichfalls ein wichtiges Marktproduct.

Unter den von Europa eingeführten Artikeln, die mit den Karavanen von Norden kommen, sind die wichtigsten: Tuch und blauer Baumwollstoff, ferner grüner chinesischer Thee, Zucker und Kerzen, Datteln und Taback, sowie allerhand Kurzwaaren. Merkwürdigerweise herrscht sowol in Marokko wie hier eine Vorliebe für Edelsteine, indess ist der Handel hierin sehr beschränkt, da nicht so viel Geld circulirt, um wirklich theuere Steine dort verkaufen zu können. Die wichtigsten Karavanenrouten sind diejenigen von Marokko und die von Rhadames. Unter erstern versteht man alles, was aus Wad Nun, Wad Sus, Mogador, Wad Draa, Tafilalet u. s. w. kommt und was gewöhnlich mit Hülfe der Tazzerkant nach Timbuktu transportirt wird. Die rhadameser Kaufleute, die eine hervorragende Rolle in Timbuktu spielen, bringen alle die Waaren aus Algerien, Tunis und Tripolis.

Es ist unmöglich, die Zahl der Kamele und die Menge der Waaren, welche jährlich auf diesen beiden Karavanen-

routen in Timbuktu ankommen, zu bestimmen; gewöhnlich vereinigen sich eine Anzahl kleiner Karavanen zu einer grossen, um besser geschützt zu sein; aber es durchziehen doch auch kleine Züge von 50—60 Kamelen die Wüste. Mehr als 5000 Kamelladungen Waaren dürften jetzt in einem Jahre auf den beiden genannten Routen wahrscheinlich nicht nach Timbuktu kommen.

Taback und Datteln werden speciell vom Tuat eingeführt; Barth erwähnt als besonders trefflich den Taback von Wad Nun, indess scheint von diesem nicht mehr sehr viel producirt zu werden. In Timbuktu und weiterhin im Süden zu raucht man allgemein Taback und zwar aus kleinen hölzernen Pfeifen, die hübsch verziert sind, mit eingelegten Silberringen, einem eisernen Mundstück, und die an einer dünnen Lederschnur um den Hals getragen werden; Pfeifenreiniger und Pincette zum Auflegen der glühenden Kohle, beide sehr zierlich aus Eisen verfertigt, hängen gleichfalls an dieser Schnur, während Taback, Stahl, Feuerstein und Zündschwamm in den erwähnten hübschen Ledertäschchen getragen werden. In den Städten, wo die strenggläubigen ascetischen Fulbe wohnen, ist der Handel mit Taback verboten, und kann derselbe nur eingeschmuggelt werden.

Unter den Ausfuhrproducten, die von Timbuktu nach Europa gehen, sind die wichtigsten Straussfedern, Gummi und etwas Gold; das wenige Elfenbein bleibt in Marokko, ebenso wie die immerhin noch ziemlich zahlreich exportirten Negersklaven auf die nordafrikanischen mohammedanischen Staaten sich vertheilen. Gummi und etwas Wachs gehen mehr nach Ndar (Saint-Louis) als nach Marokko.

Wenn Timbuktu wieder einmal unter eine starke Regierung kommen sollte, so wird sich die Stadt auch wieder heben und der Handelsverkehr wird ein regerer werden. Gegenwärtig kann die von vielen Herren beherrschte und

doch herrenlose Stadt nicht in die Höhe kommen, und es hat den Anschein, als ob der uralte Streit zwischen Fulbe und Tuarik nicht eher geschlichtet werden wird, als bis eine dritte, eine europäische Macht sich einmischt, die dann freilich zusehen müsste, dass sie nicht das Schicksal der Futa unter Hadsch Omar ereilt, der auch plötzlich als dritte Macht erschien zwischen den zwei Streitenden, in Timbuktu aber eine furchtbare Niederlage erlitt.

Bei der heutigen Lage des europäischen Handels und der Verkehrsverhältnisse wird aber Timbuktu nicht eher wieder in Rechnung gezogen werden, als bis an Stelle des schwerfälligen, langdauernden und äusserst riskanten Karavanenverkehrs ein anderer getreten ist, und es hat den Anschein, als ob der Nigirfluss hierbei doch noch eine Rolle zu spielen berufen ist.

Geschichtliches. — Es ist bekanntlich Barth gelungen, in Gando eine Arabisch geschriebene Handschrift zu finden und durchzusehen, welche eine ausführliche Geschichte der alten Negerstaaten, besonders Sonrhays enthält. Diese Jahrbücher Sonrhays wurden unter dem Titel „Tarich-es-Sudân" von einem Gelehrten Namens Ahmed Baba verfasst, der eine grosse Anzahl Werke geschrieben und Zöglinge herangebildet hat und allgemein das grösste Ansehen genoss. Er geht zurück bis auf die Periode der Hedschra, um welche Zeit die Dynastie Sa in Sonrhay gegründet wurde, die libyschen Ursprungs war. Der funfzehnte König dieser Dynastie nahm im Beginn des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung den Islam an, und seitdem sind die Staaten am mittlern Nigir ein Hauptbollwerk dieser Religion geblieben, wurden aber auch vorübergehend der Sitz einer für damalige Zeiten hohen Cultur und grosser Gelehrsamkeit.

Timbuktu selbst, von Tuarik (Imo-scharh), besonders von den Stämmen der Idenan und Imedidderen gegen

Ende des 5. Jahrhunderts der Hedschra gegründet, war wahrscheinlich eine völlig unabhängige Stadt, bis es von dem berühmten Kunkur Musa, König von Melle, erobert wurde, gegen Mitte des 14. Jahrhunderts. Obgleich also die Tuarik, welche daselbst schon seit langem Lagerplätze hatten, als die eigentlichen Gründer von Timbuktu anzusehen sind, so müssen doch von Anfang an schon viele Sonrhay daselbst gewohnt haben, und Barth vermuthet, dass die ursprüngliche Form des Namens der Stadt die Sonrhayform Tumbutu gewesen ist; die Imoscharh machten daraus das Wort Tumbütku, was dann später in Tumbuktu übergegangen ist; in neuerer Zeit ist besonders durch den Einfluss der Araber aus Tumbuktu Timbuktu geworden, wie gegenwärtig die Stadt von allen Arabern genannt wird; dagegen schreiben die letztern Tinbuktu. Das Sonrhaywort „tumbutu" bedeutet eine Höhle, eine Vertiefung, und man hat der Stadt diesen Namen gegeben, weil sie gewissermassen in einer Vertiefung zwischen den Sanddünen gelegen ist.

So alt auch das Sonrhayreich ist, so bestanden doch schon lange vor demselben die zwei benachbarten Reiche Melle und Ghanata; von letzterm theilt Ahmed Baba mit, dass zur Zeit, als Mohammed seine Lehre verbreitete, daselbst schon 22 Könige geherrscht hatten.

Im Jahre 1326 wird Sonrhay und Timbuktu von dem mächtigen König von Melle, Mansa Musa, erobert, der hier einen Palast — Ma-dugu — und die grosse Moschee Dschingere-ber erbaute. Timbuktu verlor dadurch zwar seine Selbständigkeit, wurde aber andererseits einem grossen Reiche einverleibt, welches die Stadt gegen die benachbarten Berberstämme zu schützen im Stande war. Die Stadt hob sich sehr schnell und wurde bald ein bedeutendes Handelscentrum, besonders auf Kosten von Walata, welchen Ort viele Händler aus Marokko, Wad Sus, Tafilalet, Tuat u. s. w. verliessen, um sich in Timbuktu niederzulassen.

Aber schon wenige Jahre später, 1329, wurde die Stadt von dem Heidenkönig von Mo-si erobert und vollständig zerstört und geplündert, nachdem die Besatzung von Melle geflüchtet war. Während sieben Jahre bleibt Timbuktu sich selbst überlassen und fällt erst 1336 wieder an das Königreich Melle, bei dem es die nächsten 100 Jahre verbleibt. In den funfziger Jahren bereiste der berühmte Araber Ibn Batuta jene Länder und kam auch nach Timbuktu; von dem Hafenplatz schiffte er sich ein, um die Hauptstadt Sonrhays, Gogo, zu besuchen, nachdem er schon vorher in Melle gewesen war. Im Jahre 1373 erscheint die Stadt Timbuktu zum ersten mal auf einer Karte, und zwar unter dem Namen Timbutsch auf der Mappamondo Catalan.

Das Volk der Melle verlor nach und nach immer mehr Einfluss, und im Jahre 1433 eroberten die Imoscharh Timbuktu und vertrieben die Melle für immer. Der Tuarikkönig A'kil residirte aber nicht in der Stadt, sondern setzte einen Statthalter ein — Tumbutu-Koy — Namens Muhamed Nasr aus Schingit; seit Ende der funfziger Jahre desselben Jahrhunderts datirt die Wichtigkeit Timbuktus als Stapelplatz für Salz.

Im Jahre 1464 endlich wird Timbuktu von dem mächtigen Sonrhaykönig Sonni Ali erobert und fast völlig zerstört; unter den Bewohnern soll furchtbar gewüthet worden sein. Von dieser Zeit an blieb Timbuktu dem Sonrhayreiche einverleibt bis zur Eroberung dieses Landes durch die Marokkaner.

Unter Sonni Ali fingen auch die ersten Beziehungen mit christlichen Staaten an, denn König Johann II. von Portugal schickte eine Gesandtschaft an den König von Sonrhay. Sonni Ali ertrank in einem Flusse, als er von einem Kriegszuge gegen die schon damals südlich von Sonrhay sesshaften Fulbe zurückkehrte.

Der Sohn Ali's, welcher den Thron bestieg, wird von

einem Offizier seines Vaters, der eine Armee um sich sammelte, besiegt und der Dynastie damit ein Ende gemacht. Dieser eingeborene Offizier von Sonrhay, Muhamed-abu-Bakr, besteigt den Thron als Chalif el-Moslemin und nannte sich als König Askia. Er unternahm dann Reisen nach Mekka und liess sich officiell als Chalifa von Sonrhay einsetzen. Askia unternahm dann im Laufe seiner langen Regierung zahllose und weite Kriegszüge nach allen Richtungen und erweiterte die Macht des Sonrhayreiches. Schliesslich aber empörte sich sein Sohn Askia Musa gegen ihn und zwang ihn im Jahre 1529 zur Abdankung. Die Nachfolger dieses grossen Fürsten brachten das Land allmählich durch die unaufhörlichen Kriege herunter, und bereits 1584 drohte die Gefahr von Marokko her. Ein grosses Heer wurde vom Sultan Muley Hamid ausgeschickt, ging aber zum grossen Theil zu Grunde, dafür aber wurden die Salzlager von Teghasa von den Marokkanern besetzt. Im Jahre 1588 kamen die Marokkaner unter Bascha Dschodar wieder an. Derselbe kam nach Timbuktu und errichtete im Quartier der Rhadamesi eine Qasbah, wurde aber in der Folge von Mahmud Bascha ersetzt. Der Sonrhaykönig wurde endlich geschlagen und zur Flucht gezwungen, der letzte König floh zu den Heiden, die er früher mit Krieg überzogen hatte, und wurde dort getödtet.

So endete dieses gewaltige Reich, welches von den Haussaländern bis an den Atlantischen Ocean und von Mosi bis zum Tuat gereicht hatte.

Die Marokkaner hatten damals in Timbuktu, Dschinni und Bamba Garnisonen liegen; sie suchten ihre Herrschaft durch Verheirathungen mit den Eingeborenen zu befestigen, und deren Nachkommen sind die von mir erwähnten Rami, zu denen der jetzige Kahia von Timbuktu gehört.

Im Jahre 1603 stirbt Muley Hamed-el-Mansur von Marokko, der Eroberer von Sonrhay, und dessen jüngerer

Sohn Sedan wird Sultan. Timbuktu entwickelte sich unterdess wieder bedeutend, aber innere Unruhen zerstörten bald wieder den Wohlstand. Im Jahre 1640 wurde Timbuktu infolge eines hohen Wasserstandes des Nigir überschwemmt.

Unterdess traten in Marokko auch Unruhen auf, und die Sultane waren bald nicht mehr im Stande, das ausgedehnte Reich zusammenzuhalten. Im Jahre 1680 wurde Timbuktu von den Mandingo erobert, diese wurden aber bald wieder von den Tuarik vertrieben, sodass die Stadt wieder mehr oder weniger selbständig wurde, da die Tuarik nie sich im Orte selbst festsetzten, sondern nur Steuern erhoben. Dieser Zustand scheint bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gedauert zu haben. Im Jahre 1805—6 befuhr Mungo Park den Nigir und passirte dabei Kabara.

Im Jahre 1826 endlich wurden die Fulbe von Moassina so mächtig, um Timbuktu zu besetzen und die Tuarik zu vertreiben. Um diese Zeit war auch Major Laing in Timbuktu, der dann von den Fulbe ausgewiesen und, schon vorher von Tuarik ausgeplündert und verwundet, auf dem Wege nach Arauan auf Anstiften des Scheich der Berabisch ermordet wurde. In demselben Jahre starb auch der grosse Scheich Sidi Muhamed-el-Bakay und sein Sohn Scheich el-Mucktar folgte ihm in Timbuktu. Vom 20. April bis zum 3. Mai 1828 hielt sich Caillé in Timbuktu auf; und in den folgenden Jahren ziehen die Fulbe in grösserer Anzahl in die Stadt ein, und von nun an beginnt der fast ununterbrochene Kampf der Fulbe mit den Tuarik. Letztere besiegten im Jahre 1844 die Fulani gänzlich und trieben sie aus der Stadt hinaus. Im Jahre 1855, nach Barth's Rückkehr, haben die Fulbe einen bedeutenden Kriegszug gegen die Tuarik unternommen. Schon zu Barth's Zeit war ihr Einfluss nicht unbedeutend, während sein Beschützer Scheich el-Bakay sich bekanntlich auf die Imoscharh stützte.

Kurz nach Barth's Abreise von Timbuktu entstand aber dem Lande und der Stadt ein neuer Feind in dem berüchtigten Hadsch Omar. Derselbe, von dem am Senegal wohnenden Stamm der Futa, war im Jahre 1854 oder 1855 von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt und fühlte das Bedürfniss, eine grosse Rolle zu spielen. Erst wollte er sich als der wiedergekommene Christus ausgeben, dann begnügte er sich mit der Stellung, die der grosse Prophet eingenommen hatte. Er hatte gehört von dem berühmten Araberscheich Abd-el-Kader, er hatte gesehen, wie die Fulbe mächtige Reiche gegründet haben, und wollte nun auch den Namen Futa zu Ehren bringen. Er begann nun einen Religionskrieg, indem er seine zahlreichen Sklaven bewaffnete, seine Landsleute, beutelustig und kriegerisch wie sie waren, folgten ihm unbedingt, und in der einen Hand den Quran, in der andern das Schwert, begann er seine Eroberungskriege. Bald hatte er ein Heer von 20000 beutelustigen und fanatisirten Abenteurern beisammen, die zunächst in die Negerländer von Bambuk stürzten, um die Mandingos zu bekehren. Dabei aber wurde in der fürchterlichsten Weise gewüthet und alles vernichtet, sodass einzelne Gegenden noch heute sich von den Raubzügen Hadsch Omar's nicht erholt haben. Dann zog er an den obern Senegal und bedrohte sogar Segu, die damalige Hauptstadt der Bambaraneger, die noch am hartnäckigsten das Heidenthum bewahrt hatten. Hier aber wurde er zurückgeworfen, wandte sich in die Landschaft Kaarta und verwüstete diese; die Bambaraneger, soweit sie nicht getödtet worden waren, wurden zum Islam gezwungen. Mit riesiger Beute beladen, kehrte er in sein Futagebiet zurück, um dasselbe zum Mittelpunkt eines grossen Reiches zu machen. Seine Versuche, die Franzosen aus Senegambien zu vertreiben, schlugen fehl, dagegen versuchte er sich nun an Timbuktu. Er verband sich mit den gleichfalls äusserst

fanatischen Fulbe und schickte ein kleines Heer von 4000 Mann nach Timbuktu, dessen Führer Tribut verlangen sollte. Scheich el-Bakay verliess die Stadt, zwang aber bald darauf mit Hülfe der Tuarik und der zahlreichen Araberstämme der Umgegend die Beamten Hadsch Omar's, mit ihren Truppen abzuziehen. Infolge dessen rückte nun Hadsch Omar im Anfang des Jahres 1863 selbst mit einem grossen Heere von Futa, und von Fulbe unterstützt, vor Timbuktu. El-Bakay und die Tuarik verliessen bei Annäherung Hadsch Omar's das südlich von der Stadt aufgestellte Lager, und der ebenso fanatische als raubsüchtige Futascheich Omar zog ungehindert in die Stadt ein und liess plündern. Kaum aber hatten sich die Soldaten Hadsch Omar's in den Strassen vertheilt, als die Araber und Tuarik von allen Seiten in dieselben eindrangen und nun ein furchtbares Blutbad unter den Futa anrichteten, sodass Hadsch Omar nur mit einem geringen Theil seiner mitgeführten Streitkräfte entkam.

Später hat dann Hadsch Omar sich in Segu und Moassina festgesetzt, die Bambaraneger unterjocht und zum grossen Theil gewaltsam zum Islam bekehrt. Er soll dann bei einer Belagerung Hamd-Allahi's gefallen sein; sicher ist das nicht, im Gegentheil circuliren über seinen Tod die sonderbarsten Gerüchte. Niemand weiss genau, wo und wann er gestorben ist, nur eine alte Frau soll gesehen haben, dass er sich in einer kleinen Hütte verbrannt habe. Ja es geht sogar die Sage unter den Futa, ihr grosser Landsmann lebe noch immer!

Seine Söhne beherrschen gegenwärtig das ganze Gebiet zwischen dem obern Senegal und Nigir; der älteste ist Sultan von Segu; wir kommen später auf diese Verhältnisse noch einmal zurück bei Betrachtung der Landschaft Kaarta.

Timbuktu scheint seit 1864 von grössern Kämpfen verschont geblieben zu sein; Fulbe und Tuarik setzen zwar

ihre Streitigkeiten fort, aber die Stadt selbst beunruhigen sie nicht. Mardochai, der doch nach dieser Zeit einige Jahre in Timbuktu war, berichtet nichts von grössern Kriegen, und auch ich erfuhr nichts Derartiges. Die wichtigste Aenderung in den politischen Verhältnissen vor Timbuktu seit Barth's Anwesenheit ist, dass sich Scheich Abadin, entgegen den Traditionen seiner Vorfahren, mehr zu den Fulbe hält, während sein Vater noch sich auf die Tuarik stützte.

SECHSTES KAPITEL.

REISE VON TIMBUKTU NACH BASSIKUNNU.

Abreise von Timbuktu. — Feierlicher Abschied. — Eg-Fandagumu. — El-Azauad. — Dayas. — Gewitterstürme. — Benkur. — Turmos. — Nomaden. — Scheich Es-Sadirk. — Schlechtes Wasser. — Orkan. — Ras-el-ma. — Kabyle Dileb. — Ueberfall seitens der Ulad Alusch. — Scheich Bubaker. — Laterit. — Sorghumfelder. — Bassikunnu. — Rückkehr der Turmos. — Feldbau. — Rhamadan. — Fulbe-Scheich Nisari. — Unwohlsein. — Rinder. — Rango. — Hadsch Ali's Widerstand.

Nach einem kurzen, nur achtzehntägigen Aufenthalt verliess ich das mir lieb gewordene Timbuktu. Hadsch Ali und Benitez, Kaddur und Faraschi waren die mir von Marokko gebliebenen Begleiter; drei Männer der Kabyle Berafisch, die uns die Kamele vermiethet hatten, gingen mit, sodass wir in allem acht Personen waren. Ich benutzte von hier an einen in Timbuktu gekauften Esel zum Reiten, ein treffliches Thier, welches die ganze Strecke bis Medina mitgemacht hat, dort freilich in einem so erschöpften Zustande ankam, dass ich an seinem Aufkommen zweifeln musste.

Unser Gepäck war natürlich jetzt bedeutend geringer als bei unserm Einzug in Timbuktu; von Provisionen nahm ich nur etwas Reis und Kuskus mit, wir hatten noch etwas Thee und sehr wenig Kaffee und Zucker. Einige Stücke blauen Baumwollstoffes, ein Säckchen Kauri und den geringen Rest des von dem Verkauf der Kamele herrührenden

Goldes sowie ungefähr ein Dutzend spanischer Duros bildeten mein ganzes Vermögen, womit ich unmöglich bis Medina auskommen konnte, da ich doch unterwegs vier- oder fünfmal frische Thiere und Treiber aufnehmen musste. Ausserdem hatte ich noch einige Decken und Toben, die ich theils gekauft, theils als Geschenk erhalten hatte, um sie mit nach Europa zu bringen; ebenso besass Hadsch Ali einige derartige Geschenke, die man uns dann während der Reise zum grössten Theil abgenommen hat.

Der Abschied von Timbuktu war in jeder Beziehung herzlich und grossartig. Gegen 10 Uhr des Morgens war das Haus und die Strasse voller Menschen, die sich von uns verabschieden wollten, und als wir dann endlich aus der Stadt zogen, begleiteten uns, ohne zu übertreiben, Tausende von Menschen bis hinaus ins Freie. Hadsch Ali wurde fast erdrückt; jeder wollte ihm die Hand oder wenigstens das Kleid küssen, und auch mir wurden freundliche Abschiedsworte zutheil. Der Kahia und der grosse Gelehrte von Timbuktu nahmen Hadsch Ali wieder unter dem Arm in ihre Mitte, und so schritten sie langsam und Gebete murmelnd aus den Strassen der Stadt; der Sohn des Kahia und Jussuf, ein tunesischer Handelsmann, der uns viel besucht und allerlei Gefälligkeiten erwiesen hatte, nahmen mich in ihre Mitte und wir folgten den Vorhergehenden. Hinterher kamen auf Kamelen Benitez, Kaddur und Faraschi nebst den drei Treibern und eine zahllose Menge, alle Männer mit mehrern Speeren bewaffnet. Nirgends hörten wir ein feindliches Wort oder sahen eine gehässige Miene, alles war in friedlichster Stimmung, und nur Glückwünsche für unser Unternehmen waren vernehmbar. Ich weiss nicht, worin ich den Grund hierfür suchen soll. Ist wirklich seit Barth's Reise ein Umschwung in den Meinungen eingetreten in Bezug auf die Ungläubigen, oder glaubten die Leute wirklich, dass ich Mohammedaner sei, obgleich ich mich nie in einer

Moschee sehen liess und nie vor den Leuten die Gebete mitgemacht habe? Einen grossen Antheil an dem freundlichen Verhältniss zu den Bewohnern von Timbuktu hat jedenfalls Hadsch Ali, der es verstanden hat, seine entfernte Verwandtschaft mit Abd-el-Kader ins rechte Licht zu setzen und auszunutzen.

Als wir uns eben rüsteten, die Thiere zu besteigen, entstand unter der uns begleitenden Bevölkerung eine grosse Bewegung: wir sahen in der Ferne einen Trupp Reiter ansprengen, auf Pferden und Reitkamelen, und es erschien plötzlich der grosse Sultan der Tuarik, Eg-Fandagumu, in Begleitung zahlreicher Bewaffneter. Derselbe hatte uns wiederholt eingeladen, einige Zeit in seinem Lager zu verbringen, seine ganze grosse Familie, Männer, Frauen und Kinder, war bei mir gewesen, aber er selbst war noch nie erschienen. Jetzt hielt es seine Neugier nicht mehr aus und er musste uns noch sehen. Es war eine kräftige, hagere, sehnige Gestalt von mittlerer Grösse, Anfang der Funfziger; sein Gesicht konnte ich natürlich nicht sehen, da es vom Litham bedeckt war. Seine Sprache war rauh und herausfordernd, sein Lachen laut und kräftig.

Ausserordentlich imposant und kriegerisch sah die Begleitung des Scheichs aus. Jedes Kamel war mit zwei Männern beritten, die stark bewaffnet waren mit Speeren, Schwertern, Säbeln, Dolchen und grossen weissen Schilden; der Rückwärtssitzende trug ein ganzes Arsenal von Reservewaffen. Eg-Fandagumu selbst ritt eins der kleinen Pferde und trug ein langes Schwert und einen kürzern Säbel. Alle waren in dunkelblaue Toben gehüllt, das Gesicht und der Kopf verdeckt, sodass man nur die Augen sehen konnte. Es wurde dieser Besuch allgemein als ein grosses Zeichen der Achtung aufgenommen, welche die wilden Tuarik uns darbrachten.

Es war recht heiss, als wir abreisten, und ich bat den

Kahia, mir einen von den grossen, sehr schön und praktisch gearbeiteten Strohhüten zu geben, wie man dort zu Lande vielfach trägt. Er schickte einen seiner Diener zurück und dieser brachte einen kleinen rothseidenen europäischen Damensonnenschirm, wie ihn unsere Vorältern ehemals getragen haben. Wie dieses Toilettestück aus den Stätten der Civilisation nach Timbuktu verschlagen worden ist, mag der Himmel wissen; wahrscheinlich durch Händler aus Algier oder Tunis. Ich lehnte diesen Schirm dankend ab und bat nochmals um einen Hut, der mir dann auch gebracht wurde. Es erfolgte nun nochmals ein herzlicher Abschied, die Tuarik sprengten davon, die Timbuktiner zerstreuten sich, nur einige wenige gingen noch eine kurze Strecke mit, dann verliessen uns auch diese und wir ritten nun allein in südwestlicher Richtung weiter durch Länder und Gegenden, die noch nie der Fuss eines Europäers betreten hat.

Einigermassen erstaunt war ich, dass der Scherif el-Abadin sich am Tage unserer Abreise nicht sehen liess, wie er mich überhaupt nur ein einziges mal besucht hat. Ich fürchte, er ist durch die Täuschung beleidigt worden, dass ich als ein Mohammedaner ausgegeben worden bin; die hier lebenden Juden sollen ihm gesagt haben, ich sei ein Deutscher und Ungläubiger. Wie weit Hadsch Ali mit diesem Gerede im Zusammenhange steht, weiss ich nicht.

Es wurde gegen Mittag, ehe wir fortkamen, und wir ritten nur eine Stunde weit durch die sandige, mit zahlreichen gummiführenden Mimosen, Tamarisken und Kräutern aller Art bewachsene Ebene; dann hielten wir, um die grösste Hitze vorübergehen zu lassen und noch einige Leute zu erwarten, die mit uns reisen wollten. Bis 4 Uhr rasteten wir und ritten dann bis 9 Uhr abends in im allgemeinen westlicher Richtung. Es war heiss, aber ein Nordwestwind brachte etwas Kühlung. Die Landschaft gehört noch zum Azauad; es ist eine gewellte Ebene mit zahlreichen be-

wachsenen, flachen Sanddünen und mit einer überaus reichen Fauna von Vögeln und Insekten.

Zu beiden Seiten des Weges erblickten wir einige Zeltlager von nomadisirenden Arabern, ohne dass wir dieselben besuchten. Wir verbrachten die Nacht wie üblich unter Zelten; um 5 Uhr morgens war aber alles wieder zum Weitermarsch bereit. Es war ein sehr angenehmer frischer Morgen, der Nordwestwind hielt an und es ging sehr schnell vorwärts, in fast rein westlicher Richtung. Um 10 Uhr wurde gehalten und die Zelte aufgeschlagen, um hier bis gegen 4 Uhr zu rasten. Von da ritten wir bis 12 Uhr nachts weiter, um einen Platz mit Wasser zu treffen; unser geringer, von Timbuktu mitgenommener Vorrath ging schnell zu Ende.

Das Terrain war vollständig dasselbe; die Höhe des Azauad ist hier durchschnittlich 230—240 m über dem Meere. Gummiführende Akazien sind hier recht häufig und wird das Harz auch von den Arabern gesammelt.

Am 19. Juli, früh 5 Uhr, ging es weiter, aber schon um 8 Uhr wurde gehalten. Wir sahen von fern die das Ufer des Nigir einschliessenden Höhenzüge; man nennt dieselben Tahakimet. Die Kabyle Kalansar, oder auch Dschilet genannt, hält sich dort in Zelten auf; es sind keine reinen Araber, sondern sie sind mit Tuarik gemischt. Wir hatten gestern Abend kein Wasser gefunden, und einer meiner Leute ritt mit den leeren Schläuchen an eine Dschebel-umesch-Schrad genannte Stelle, eine Daya, die bei Hochwasser mit dem Nigir in Verbindung steht, um Wasser zu holen. Wir blieben hier den ganzen Tag liegen bis abends 6 Uhr und ritten dann noch bis gegen 10 Uhr in schwach südwestlicher Richtung weiter durch das gut bewachsene Dünenterrain. Abends war starkes Wetterleuchten im Süden zu beobachten.

Mein Fieberzustand ist noch nicht viel besser; gestern

hatte ich einen Anfall und erwarte morgen Abend wieder einen solchen.

Am 20. Juli, früh 6 Uhr, aufgebrochen und bis 10 Uhr geritten. Hadsch Ali hatte heute wieder einmal seinen schlimmen Tag: vielleicht bereute er es, von Timbuktu weggezogen zu sein oder wenigstens diesen Weg eingeschlagen zu haben; er wäre viel lieber durch die Wüste nach Rhadames gereist. Gegen 3 Uhr zog ein schweres Gewitter über uns weg, ohne sich zu entladen; nur einige Regentropfen fielen; ein heftiger Wind begleitete dasselbe.

Gegen 6 Uhr brachen wir wieder auf; es war meine Fieberstunde. Ich hatte nachmittags ein Gramm Chinin genommen, und so blieb der Schüttelfrost aus, dagegen überfiel mich um diese Zeit ein starker Schweiss; liegen bleiben konnten wir nicht, und so musste ich in diesem Zustande mitreiten. Noch vor 10 Uhr aber mussten wir halten, denn es brach ein furchtbares Gewitter los, verbunden mit einem heftigen Orkan. Mit Noth konnten wir die Zelte errichten, trotzdem wurde alles tüchtig durchnässt. Für meinen Fieberzustand war das auch nicht besonders günstig, so angenehm erfrischend sonst ein solches Gewitter ist. Um das Einlaufen des Wassers in die Zelte zu verhindern, müssen kleine Abzugsgräben um dasselbe gezogen werden. Das von den Zeltwänden herablaufende Regenwasser sammelten wir in Gefässen und füllten mit diesem reinen, ziemlich frischen, freilich geschmacklosen Wasser einen Lederschlauch an. Etwas südlich von unserm Lagerplatz mündet ein kleiner Fluss in den Nigir, Namens Benkur. Er kommt von der Ras-el-ma (Kopf des Wassers) genannten Landschaft, die unser nächstes Reiseziel ist. Den Nigir bezeichneten auch hier meine Leute mit dem Namen el-Fehal.

Am 21. Juli blieben wir den ganzen Tag bis Nachmittag 4 Uhr liegen, da die Zelte zu sehr durchnässt und demnach zu schwer waren; auch vom Gepäck war vieles durchnässt

und musste getrocknet werden. Unsere Nahrung auf diesem Marsch durch unbewohntes Gebiet war sehr einfach, nur Reis und Kuskus, ohne Fleisch und Brot, und wir gedachten wehmüthig der guten Zeiten in Timbuktu. Indess hoffen wir, bald auf Hirten zu stossen, wo wir frische Milch bekommen werden. Anzeichen waren schon vorhanden. Der Boden wurde lehmiger, und statt holziger Kräuter war derselbe mit Gras und saftigen Futterkräutern für Schafe und Ziegen bedeckt. Wir ritten dann in rein westlicher Richtung bis gegen 10 Uhr abends weiter. Meine Leute holten wieder aus dem kleinen Zufluss Benkur frisches Wasser.

Man bezeichnet von hier an die Gegend nicht mehr als Azauad, sondern Raselma, ein fruchtbarer, von vielen Araberfamilien bewohnter Landstrich.

Am folgenden Morgen ging es um 6 Uhr vorwärts, und gegen 10 Uhr erreichten wir schon die ersten Zelte der Nomaden. Es sind die beiden Kabylen Turmos und Uasra, welche hier ihre Weideplätze besitzen. Der Hitze wegen rasteten wir hier bis gegen 4 Uhr, und nach nur einstündigem Ritt gelangten wir zu den Hauptzelten, wo sich der Scheich der Turmos niedergelassen hat. Durch meine Kameltreiber, die auch Turmos waren, war er schon von meiner Ankunft unterrichtet; dass ich in Timbuktu war, hatte sich natürlich sehr schnell in die ganze weitere Umgebung verbreitet; die zahlreichen Personen, welche dort täglich kommen und gehen, tragen solche Neuigkeiten schnell nach allen Richtungen hinaus.

Wir wurden bei den Turmos auf die liebenswürdigste, ja geradezu feierliche Weise empfangen. Es wurden Gewehrsalven abgegeben, die Weiber und Kinder sangen uns Bewillkommnungslieder, kurz, es war ein recht angenehmer Empfang bei diesen einfachen Nomaden, die sehr wenig von politischem und religiösem Fanatismus wissen und freundlich jedem Fremdling Gastfreundschaft gewähren.

Die Turmos sind reine Araber, allerdings von dunkler Farbe, und die Frauen sind auch meist Halbblut. Sie wohnen in kleinen Lederzelten, die aus gegerbten Rinderhäuten zusammengenäht sind; ihre einzige Beschäftigung besteht im Weiden ihrer zahlreichen Heerden von Schafen und Ziegen. Sobald eine Gegend nicht mehr genügend Futter gewährt, ziehen sie an eine andere und schlagen dort ihre leichten Zelte auf. Die Heerden sind natürlich beständig im Freien, sodass die Thiere bei der geringen Pflege auch keine besonders schöne Rasse bilden. Die Turmos leben ganz vom Ertrage ihrer Heerden; Fleisch, Milch und Butter erhalten sie direct; das nöthige Gerstenmehl und die geringe Kleidung tauschen sie gegen lebende Schafe in Timbuktu ein; sie bereiten auch eine Art Käse, eine weisse, zähe, äusserst schwer verdauliche Masse. Brot und Weizenmehl haben die Turmos nicht, sondern sie geniessen das grobe Gerstenmehl in Form von el-Azeida, einem mit Wasser und etwas Butter angerührten und zu Knollen gekneteten Mehlteig, der sich sehr lange hält. Es ist dieselbe Masse, welche für gewöhnlich die Araber bei der Wüstenreise als Nahrung benutzen; ich hatte beim Aufbruch von Tenduf aus nach Arauan zu bemerkt, dass meine Leute sich am Tage vor der Abreise mehrere Säckchen voll solcher Azeida herstellten, habe mich damit aber nicht befreunden können und noch eher den trockenen Reis oder Kuskus vorgezogen.

Der Scheich der Turmos, Namens Es-Sadirk, suchte uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, besonders aber uns mit Essen zu versorgen. Am Abend unserer Ankunft schickte er zwei lebende Schafe; am folgenden Morgen zwei andere, bereits geschlachtet und am Feuer geröstet, und am Abend kamen wieder zwei lebende Schafe und eine Masse von gekochtem Fleisch. Das letztere ist recht gut und dem Rindfleisch in diesen Ländern vorzuziehen. Zudem erhielten wir von allen Seiten eine Menge frischer

Schaf- und Ziegenmilch, die ganz vortrefflich war und die uns nach dem langen Genuss von schlechtem Wasser sehr wohlthat. Ich fühlte mich hier schon bedeutend besser.

Am 24. Juli nachmittags kam der Scheich einer benachbarten Nomadenkabyle, die den Namen Igila führt, zum Besuch. Es ist eine grosse, 2000 Zelte umfassende Kabyle, die aber stark mit Tuarik gemischt ist; man sah dies schon an der Kleidung, denn der Scheich trug den Litham. Die Besuche hielten auch am folgenden Tage an und alle brachten etwas mit, Schafe, Ziegen oder Milch, sodass wir bald eine ganze Heerde beisammen hatten.

Gestern hatte es schon mit Gewitter gedroht, aber es fiel kein Regen; dagegen brach heute ein mit Sturm verbundener Regen los, der sehr erquickend war; das Thermometer fiel von 36° C. auf 26° C. im Schatten.

Der mehrtägige Aufenthalt in diesem Zeltlager bei den harmlosen Hirten hat mir ausserordentlich gefallen. Unwillkürlich fielen mir die schon in früher Jugend gehörten biblischen Geschichten ein, in denen die Nomaden mit ihren Heerden eine so grosse Rolle spielen. So wie hier diese Araber hat schon vor Jahrtausenden die Landbevölkerung in den orientalischen Ländern gelebt; alle weltgeschichtlichen Ereignisse sind spurlos an diesen Hirtenvölkern vorübergegangen, die nichts wünschen als gutes und reichliches Gras für ihre Heerden und Sicherheit vor Räubern. Andere Wünsche und Bedürfnisse haben diese einfachen, biedern Leute nicht.

Trotz ihrer harmlosen Beschäftigung als Hirten sind diese Araber doch auch tapfer und kriegerisch, wenn es gilt, das Eigenthum zu vertheidigen, und sie wissen ihre Säbel, Speere und Steinschlossgewehre wohl zu benutzen, wenn es den wilden Tuarik oder den räuberischen Ulad-el-Alusch einfallen sollte, in ihre Weidegründe einzubrechen und ihnen die Heerden wegzuführen.

Am 25. Juli verliessen wir die freundlichen Turmos,

nachdem wir einen feierlichen Abschied genommen. Die Reise nach Bassikunnu, unser nächstes Ziel, soll sechs Tage betragen; damit wir immer frisches Fleisch haben, gab uns der Scheich sechs Schafe mit, die freilich etwas umständlich zu transportiren waren und aneinandergebunden von einem Mann getrieben werden mussten. Jedenfalls war das ein schönes Geschenk und ich hatte so gut wie nichts, um ein Gegengeschenk zu machen. Ich gab ihm schliesslich zwei spanische Duros, damit er für seine Frauen etwas Silberschmuck machen lassen kann.

Gegen 8 Uhr brachen wir auf, aber schon um 11 Uhr hielten wir bei einigen Zelten; es war sehr heiss und dann wohnte hier ein Verwandter des Scheich, der uns auch noch ein paar Schafe mitgeben wollte. Anfangs ging es noch in westlicher Richtung, später aber wandten wir uns südlich. Gegen 4 Uhr hielten wir in einem andern Zeltlager der Turmos. Hier blieben wir wieder den ganzen Tag liegen, da wir uns mit Wasser versorgen mussten und dasselbe weit her aus dem Fluss geholt werden musste. Das Wasser, welches wir die letzten Tage gehabt hatten, war das denkbar schlechteste, geradezu entsetzlich, eine dicke, schmuziggelbe, übelriechende Flüssigkeit, die selbst nach wiederholtem Filtriren nicht klar wurde und einen ekelerregenden Geschmack hatte. Es stammte dieses Wasser aus Pfützen, die von der Nigirüberschwemmung zurückgeblieben sind und langsam eintrocknen.

Gegen Abend zogen wieder schwere Gewitterwolken auf, aber es kam nicht zum Niederschlag; morgens hatten wir dann einen starken Orkan.

Der Boden ist hier überall gleich, schwach gewellte Ebene, reichlich mit Futterkräutern bewachsen, dazwischen einzelne Mimosen; es ist immer noch jene Zone, welche den Uebergang von der Sahara zum tropischen Sudan bildet. Die Meereshöhe bleibt sich auch gleich, durch-

schnittlich 230 m. Charakteristisch für diese Uebergangszone ist der Mangel an fliessendem Wasser; es findet sich dasselbe in diesen Breiten nirgends in den Landschaften westlich vom Nigir, sondern nur Dayas, stehende Teiche, die in der Regenzeit viel, in der trockenen Zeit wenig und schlechtes Wasser führen.

Am 27. Juli brachen wir früh um 7 Uhr auf und ritten in fast rein südlicher Richtung, aber schon nach $1^1/_2$ Stunden mussten wir halten, da ein Kamel nicht mehr weiter wollte. Meine Treiber wechselten dasselbe aus bei einigen in der Nähe lebenden Turmos. Um 3 Uhr ging es dann weiter, gleichfalls südwärts bis Sonnenuntergang durch Gegenden mit trefflichen Weidegründen. Gegen 7 Uhr abends brach ein furchtbares Unwetter los, ein Sturm tobte, wie ich ihn auf meiner ganzen Reise nur einmal, in der Gebirgslandschaft Andschira im nördlichen Marokko erlebt hatte, auch fiel etwas Regen. Der Sturm hielt die halbe Nacht an und erst gegen Morgen wurde es ruhiger; er kam aus Nordwesten. Es ist jedenfalls merkwürdig, dass hier, so tief im Innern Afrikas, die Nordwestwinde mit einer solchen Heftigkeit auftreten.

Am folgenden Morgen um 4 Uhr zogen wir weiter und hielten um 10 Uhr. In der Nähe ist ein Fluss, ein kleiner Nebenarm des Nigir, und ich schickte wieder die Leute aus, um fliessendes Wasser zu holen, was doch immer besser ist als dasjenige aus den Dayas. Von den höher gelegenen Punkten des Terrains aus konnte ich die schmalen Wasserstreifen deutlich sehen; der Ort, wo die Leute das Wasser holten, heisst Tischteit-embeba. Von 4—$7^1/_2$ Uhr zogen wir dann in südöstlicher Richtung weiter und schlugen die Zelte an einer kleinen Daya, die den Namen Daya-el-Ghiran führt, auf. Die Thiere konnten wir während der Nacht nicht weiden lassen, sondern mussten sie anbinden, da es hier viel Löwen und andere Raubthiere geben soll.

Bisher hatten wir von diesen Thieren nichts gemerkt, der eigentliche Punkt Ras-el-ma aber, dem wir uns nähern, ist reich daran. Meine Leute zeigten übrigens eine grosse Furcht vor den Löwen; sie zündeten während der Nacht Feuer an und wachten dabei. Besonders gefährdet sollen Esel sein, die von den Löwen am ehesten angegriffen werden, und mein kleines braves Grauthier, das so vortrefflich marschirte, musste sorgfältig gehütet werden. Auch hier bietet das Terrain treffliche Weidegründe, wir begegneten aber keiner Heerde; die Turmos scheinen um diese Zeit nicht so weit südlich zu gehen.

Am 29. Juli brachen wir um 5 Uhr auf und ritten wieder in südwestlicher Richtung bis 9 Uhr; dann mussten wir halten, um die Kamele, welche am Abend vorher gefastet hatten, weiden zu lassen. Zur Linken sahen wir wiederholt grosse Wasserflächen, den eigentlichen Ras-el-ma. Es sind grössere Teiche, die beständig Wasser führen und einen Abfluss nach Nordosten haben; dieser Abfluss, Benkur, vereinigt sich, wie erwähnt, mit dem Nigir, oder ist richtiger ein weit ins Land greifender Arm des grossen Stromes, wie es deren viele gibt.

Um 4 Uhr ging es weiter und um 7 Uhr mussten wir bei einem Fulania genannten Platze halten, da sich der Himmel dicht umzogen hatte und ein Unwetter loszubrechen drohte. Kaum hatten wir die Zelte aufgeschlagen, als ein furchtbares Gewitter mit viel Regen niederging; darauf wurde es eine Zeit lang ruhig; dann folgte ein äusserst heftiger Sandsturm, dem sich ein starker Platzregen anschloss, der längere Zeit andauerte.

Der Name Fulania deutet darauf hin, dass die Fulani oder Fulbe einmal bis in diese Gegend gekommen sind. Hier sahen wir denn auch Spuren von Löwen, aber ohne je ein solches Thier zu Gesicht zu bekommen. Noch häufiger aber am folgenden Tage, wo überhaupt ein grösserer

Reichthum an Thieren sichtbar wurde. Heerden von wilden Rindern und Antilopen sahen wir in der Ferne vorüberziehen, ohne, wie immer, zum Schuss zu kommen. Und frisches Fleisch wäre uns recht erwünscht gewesen, da die mitgenommenen Schafe schon verzehrt waren und der Weg sich viel länger erwies, als man uns gesagt hatte. Auch die Vogelwelt ist hier reich und mannichfaltig. Es ist das Land bei den Teichen Ras-el-ma jedenfalls für Jäger äusserst dankbar, und meine Leute erzählten mir, dass dort während der Nacht eine Masse Thiere zusammenkämen, um zu trinken; Rinder, Gazellen, Zebras u. s. w. sind hier häufig; aber infolge dessen auch die grössern Raubthiere, die hier ein ergiebiges Jagdterrain haben.

Wir ritten an diesem Tage von 7—11 Uhr und von 4—6½ Uhr. Das Land steigt allmählich an. Infolge des gestrigen Regens war es heute entsetzlich heiss, und wir schleppten uns mühsam durch die grasreiche, schattenlose Ebene.

Am 31. Juli, früh 3 Uhr, brachen wir auf und ritten bis 9½ Uhr in südwestlicher Richtung. Es scheint, dass Bassikunnu viel weiter nach Westen zu liegt, als auf den Karten gewöhnlich angegeben wird; hier fanden wir sogar durch Kamele ausgetretene Wege, was auf einen Verkehr hindeutet. Es wird wahrscheinlich eine der Verkehrsrouten sein, die in die Städte der Landschaft El-Hodh führen. Von Ras-el-ma geht eine directe Route nach Walata, ohne Timbuktu und Arauan zu berühren; es soll nur sechs Tage sein, indess nach dem, was man hier eine Tagereise nennt, ist es gewiss die doppelte Zahl. Diese Strecke dürfte auch der früher genannte französische Spahioffizier Aliun Sal zurückgelegt haben, als er von Walata nach Bassikunnu reiste; da keine Routenkarte von ihm existirt, so ist es natürlich schwer, seinen Weg zu verfolgen, ich möchte aber annehmen, dass er von Walata nach Ras-el-ma

und von da in ungefähr derselben Weise nach Bassikunnu gereist ist, wie ich.

Die Vegetation wird immer reicher und mannichfaltiger, je mehr wir uns Bassikunnu nähern; auch die Insektenwelt zeigt zahlreiche, nie gesehene Formen, aber die Kamele leiden sehr dabei. Der Leib dieser unbehülflichen Thiere ist immer besetzt mit Stechfliegen u. s. w., und ein Mann muss stets zu Fuss gehen, um den Kamelen die Insekten zu vertreiben. Die Vogelwelt wurde gleichfalls reicher und bunter, darunter waren auch vortreffliche Sänger; Bäume und Sträucher, wie wir sie bisher noch nicht gesehen, traten, wenn auch nicht als Wald, so doch schon ziemlich zahlreich auf und bildeten eine parkartige Landschaft.

Nachmittags von 4—7 Uhr ritten wir in etwas mehr südlicher Richtung, bis wir zu einigen Zeltlagern der Araberkabyle Dileb kamen; auch hier wurden wir freundlich empfangen und mit frischer Milch bewirthet. Etwas seitwärts vom Lagerplatz liegt der Brunnen Sulima; weiter nach Südosten zu ein anderer, Bir-el-arneb; in dieser Richtung erblickten wir auch einige Höhenzüge.

Der folgende Tag, 1. August, führte wieder durch eine vegetationsreiche hübsche Landschaft. Um 6 Uhr morgens brachen wir auf und ritten bis gegen 10 Uhr in südwestlicher Richtung, bis wir den Brunnen Bugentu erreichten, wo wir uns mit Wasser versorgten; auch eine Daya befindet sich hier, die aber zur Zeit kein Wasser führte. Nachmittags hatten wir dann noch einen kurzen halbstündigen Marsch bis zu einem kleinen Zeltlager eines Theiles der Kabyle Dileb, wo wir auch unsere Zelte aufschlugen und die Nacht verbrachten. Die Versorgung mit Milch und etwas frischem Fleisch war uns sehr willkommen; bei den kurzen Tagemärschen, die wir, schon aus Rücksicht auf die durch Insekten furchtbar leidenden Kamele, zurücklegen, vergeht viel mehr Zeit, als wir berechnet hatten, bis wir

nach Bassikunnu kommen, und mit dem Proviant geht es nicht recht aus. In der Nähe befindet sich der Brunnen Adar, der von den Leuten der Dileb stark benutzt wird.

Am 2. August legten wir wieder eine Strecke zurück in im allgemeinen Südwestrichtung. Der Boden wird täglich lehmhaltiger und fruchtbarer und infolge dessen die Vegetation üppiger und mannichfaltiger. Es gibt hier treffliche Weidegründe, aber sie scheinen wenig benutzt zu werden, es ist schon etwas zu weit südlich. Die eigentliche Region der nomadisirenden Araber sind die mehr sandhaltigen Terrains bei Ras-el-ma, und deren Fortsetzung nach Westen zu; hier fühlen sich die Heerden offenbar wohler als in den insektenreichen südlichern Landstrichen.

Von 4—$10^1/_2$ Uhr ritten wir in südwestlicher Richtung, nachmittags dagegen konnten wir nur eine Wegstunde zurücklegen, da sich der Himmel umzog, und kaum hatten wir die Zelte errichtet, als ein furchtbares Gewitter losbrach. Der Regen hielt ziemlich lange an, und wir beschäftigten uns damit, mit allen nur erdenkbaren Gefässen Regenwasser zu sammeln und damit die Schläuche zu füllen; das Wasser der letzten Daya war wieder recht schlecht, und ich begreife eigentlich nicht, dass wir uns nicht sämmtlich gründlich den Magen verdorben haben. Der Mangel an fliessendem Wasser ist ein Hauptübelstand dieser Plateaulandschaft, deren Seehöhe sehr allmählich nach Süden hin zunimmt, sodass wir hier bereits 260 m hatten.

Der 3. August des Jahres 1880 wird mir immer in Erinnerung bleiben, da sich ein Ereigniss abspielte, welches mit einem male meiner Reise einen unerwünschten Abschluss zu geben schien.

Um 6 Uhr morgens brachen wir auf und ritten, wie bisher, in südwestlicher Richtung weiter. Wir passirten einen Brunnen, den Bir Busriba, der 40 m tief sein soll, aber schlechtes salziges Wasser führt, sodass wir uns un-

sers gesammelten Regenwassers freuten. Nicht weit davon ist ein anderer Brunnen, Bir Tuil.

Wir hatten die Zelte aufgeschlagen und waren gegen 3 Uhr eben in Begriff, dieselben abzubrechen, als plötzlich meine Treiber ins Zelt stürzten und im höchsten Grade erregt schrien: Ulad-el-Alusch! Wir liefen sofort heraus und erblickten bereits eine Bande von einigen zwanzig zum Theil berittenen Menschen, die sich unserer sich sträubenden Kamele bemächtigten und dieselben wegtrieben. Es begann nun ein fürchterliches Geschrei; die Räuber (sie waren von der berüchtigten Kabyle el-Alusch) waren zum Theil mit Steinschlossgewehren bewaffnet, bereiteten sich zu einem Angriff vor und suchten Deckung hinter Gebüschen, um von hier aus auf uns zu schiessen. Meine Turmos, die Kameltreiber, begannen unterdess ein wüthendes Redegefecht mit den Anführern der Bande, aus dem ich nur so viel verstand, dass die Berabisch (resp. Turmos) nicht das Recht hätten, diese Gegenden zu passiren; der Durchgang könne nur von den Ulad-el-Alusch gestattet werden. Wir hatten uns unterdess zur Vertheidigung hergerichtet, obgleich wir einsahen, dass das ein ganz unnützes Beginnen sei. Wir deckten mit unsern Revolvern den Zugang zu den Zelten, denn es schlichen sich immer einige der Bande in die Nähe der Zelte, um zu stehlen. Die Redeschlacht wurde unterdess immer wüthender und es schien, als ob es zum Aeussersten kommen müsse. Die Turmos verlangten ihre Kamele und die Alusch erklärten, sie würden dieselben behalten und uns alle niedermachen. Unterdess waren neue Leute der Alusch hinzugekommen, darunter Scheich Bubaker, aber auch dessen Ankunft schien nur dazu beizutragen, die Räuber noch mehr zu ermuntern und einen Angriff zu wagen. Wiederholt kam es dazu, dass wir schon zum Feuern entschlossen waren; ich überlegte aber immer die Unmöglichkeit, selbst wenn wir einige Männer unschädlich

machten, uns gegen die grosse Uebermacht vertheidigen zu können. Ich suchte daher meine Leute vom Schiessen abzuhalten.

Hadsch Ali begann nun mit dem Scheich eine lange, äusserst erregte Debatte. Beide traten etwas vor und Hadsch Ali hielt den Ulad-el-Alusch eine kräftige leidenschaftliche Rede, wie sie der Situation entsprach. Er erklärte dem feindlichen Scheich, wer wir seien, dass er selbst Scherif und Angehöriger der Familie des grossen Abd-el-Kader sei, und berief sich auf den Quran, um ihnen zu zeigen, wie schlechte Moslemim die Alusch seien. Auch wies Hadsch Ali hin auf die freundliche Aufnahme, die wir in Timbuktu gefunden und dass, wenn einem von uns ein Leid geschähe, man uns sicherlich rächen würde. Die Discussion dauerte lange; bald schien es, als wollten die Alusch nachgeben, bald wieder hatte es den Anschein, als wären alle Verhandlungen abgebrochen und der Revolver müsse entscheiden. Während Hadsch Ali diese Verhandlungen führte, hatten Benitez, Kadur und ich genug zu thun, um die zudringlichen Leute vom Zelt abzuhalten. Einige kamen dicht heran, und als wir sie vertrieben, baten sie um Trinkwasser. Auch der Scheich Bubaker liess sich Wasser bringen und der kleine Faraschi aus Marokko reichte ihm dasselbe.

Nach wiederholten Unterbrechungen der Verhandlungen, Schimpfen und Verwünschungen auf beiden Seiten nahm es doch den Anschein, als solle die sehr fatale Angelegenheit gütlich beigelegt werden. Scheich Bubaker und ein Verwandter von ihm begaben sich mit meinen Turmos abseits, um allein zu verhandeln; die beutelustigen Alusch aber, unter denen viele Neger sich befanden, wurden angewiesen, ihre Angriffe vorläufig zu unterlassen, was sie offenbar sehr ungern thaten.

Wir waren alle darüber einig, dass Schiessen unserer-

seits gar nichts genützt, sondern nur die Folge gehabt haben würde, dass wir alle niedergemacht worden wären; wir konnten uns nur auf gütliche Weise retten, und Hadsch Ali hatte den richtigen Weg eingeschlagen, als er die Verhandlungen auf das religiöse Gebiet überführte. Ein einziger unvorsichtiger Schuss unsererseits hätte der ganzen Expedition das Leben gekostet; diese Ueberzeugung hatte ich. Die Verhandlungen Scheich Bubaker's mit den Turmos wurden auch wieder stürmischer und schienen sogar abgebrochen werden zu sollen, aber endlich einigte man sich doch. Scheich Bubaker und sein Vetter kamen zu uns ins Zelt, um sich eventuell mit uns zu vereinigen. Die allererste Bedingung, die wir stellten, war natürlich die, dass man uns sofort die Kamele zurückstelle, denn ohne diese hätten wir ja nichts thun können. Es handelte sich nur darum, dass wir zahlen mussten. Scheich Bubaker suchte sich unter unserm geringen Eigenthum aus, was ihm gefiel; den Besitz von Geld oder Gold leugneten wir natürlich ganz entschieden, und so nahm er schliesslich einige Stücke blauen Zeuges, ein Stück weissen Turbanstoff, eine gestickte Tobe, eine europäische Reisedecke und verschiedene Kleinigkeiten und kehrte damit zu seiner Bande zurück, um die Beute vorzuzeigen. Wir merkten sehr wohl, dass die Mehrzahl der Leute nicht damit zufrieden war, und es begannen laute Streitereien der Alusch untereinander. Bei einer allgemeinen Plünderung hätte jeder irgendetwas bekommen können, während so nur der Scheich betheilt erschien; das erregte den Unwillen der andern, man brachte wirklich die Gegenstände wieder zurück und es schien, als sollte die Affaire doch nicht ohne Blutvergiessen abgehen. Wir riefen nun Bubaker nochmals zu uns und versprachen ihm speciell noch ein Extrageschenk, wenn er uns ruhig unsers Weges ziehen liesse und die Kamele zurückgeben würde. Es fanden sich dann auch

noch einige Sachen, die dem Scheich gefielen und die er verlangte; er nahm dieselben und gab Befehl, dass man uns die unterdess weit weggetriebenen Kamele zurückbringe, was auch unter deutlichen Zeichen der Unzufriedenheit seitens der andern Alusch endlich geschah. Der Scheich blieb bei uns eine Zeit lang sitzen und erklärte auch, wie es gekommen sei, dass er mit seiner Bande auf uns gestossen sei. Die Turmos, welche ich in Timbuktu als Kameltreiber engagirt hatte, erklärten sich damals nur zu der Reise bereit, wenn das zu durchziehende Terrain frei von den Ulad-el-Alusch sei. Eingezogene Erkundigungen ergaben, dass die letztern sich weit nach Westen zurückgezogen haben und darauf hin unternahmen wir die Reise. Am Tage vor dem Angriff waren wir inmitten der unbewohnten Einöde einem einzelnen Mann begegnet, mit dem ein paar kurze Worte gewechselt worden waren; derselbe war später auf die Bande Alusch gestossen und hatte ihnen gesagt, es sei ein Christ unterwegs auf der Reise nach Bassikunnu, der grosse Schätze mit sich führe. Darauf hin ist nun Scheich Bubaker mit seiner Bande aufgebrochen, um uns abzufangen, was ihm auch gelungen ist. Die Turmos waren am meisten ärgerlich, dass man sie schlecht informirt hatte; sie erklärten, es wäre ihnen nie eingefallen hierher zu kommen, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten, dass die Ulad-el-Alusch in der Nähe seien. Scheich Bubaker erzählte nun, es sei ganz richtig, dass die Alusch um diese Jahreszeit immer auf den weiter westlich gelegenen Weidegründen sich aufzuhalten pflegen, nur aus Zufall sei er mit seiner Bande in diese Gegend gekommen und von einem Manne auf uns aufmerksam gemacht worden.

Nachdem die Angelegenheit erledigt war, erhielten wir die Kamele zurück und die Alusch ritten davon, nicht befriedigt von ihren Erfolgen. Scheich Bubaker und seinen Neffen ersuchten wir bei uns zu bleiben und als Gegen-

leistung für die empfangenen Geschenke uns bis Bassikunnu zu begleiten. Es war mir nämlich gar nicht unwahrscheinlich, dass noch mehr solcher Banden existirten, und ich wünschte nicht noch einmal in eine solche Gefahr zu kommen. Scheich Bubaker erklärte sich nach einigem Sträuben bereit, mir als Escorte zu dienen; ein kleines Geschenk musste ich aber den beiden Räubern doch noch machen, hatte aber auf diese Weise wenigstens Aussicht, ungefährdet mein Ziel zu erreichen.

Die ganze Affaire war sehr fatal gewesen und hatte uns in grosse Aufregung versetzt; einen besonders tiefen Eindruck schien sie auf Benitez ausgeübt zu haben. Hadsch Ali erklärte, als wir so weit waren, dass man uns die Kamele zurückgegeben hatte, sofort nach Timbuktu zurückzukehren, und ich hatte mich schon mit diesem mir sehr wenig sympathischen Auswege vertraut gemacht, als wir auf die Idee kamen, die Räuber selbt als Führer und Escorte zu engagiren. Hadsch Ali fügte sich denn auch. Mir war ein anderer Gedanke bei diesem Ueberfall schrecklich gewesen. Ich glaubte nicht, dass man uns, wenn wir keinen Widerstand leisten, tödten würde, aber ich fürchtete eine vollständige Plünderung und damit den Verlust meiner Tagebücher und Karten. Wir hätten uns endlich bis zum letzten Zeltlager der Nomaden wieder zurückziehen können, ohne Gepäck und Kamele, ich wäre zweifellos so aller Mittel beraubt, momentan in eine fatale Situation gekommen, aber das alles hätte ich verschmerzt, nur nicht den Verlust der Tagebücher. Ich war demnach ausserordentlich befriedigt, dass wir relativ so leichten Kaufes davongekommen waren; Hadsch Ali hat sich in dieser Angelegenheit zweifellos sehr geschickt benommen und uns grosse Dienste geleistet.

Nachdem sich also die Hauptmasse der Alusch entfernt hatte, packten wir unsere Sachen zusammen und beluden

die Thiere. Die Turmos, welche sehr den Verlust ihrer Thiere fürchteten, waren noch immer mistrauisch und gingen offenbar nur ungern weiter. Gegen 7 Uhr brachen wir auf und ritten bis Mitternacht, anfangs in rein südlicher Richtung, dann südwestlich. Die Nacht verbrachten wir schlaflos und rasteten nur etwas, ohne die Zelte aufzuschlagen.

Am 4. August früh ging es weiter bis 12 Uhr mittags. Unsere Escorte befand sich bald ein Stück voraus, bald seitwärts, um etwa dort anwesende Leute von den Ulad-el-Alusch von unserer Ankunft zu verständigen. In der That hielten sich verschiedene kleine Trupps dieses Stammes in der Umgebung auf, um zu jagen. Wir hörten wiederholt Hundegebell, ohne aber die Jäger zu Gesicht zu bekommen. Unser Mistrauen gegen Bubaker verschwand allmählich, wir sahen, dass er sich wirklich Mühe gab, uns vor neuen Ueberfällen zu schützen, und bereit war, bis Bassikunnu mit uns zu gehen.

Gegen Mittag rasteten wir in einer mit viel Buschwerk und Bäumen besetzten Gegend bis 3 Uhr; dann ging es weiter und gegen 5 Uhr erreichten wir eine grosse Niederlassung von Ulad-el-Alusch, von deren Existenz nicht einmal die Turmos eine Ahnung zu haben schienen. Da wir in Begleitung von Scheich Bubaker kamen, so geschah uns natürlich nichts; wir wurden nur mit einer frechen Zudringlichkeit belästigt. Bubaker wurde mit grossem Freudengeschrei empfangen, da seine plötzliche Ankunft hier ganz unerwartet war. Wir hielten uns aber nicht lange auf, sondern ritten bald weiter; ich drängte auch sehr, denn mir gefiel das Benehmen der Alusch nicht und ich wollte so schnell wie möglich von diesen Leuten fortkommen. Die Ulad-el-Alusch geniessen in der ganzen Gegend den Ruf als Strassenräuber und sind überall gefürchtet; hätten wir eine Ahnung gehabt, dass wir auf diese Leute stossen würden, so hätte ich mir in Timbuktu ein Empfeh-

lungsschreiben an irgendeinen der Scheichs oder an den Scherif derselben geben lassen; der letztere, ein angesehener Mann, wohnt für gewöhnlich in dem drei bis vier Tagereisen westlich von Bassikunnu gelegenen Städtchen Nana, inmitten der El-Hodh genannten Landschaft.

Von diesem Zeltdorf der Alusch bis zur Stadt Bassikunnu hatten wir nur noch einen anderthalbstündigen Weg, und gegen Sonnenuntergang kamen wir in der Stadt an.

Gestern bereits hatte die Beschaffenheit des Bodens einen andern Charakter angenommen und heute zeigte sich das in noch höherm Grade. An Stelle des sandigen Lehmbodens bemerkte ich plötzlich stellenweise kleine Steine, Quarzitbrocken, eine eisenschüssige Quarzitbreccie, die, zu Grus verfallen, den Boden mit einem groben Sand bedeckte, der demselben eine grosse Festigkeit verlieh. Ferner traten wir auf Körner und Knollen von Brauneisenstein, geglättet wie Bohnerze, kurz es war das, was man „Laterit“ nennt, eine die Oberfläche des Bodens bedeckende Bildung, die im äquatorialen Afrika, Asien und Amerika eine ungeheuere Verbreitung hat. Der Laterit ist ein stark eisenschüssiger sandiger Lehm, in welchen sehr grosse Knollen von Brauneisenstein eingebettet liegen. Erreichen dieselben die Oberfläche, so zerfallen sie leicht in bohnen- bis nussgrosse Körner von abgeglätteter Oberfläche, die stellenweise in grossen Massen den Boden bedecken. Es ist dies eine Bildung, welche in allen drei Erdtheilen die gleiche Beschaffenheit besitzt und nur auf die tropischen Länder beschränkt ist; ihr Auftreten bezeichnet gewissermassen die Nordgrenze der Tropenregion, die also hier bei Bassikunnu ziemlich scharf markirt ist. Man kann sagen, dass die Wüste reicht bis zum Anfang des Mimosenwaldes el-Azauad, südlich von Arauan, dann folgt als Uebergangsglied die mehr oder weniger sandige, aber doch gut bewachsene Hochfläche, die man westlich von unserer Route als El-Hodh

bezeichnet und in der sich zahlreiche Araberstädte befinden, und dann beginnt, äusserlich charakterisirt durch das Auftreten des Laterits, der tropische Sudan. Aber nicht blos diese Gesteinsart war es, welche der Landschaft einen andern Charakter verlieh, die Flora, die ja im directen Zusammenhang mit der Bodenbeschaffenheit steht, wurde gleichfalls eine andere, eine reichere und kräftigere. Das Land war ziemlich dicht bewaldet und erst kurz vor Bassikunnu betraten wir eine grosse Lichtung, die aber künstlich durch Entwaldung hervorgebracht schien, da sie rund von dunkelm Wald umgrenzt war. Hier sahen wir endlich die ersten Felder von Negerhirse und Mais, besonders aber erstern, der eine enorme Höhe und Ueppigkeit erreicht; vereinzelt kam auch etwas Zuckerrohr vor, am Boden aber zwischen den hohen Sorghumstauden wachsen Kürbisse, Melonen und gurkenartige Gewächse.

Es war lange her, dass wir keine Felder gesehen hatten, zuletzt im Wad Draa die Gerstenfelder des Scheich Ali. In der weitern Umgebung von Timbuktu sind auch Felder, aber ich war nicht dazu gekommen, dieselben zu sehen. Freudig begrüssten wir einen alten Neger, der in seinem Sorghumfelde sich emsig zu schaffen machte und erstaunt den Fremdlingen nachsah, welche dem abgelegenen Städtchen Bassikunnu zuwanderten.

In Bassikunnu angekommen, wies man uns ein kleines Haus im Negerquartier an. Es war ein von Mauern umschlossener Hof, von dem aus kleine Thüren in die niedrigen kleinen Gemächer führten, die Menschen und Thieren gleichzeitig zum Aufenthalt dienen. Wir zogen es daher vor, im Hofe die Zelte aufzuschlagen, worin wir uns viel wohler befanden als in den dumpfen schmuzigen Räumen. Ein alter Neger empfing uns, gewissermassen der Stellvertreter des Scheich, welch letzterer vor kurzem gestorben war. Die Aufnahme war nicht feindlich, aber auch nicht

besonders freundlich, von Gastgeschenken gab es nichts, und wir verdankten unsern Kameltreibern, den Turmos, etwas Milch zu unserm sonst trockenen Kuskus. Die Turmos blieben nur einige Stunden hier, um die Kamele zu tränken, nach Mitternacht verabschiedeten sie sich und verliessen den Ort wieder, um so schnell als möglich ihre heimatlichen Zeltdörfer bei Ras-el-ma zu erreichen. Sie motivirten es damit, dass die Kamele in dieser Gegend schon zu sehr von Insekten geplagt würden und sie eilen müssten, in nördlichere Gebiete zu kommen. Das war sicher auch richtig. Die Thiere haben während der letzten Tage sehr gelitten unter den Stichen blutsaugender Insekten und waren sehr unruhig beim Marschiren. Aber der Hauptgrund war zweifellos ein anderer. Sie trauten den Ulad-el-Alusch nicht und fürchteten, man würde ihnen doch noch die Kamele abnehmen. Meine Treiber sagten, sie würden einen mehr östlich gelegenen Rückweg einschlagen, um nicht auf herumstreichende Alusch zu treffen; sie wollen nur nachts reisen und sich tagsüber verstecken. Da die Thiere nichts zu tragen haben, so werden die Turmos sehr schnell bei ihren Landsleuten angekommen sein, wenn ihnen die Alusch nicht nachgestellt haben. Die Turmos waren im höchsten Grade erbost über den Ueberfall und schwuren, sie würden in Timbuktu schon dafür Sorge tragen, dass die Alusch bestraft würden. Ich gestehe, dass mir das auch sehr lieb wäre, und will nur hoffen, dass meine Führer ungefährdet ihre Dörfer erreicht haben. Die Leute waren ordentlich, haben uns nicht übervortheilt, waren nicht zudringlich und haben gleichzeitig mit ihrem Eigenthum auch uns in der energischsten Weise vertheidigt.

Bassikunnu liegt auf einer grossen, entwaldeten Ebene, ungefähr 270 m über dem Meere, und ist ringsum von ausgedehnten Sorghumfeldern umgeben. Es kommen hier beide Arten dieser wichtigen Pflanze vor, das *Sorghum vulgare*,

das Negerkorn oder Negerhirse, dessen Samen zu Mehl gerieben und in Form von Kuskus gegessen wird; Brot wird äusserst selten gebacken. Das Sorghum-Kuskus ist natürlich bei weitem schlechter als der Weizen-Kuskus, sein Geschmack ist sogar unangenehm und man muss sich erst daran gewöhnen, er bildet aber im ganzen westlichen Sudan die einzige Mehl liefernde Pflanze. Die Blätter werden mit grosser Vorliebe vom Vieh, Rindern, Pferden, Eseln gegessen. Der kleine Esel, den ich von Timbuktu mitgenommen habe, konnte sich gar nicht trennen, als wir durch die Felder ritten, und riss ein Blatt nach dem andern ab, eine grosse Delicatesse für ihn nach dem monotonen Grasfutter bisher. Neben diesem Hirse, und zwar gewöhnlich in vereinzelten Exemplaren mitten drin, kommt auch das *Sorghum saccharatum*, das afrikanische Zuckerrohr vor. Die Felder haben eine grosse Ausdehnung; zur Zeit der Reife, und dieselbe begann eben, als wir in jene Gegenden kamen, werden in den Feldern Wächter aufgestellt, meist auf hohen Gerüsten, die mit Stöcken und Klappern einen grossen Lärm machen, um die Vögel zu vertreiben, die oft in riesigen Schwärmen sich auf ein solches Feld niederlassen.

Der Feldbau bildet hier die Hauptbeschäftigung der Bewohner, Viehzucht ist untergeordnet, obgleich es Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen gibt. Es ist eine ansässige Bevölkerung, die hier wohnt, denen eine gute Ernte das Wichtigste ist. Was von letzterer übrig ist, d. h. was sie nicht zur Ernährung nöthig haben, verkaufen sie an die Araber des Hodh. Das Negerkorn erreicht eine bedeutende Höhe und ein Reiter kann sammt dem Ross in einem dichten Felde völlig verschwinden. Der Anbau wird natürlich in sehr primitiver Weise betrieben, die hohen Stoppeln werden umgeackert und das Korn sehr dicht gesäet. Der Boden ist äusserst fruchtbar und lohnt stets die geringe Arbeit reichlich, an der sich Männer und Weiber betheiligen.

Der Feldbau wird einzig und allein von der übrigens mohammedanischen Negerbevölkerung getrieben, die einen besondern Stadttheil bewohnt. Die an Zahl geringern Araber wohnen für sich und treiben vorherrschend Handel mit Gummi, Korn, Stoffen u. s. w.

Bassikunnu ist mit einer Art Mauer umgeben, die nur an einigen Stellen einen Eingang in die wenig freundliche, schmuzige Stadt hat, deren Strassen eng sind und unregelmässig verlaufen. Zum Bauen wird ausschliesslich gestampfter Lehm verwendet; die erhöhten Rückseiten der an der äussersten Peripherie liegenden Häuser bilden gleichzeitig die Stadtmauer, sodass von einer eigentlichen Befestigung nicht die Rede sein kann. Die Häuser, deren Zahl vielleicht 200 betragen dürfte, stehen dicht aneinander; es gibt eine kleine Moschee, aber ohne Thurm.

Ausserhalb der Stadt befinden sich eine Anzahl Zeltlager der Ulad-el-Alusch und in einem derselben verbrachten Bubaker und sein Begleiter die Nacht. In der Nähe dieser Zelte befindet sich ein Berg, oder wenigstens ein grosser Hügel, gebildet aus den seit Jahrhunderten aus der Stadt entfernten Abfällen und dem Unrath; auch gefallene Thiere u. s. w. werden dahin geschafft, sodass hier bei heissem Wetter eine grässliche Atmosphäre ist. Nicht weit davon befindet sich ein sehr tiefer Brunnen, der aber selten benutzt wird, da die Bewohner zu bequem sind, das Wasser heraufzuschaffen; man benutzt lieber eine kleine Daya in der Nähe mit schlechtem, trübem Wasser.

Die Bewohner waren anfangs etwas zudringlich, als wir aber mit einigen Arabern gesprochen hatten, liess man uns in Ruhe; die Frauen der Araber, deren es hier allerdings nicht viele gibt, da die Negerinnen vorherrschen, waren sehr wenig scheu und sehr vorlaut; sie riefen in den Strassen aus, ein Christ sei in der Stadt. Das regte aber die gleichgültige Negerbevölkerung nicht im mindesten auf; sie sind

zwar Mohammedaner, aber sehr laue, und beschränken die Ceremonien soviel wie möglich. Am 8. August begann der grosse Fastenmonat Rhamadan, den wir anfangs wenigstens einhielten; die Neger kümmerten sich sehr wenig um den Kerim, und Hadsch Ali liess es endlich auch sein, nachdem ja auf der Reise die strenge Einhaltung des Rhamadan nicht gefordert wird. Die anwesenden Araber aber waren viel zu sehr mit ihren kleinen Handelsaffairen beschäftigt, um sich viel um uns zu kümmern, sodass wir meistens nur mit dem alten Neger zu thun hatten, von dem das Haus hergerichtet worden war.

Die arabische Sprache ist allgemein und scheinen die Neger nicht mehr eine besondere Sprache zu haben; indess dürfte es nur einige wenige Araber hier geben, welche der Schrift kundig sind. Von einer Behörde, einem Oberhaupt oder etwas Aehnlichem war nichts zu merken. Die Stadt gehört zur Zeit niemand zu und für den schwarzen Theil der Bevölkerung bildete unser ständiger Besuch, der alte Neger, eine Art Scheich, ohne übrigens irgendwelchen Einfluss zu haben. Uebrigens hörte ich später, dass der verstorbene Scheich, Namens Nisari, ein Fulbe, oder, wie die Araber sagen, ein Fulani gewesen sei. Bassikunnu bildet den am weitesten östlich gelegenen Punkt des Fulbelandes Moassina am Nigir und es wird vermuthlich bald von dort ein neues Oberhaupt als Verwalter dahin geschickt werden.

Am 5. August morgens zeitig stellte sich Bubaker ein, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, die er dadurch verdient zu haben vorgab, dass er uns ungefährdet hierher gebracht hatte. Da hier sehr viele Ulad-el-Alusch sind und mir dieselben immer noch schaden können, so musste ich dem Manne noch etwas geben, obgleich er schon viel bekommen hatte. Ich musste einige Duros opfern, obgleich ich ungern merken liess, dass ich überhaupt noch Geld be-

sass; dafür aber verlangte ich noch, dass er mir behülflich sei zur Weiterreise, vor allem zur Herbeischaffung von Lastthieren, was er auch zusagte. Zum Glück plagten mich die andern Alusch nicht um Geschenke und auch die Bevölkerung von Bassikunnu liess mich in dieser Beziehung in Ruhe. Nur dem alten Scheich musste ich ein Stück Zeug geben für das Haus und die kleinen Mengen Milch, die er uns abends immer besorgte. Schafe und andere Nahrungsmittel kaufte ich hier immer selbst.

Am Abend gegen 10 Uhr hatten wir ein starkes Gewitter und lange anhaltenden Regen, sodass der kleine lehmige Hof überschwemmt und äusserst kothig wurde.

Mein Gesundheitszustand, der während der letzten Reisetage erträglich gewesen war, verschlimmerte sich hier wieder und Fiebererscheinungen traten ein. Die Aufregung über die Affaire mit den Alusch hatte auch mitgewirkt und so glaubte ich nur durch möglichst schnelles Fortkommen und möglichst häufigen Platzwechsel mich wieder erholen zu können.

Nach dem von mir in Timbuktu entworfenen Plane sollte eigentlich die Reise von hier nach der Araberstadt Rango gehen, die fünf Tage entfernt sein soll. Da aber die Gegend bis dahin von zahlreichen Banden der Ulad-el-Alusch durchzogen wird, so fand ich niemand, der mir Thiere dahin vermiethen und mich begleiten wollte. Es musste demnach eine andere Route gewählt werden. Hadsch Ali wäre es am liebsten gewesen, durch die Städte des El-Hodh zu reisen, da er dort ausschliesslich Araber findet; von den Negervölkern im Sudan, von Segu u. s. w. wollte er nichts hören. Nachdem sich aber trotz aller Bemühungen keine Führer fanden, mussten wir uns doch zur Reise nach Süden entschliessen, was mir persönlich sehr recht war; ich wollte wenigstens die Nordgrenze des Bambaragebietes berühren,

die Stadt Sokolo, wo aber auch einige Araberfamilien sich aufhalten sollen.

Das Kamel ist von hier an nicht mehr zu benutzen und verwendet man fast ausschliesslich Rinder und Esel zum Transport der Waaren sowol als auch zum Reiten. Nachdem wir uns gewillt erklärt hatten, nach Sokolo zu reisen, fanden sich auch einige Männer, die uns Rinder vermiethen wollten und bereit waren, mit uns zu gehen. Die Aussicht auf den Erwerb einiger Sklaven, von denen sehr viele aus den Bambaraländern kommen, schien die Leute am meisten anzulocken. Andererseits sagte man uns, dass Sokolo ein wichtiger Ort sei, von dem aus man leicht nach allen Richtungen hin kommen könnte, besonders auch zum Sultan Ahmadu von Segu. Ich miethete also sechs Ochsen bis Kala-Sokolo, welches nur drei bis vier Tage entfernt sein sollte; ich habe aber schon so oft bemerken müssen, wie unzuverlässig die Angaben der Araber in Bezug auf Entfernungen sind, dass ich mich gar nicht wunderte, als schliesslich ein Marsch von acht Tagen daraus wurde. Die Leute rechnen immer nur nach ihrem schnellen Reisen ohne viel Gepäck und berechnen nicht das langsame Vorwärtskommen eines Europäers. Jedenfalls war ich froh, hier in Bassikunnu nicht gar zu lange aufgehalten zu werden, wie es anfangs den Anschein hatte.

Die Vorbereitungen für die Abreise waren ziemlich schnell getroffen und schon am 9. August sollte es vorwärts gehen; aber erst spät nachmittags brachten die Leute die Wasserschläuche, sodass wir nur eine kurze Strecke von der Stadt entfernt hätten lagern müssen. Da lag aber die Gefahr nahe, dass uns einige Diebe nachreisen möchten, um während der Nacht zu stehlen. Wir blieben also noch einen Tag und verliessen Bassikunnu erst am folgenden Morgen.

Im allgemeinen war die Aufnahme in diesem Orte kühl; man liess uns in Ruhe, aber es war den Leuten offenbar

angenehm, als sie uns los waren. Wenn der Fulbe-Scheich noch gelebt hätte, wäre ich vielleicht nicht so leicht wieder fortgekommen. Die Fulani von Moassina gelten als fanatisch, und ich würde wahrscheinlich verschiedene Schwierigkeiten gehabt haben. So aber war kein einflussreicher Scheich anwesend und der grosse Fulbe-Scheich in Hamd-Alahi wusste von meiner Reise nichts.

Fünf Männer, die uns die Rinder vermiethet hatten, wollten uns begleiten; ich bezahlte dieselben mit einem Theile des Geldes, das mir noch von Timbuktu geblieben war, wofür sie später Sklaven eingetauscht haben.

Das ganze Unternehmen ist gegen den Willen von Hadsch Ali, der hier, wo die Negerländer beginnen, seine Sicherheit verliert und nicht mehr in der gewohnten Weise als Scherif und Neffe Abd-el-Kader's imponiren kann. Die Neger in Bassikunnu hatten keine Ahnung von Abd-el-Kader, und das verdross meinen Begleiter. Nach seiner Idee hätten wir, wenn es überhaupt nöthig gewesen wäre, zum Senegal zu reisen, über Walata gehen müssen und dann durch die Städte des Hodh. Allerdings sind hier ausschliesslich Araber, was unter Umständen ein Vortheil sein konnte, jedenfalls für Hadsch Ali selbst, und der Plan war sicher zu berücksichtigen, da er leichter und sicherer zur Ausführung gebracht werden konnte. Ich hatte mir aber vorgenommen, etwas von den Bambara-, Fulbe- und Futa-Ortschaften zu sehen, und liess mich von meinem Plane nicht abbringen. Freilich habe ich später bittere Vorwürfe hören müssen, als meine Begleiter sowol wie ich selbst schwer erkrankten, aber da war es schon zu spät zum Umkehren.

Nachdem also alles für die Tour ins Bambaraland hergerichtet war, verliessen wir am 10. August 1880 Bassikunnu und wandten uns südwärts. Das Gepäck war auf sechs Rinder vertheilt, die gleichzeitig zum Reiten dienten. Ausserdem nahm ich meinen Reitesel mit, sowie einen

zweiten Esel zum Tragen von verschiedenen Kleinigkeiten, die man immer zur Hand haben muss.

Die Ulad-el-Alusch hatten uns schon verlassen und Scheich Bubaker war zu seinen Banden zurückgekehrt; vielleicht hat er nachträglich Reue empfunden, dass er nicht seinen Genossen nachgegeben und uns vollständig ausgeplündert hat. Wir haben die an und für sich unglückliche Affaire noch soviel wie möglich zu unsern Gunsten auszubeuten verstanden, und wenn ich nicht in Begleitung Scheich Bubaker's in Bassikunnu angekommen wäre, wer weiss, ob man mir so schnell Leute und Tragthiere verschafft hätte.

SIEBENTES KAPITEL.

REISE VON BASSIKUNNU NACH KALA-SOKOLO.

Abreise von Bassikunnu. — Last- und Reitochsen. — Euphorbiaceen. — Regenzeit. — Baobabbäume. — Farabugu. — Ueberschwemmung. — Benitez erkrankt. — Kala-Sokolo. — Ahmadu-Segu. — Scherif in Kala. — Bambarareich. — Wissbegierigkeit des Scherifs. — Kaurischnecken. — Krankheiten. — Sänger. — Habsucht der Bambara. — Industrie. — Rauchen. — Benitez schwer krank. — Fulbe als Führer. — Raritäten des Scherifs. — Rache des Scheichs. — Keine hispanischen Juden. — Abschied. — Schlechtes Klima. — Geschichtliches über Kala. — Bemerkungen über Ahmadu-Segu und die Bambaraneger.

Unsere Karavane bestand bei unserm Abmarsch aus Bassikunnu ausser mir und meinen vier Marokkanern noch aus fünf Leuten von Bassikunnu, halb Neger, halb Araber, die uns die Rinder vermiethet hatten. Meine Leute benutzten die Ochsen zum Reiten, ich zog es vor, meinen Esel zu behalten. Das Reiten auf diesen mit Waarenballen bepackten Rindern ist unangenehm und unsicher; man hat keine Sättel, sondern es werden dem Thier zwei mit Heu gefüllte Ledersäcke lose über den Rücken gelegt, darüber die seitwärts herabhängende Last, und oben darauf setzt sich dann der Reiter. Wenn vollständig ebener und waldfreier Boden ist und die Thiere gleichmässig und ruhig fortschreiten können, dann geht es noch; sobald aber die Thiere unruhig gehen und durch Buschwerk aufgehalten werden, fällt häufig die locker aufgehängte Bagage herab, und das

macht immer einen lästigen Aufenthalt. Ausserdem stossen die Thiere mit ihren Hörnern nach rückwärts, und da man weit vorn am Halse sitzt, so ist dies sogar gefährlich. Rinder gehen auch bedeutend langsamer als Kamele.

Kala-Sokolo liegt von Bassikunnu in direct südlicher Richtung; ehe wir die Stadt erreichen, werden wir auf ein kleines Bambaradorf, Namens Farabugu, stossen.

Es ist schon früher erwähnt worden, dass die Boden- und Vegetationsverhältnisse von der Gegend bei Bassikunnu an verschieden sind von den Weideplätzen der Landschaft Ras-el-ma. Nachdem wir den Ort verlassen hatten, fiel uns sofort eine reichere Vegetation auf, unter der besonders bisher noch nicht gesehene fleischige Euphorbiaceen zu erwähnen sind. Der Boden ist zwar noch stellenweise etwas sandig, aber doch überall, so weit er nicht in Sorghumfelder verwandelt ist, mit einer dichten Grasdecke bedeckt; das Terrain selbst ist nur schwach wellenförmig, steigt aber nach Süden hin allmählich an.

Wir mussten auch hier einige Schläuche voll Wasser mitnehmen, da man nur auf vereinzelte Dayas angewiesen ist, fliessendes Wasser aber in diesen Gegenden noch nicht vorkommt. Das Wasser aus der Daya bei Bassikunnu ist nicht besonders gut, und ich versuchte solches aus einem nahe gelegenen, 30 m tiefen und einen Umfang von 5—6 m fassenden Brunnen; indess dieser führte salziges Wasser. Eine Meile westlich von Bassikunnu ist eine besonders grosse und tiefe Daya, aber sie lag uns zu abgelegen.

Wir verliessen früh um 7 Uhr die Stadt und zogen nun mit unserer Rinderkaravane langsam südwärts; gegen Mittag rasteten wir und ritten von 3—6 Uhr weiter. Es mussten um diese Zeit die Zelte errichtet werden, da sich schwere Gewitterwolken zeigten und ein heftiger Sturm bereits losbrach. Ich bin gerade recht in die Regenzeit hier hereingekommen; es hat dies den Uebelstand, dass

wir, wie man uns voraussagte, späterhin auf weit überschwemmte Strecken stossen würden; natürlich ist es auch ungesund, in der Regenzeit zu reisen, und wir sollten später alle darunter leiden.

Am folgenden Morgen zeitig ging es weiter in südlicher Richtung, auf immer gleichem, grasbewachsenem und durch Baumgruppen unterbrochenem Terrain. Die Gegend war völlig unbewohnt und wir erstaunten, als wir einem Mann begegneten, der einige Bambarasklaven mit sich hatte; er kam von Kala und hatte dort die Sklaven gekauft, um sie dann bei Arabern wieder zu verkaufen. Gegen Mittag hielten wir, da die Thiere zu ermüdet waren; aber wir hatten kein Wasser. Die Leute waren gestern Abend zu unvorsichtig mit dem mitgenommenen Vorrath umgegangen in der Erwartung, heute bald auf eine Daya zu stossen; aber das war nicht geschehen. Wir konnten uns demnach nichts zu essen und zu trinken herrichten, liessen die Thiere etwas weiden und zogen gegen 1 Uhr bei grosser Hitze weiter. Schon nach zweistündigem Marsch erreichten wir die ersehnte Daya, eine grosse Pfütze mit trübem, milchigem Wasser, das aber wenigstens nicht den schlechten Beigeschmack des salzigen Brunnenwassers von Bassikunnu hatte. Die Rinder waren ungemein durstig und waren nicht zu bändigen als wir in die Nähe des Wassers kamen; sie stürzten wild darauf zu und tranken in langen Zügen das schlechte Wasser.

Wir blieben hier an dieser Kantura genannten Daya liegen und schlugen die Zelte auf. Der Himmel umzog sich wieder mit schwarzen Wolken, auch Stürme brachen los gegen Abend, aber zu Niederschlägen kam es nicht.

Wir waren sehr dürftig mit Proviant versehen und unsere tägliche Nahrung bestand nur aus Kuskus oder Reis, mit etwas Butter angemacht. Schafe konnte ich in Bassikunnu nicht kaufen, die Leute haben selbst nicht viel,

ausserdem waren sie theuer. Die Gegend hier scheint wenigstens vor den Raubzügen der Araber sicher zu sein, die nicht so weit herabkommen, da hier nicht mehr die grossen Viehheerden zu finden sind wie in den nördlicher gelegenen Landstrichen. Die Höhe des Terrains ist hier dieselbe wie bei Bassikunnu, nämlich gegen 270 m; die Temperatur beträgt mittags gewöhnlich einige 30° C. im Schatten, morgens und abends etwas weniger.

Am Morgen des 12. August verliessen wir gegen 7 Uhr die Daya und ritten in südlicher Richtung weiter. Man hatte uns in Bassikunnu gesagt, Kala sei nur drei Tage entfernt, aber wir werden wahrscheinlich mehr als die doppelte Zeit brauchen. Dazu stellt sich jetzt heraus, dass meine Führer und Ochsentreiber noch nie in Kala gewesen sind und den Weg nur ganz im allgemeinen kennen. Sie hatten sich in Bassikunnu, wo sich sonst niemand fand, der mit mir gehen wollte, erkundigt und man hatte ihnen unter anderm auch gesagt, sie müssten auf einen grossen, isolirt stehenden Baobabbaum stossen.

Wir ritten von 7—12 Uhr in südlicher Richtung bei warmer Temperatur, die aber durch schwache Winde etwas gekühlt wurde. Dann schlugen wir die Zelte auf, um zu rasten. Als es gegen 3 Uhr weiter gehen sollte und schon alles zusammengepackt und auf die Thiere geladen war, erhob sich plötzlich ein Sturm, dem ein ganz furchtbares Gewitter folgte. Das Ganze trat mit einer solchen Plötzlichkeit auf, dass wir alle gründlich durchnässt wurden. Wir konnten unter diesen Verhältnissen nicht weiter ziehen, stellten die durchnässten Zelte wieder auf und blieben liegen, um dieselben austrocknen zu lassen. Während der Nacht aber begann der Regen aufs neue. Es war ein überaus ungesundes Nachtquartier auf dem feuchten Boden, in den durchnässten Zelten, und ich fürchte, wir werden hiervon später noch zu leiden haben.

Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr waren die Sachen so weit getrocknet, dass wir aufbrechen konnten, aber schon nach anderthalbstündigem Marsch umzog sich der ganze Himmel dicht mit Gewitterwolken, und wir waren noch nicht mit dem Aufschlagen der Zelte fertig, als wieder ein heftiger lange andauernder Regen losbrach. Da sich immer neue Wolken im Süden sammelten, so war an eine Weiterreise nicht zu denken und wir mussten wieder hier in den durchnässten Zelten liegen bleiben. Ich war darüber sehr ärgerlich, da ich gern so bald als möglich die Stadt erreicht hätte, wo man in trockenen Wohnhäusern vor derartigen häufigen Regengüssen geschützt ist.

Das Terrain hat sich hier gehoben und beträgt die Seehöhe bereits 300 m. Die Gegend hat einen hübschen parkartigen Charakter, dünner Wald mit vielen freien Plätzen, die mit Lateritgrus bedeckt sind. Die Wälder müssen reich an allerhand jagdbaren Thieren sein, aber uns ist nichts aufgestossen; es ist auch unmöglich, die Karavane halten zu lassen, um die Umgegend zu durchstreifen, es ist dann ein Tag verloren und wir mussten mit Rücksicht auf Proviant und die nasse Witterung suchen, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen. Diese vielen Regen haben denn doch schon bei meinen Leuten eine schlechte Wirkung hervorgebracht. Hadsch Ali sowol wie Benitez fühlen sich recht unwohl. Ersterer klagt neben allgemeinem Unwohlsein über Magenkatarrh, eine Folge offenbar des schlechten Wassers, und Benitez hat infolge der häufigen Regen Fiebererscheinungen. Ich muss nun bereits die Vorwürfe anhören darüber, dass wir nicht den trockenen Weg durch die Wüste nach Walata gewählt haben. Ich kann dabei nur auf den Zweck meiner Reise hinweisen, die am wenigsten bekannten Strecken zu bereisen, sowie auf die Gefahren, welche in den südwärts von Walata gelegenen Gegenden durch die räuberische herumstreifende

Araberbevölkerung drohen. Hier dagegen werden wir doch, sobald wir Kala erreicht haben, in gutbevölkerte Gegenden kommen und jeden Abend in einem Dorfe absteigen können. Ich muss gestehen, dass ich mich danach sehnte; dieses wochenlange beständige Bivuakiren im Freien, das reine Buschmannleben ist für die Dauer doch nicht zu ertragen, man sehnt sich nach menschlichen Wohnungen.

Es trat eine Art Muthlosigkeit und Misstimmung bei meinen Leuten ein, die noch dadurch erhöht wurde, dass wir eine höchst ungenügende Kenntniss der Wege bei unsern Leuten bemerkten; wir brauchten freilich nur immer südwärts zu gehen und wären endlich doch in eine Bambaraniederlassung gekommen, aber das hätte noch sehr lange dauern können. Ich konnte nur immer vertrösten auf die Zukunft, unsere Ankunft bei den Franzosen u. s. w. Was da noch für Schwierigkeiten zu überwinden waren, wusste ich freilich besser als meine Leute.

Am 14. August kamen wir endlich ein Stück weiter. Während der Nacht hat es zwar nicht geregnet, aber als wir des Morgens aufstanden, war der Himmel dicht umzogen, sodass wir erst einige Stunden abwarten mussten, was geschehen werde. Gegen 10 Uhr brachen wir auf, aber schon um 12 Uhr wollten meine Leute nicht weiter; es geht sehr langsam vorwärts und wir kommen mit dem Proviant in grosse Verlegenheit. Meine Ochsentreiber hatten sich von Bassikunnu aus eine Art Griesmehl mitgenommen, das aber schon fast zu Ende ist, und sie essen täglich nur noch einmal. Ich muss schliesslich den Leuten von meinem ohnehin geringen Proviant noch etwas geben, obgleich wir nur auf drei bis vier Tage eingerichtet waren.

Wir durchzogen heute eine sehr dichte Waldpartie, in der es für die Thiere schwer war, durchzukommen; Lateritgestein tritt jetzt immer häufiger auf.

Gegen 3 Uhr brachen wir die Zelte ab und ritten in

südlicher Richtung weiter, aber bereits um 5 Uhr hielten wir wieder, da wir eine grosse Daya erreicht haben. Kurz vorher sahen wir denn auch den ersehnten riesigen Baobabbaum, ein schönes Exemplar von ungefähr 6 m Umfang, der durch sein vereinzeltes Vorkommen inmitten zwischen niedrigem Buschwerk und kleinen Bäumen einen grossartigen Eindruck macht. Wie erwähnt, gilt er als Merkzeichen für die Karavanen und bezeichnet ungefähr die Mitte des Weges zwischen Bassikunnu und Kala. Diesen Weg haben wir wiederholt verloren und sind im Walde herumgeirrt, sonst hätten wir den Baum schon lange erreicht. Von Bassikunnu an bemerkt man von Lastthieren ausgetretene Wege und wir folgten natürlich diesen; als dann die Gegend waldiger wurde, verloren sich diese Wegspuren, wir folgten häufig falschen Fusseindrücken von Rindern, wodurch wir von der Hauptrichtung abgelenkt wurden, und dadurch sowie infolge des vielen Regens haben wir allein bis zur Erreichung dieses Baobabbaumes fünf Tage gebraucht.

Am 15. August hatten wir einmal einen regenfreien Tag. Von früh 7 Uhr bis abends sind wir, mit Ausschluss von zwei Stunden, im dichten Walde herumgeirrt; wir hielten im allgemeinen die Südrichtung ein, aber die Wegspuren waren verloren gegangen. Meine Leute hatten gehofft, ein Bambaradorf zu erreichen, aber vergebens; wir waren endlich so erschöpft, dass wir abends gegen 5 Uhr mitten im Walde liegen blieben und die Zelte errichteten. Die Nahrung war sehr knapp; die Rinder und Esel mussten wir anbinden und konnten sie nicht frei herum weiden lassen, aus Furcht vor Löwen. Trotzdem meine Treiber die ganze Nacht ein Feuer unterhielten, konnte doch niemand von uns schlafen; hier hatten wir auch zum ersten mal auf der ganzen Reise von Mosquitos zu leiden, eine bisher unbekannte Plage.

Während der Nacht wollten meine Leute Flintenschüsse

gehört haben, wahrscheinlich von Jägern herrührend, und am folgenden Morgen gingen wir denn auch nach jener Richtung hin weiter. Der Wald war recht dicht und wir hatten Noth, mit den beladenen Rindern durchzukommen; stellenweise traten aus Laterit bestehende Bodenerhebungen hervor. Je weiter wir südwärts kamen, um so mehr lichtete sich der Wald und bald nahm er wieder jenen parkartigen Charakter an, mit weiten offenen, grasreichen Flächen, Gruppen von Buschwerk, einzelnen höhern Bäumen, auch Baobab, Affenbrotbäume, traten wieder auf, ein in jeder Beziehung günstiges Jagdterrain. Nachdem wir mehr als vier Stunden im Walde mehr oder weniger planlos herumgelaufen waren, erblickten wir endlich von fern die hohen Rispen der Hirsefelder, als Anzeichen eines in der Nähe befindlichen Ortes; bald bemerkten wir auch die schmalen Spuren eines betretenen Weges, und indem wir denselben folgten, gelangten wir nach einem halbstündigen Ritt an die ersten Häuser des Städtchens Farabugu. Barth gibt in einem seiner zahlreichen Itinerarien, die er durch Erkundigungen zusammengestellt hat, diesen Ort gleichfalls an auf der Strasse von Walata nach Sansandi.

Farabugu ist ein kleines Städtchen, kaum so gross als Bassikunnu, mit Lehmhäusern. Die Bewohner sind Bambaraneger, von denen nur ein kleiner Theil den Islam angenommen, die übrigen sind Heiden, d. h. sie kümmern sich einfach um gar nichts, was Religion betrifft. Aber auch die durch die Kriegszüge Hadsch Omar's mit Gewalt zum Islam bekehrten Bambara sind äusserst laue Gläubige; kaum dass sie einmal am Tage ihr Gebet verrichten. Die gewöhnlichen Bambara verstehen auch nicht Arabisch, und ausser Allah Kebir wissen sie so gut wie nichts von der Lehre Mohammed's.

An der Spitze der Stadt stehen zwei Brüder, von denen der eine es vorgezogen hat, Mohammedaner zu werden,

während der andere Heide geblieben ist. So bleibt die Herrschaft in der Stadt hübsch in der Familie; der eine hat die bekehrten Bambaraneger zu Freunden, der andere die nichtbekehrten Ungläubigen, und so leben beide Theile ganz friedlich nebeneinander und cultiviren ihre einzige Beschäftigung: den Sklavenhandel.

Wie überall in den Städten dieser Gegend haben sich auch hier eine Anzahl Araber angesiedelt; einer derselben ist sogar ein entfernter Verwandter von Abadin; das Ansehen des letztern ist hier ein sehr bedeutendes, und als wir erklärten, von ihm zu kommen, wurden wir im allgemeinen ganz gut empfangen. Wir schlugen die Zelte ausserhalb des Ortes auf, und bald kamen zahlreiche Neugierige. Gegen Sonnenuntergang kehrten die Sklaven von der Feldarbeit heim und blieben erstaunt vor unsern fremdartigen Zelten stehen. Auch der eine der Scheichs erschien, und kurz darauf schickte jeder der Brüder uns ein Schaf als Gastgeschenk. Sie verlangten aber dafür so werthvolle Gegengeschenke, dass Hadsch Ali, der überhaupt mit Widerwillen diese ungläubige Bambarabevölkerung betrachtet, in den grössten Zorn gerieth und furchtbar schimpfte auf die rohen Neger, die „weder an Gott noch an den Propheten glauben“. Wir schickten endlich etwas Zeug und einige Säbel als Gegengeschenk und erklärten, nichts weiter zu haben. Man war in Farabugu sehr unzufrieden damit und vernachlässigte uns dann auch auf alle Weise. Die Negerbevölkerung, besonders der jüngere Theil, betrug sich zudringlich und frech, und wenn wir nicht ein paar Araber aus der Stadt als Gesellschaft gehabt hätten, so wären leicht allerhand unliebsame Scenen entstanden.

Wie erwähnt, umgeben grosse Felder von Negerhirse die Stadt, aber wir sahen auch nicht unbedeutende Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, sowie gleichfalls viele Pferde und Esel. Es scheint ein wohlhabender Ort zu sein,

und die Bevölkerung dürfte inclusive der zahlreichen Sklaven mehrere tausend Seelen betragen.

In der nächsten Nähe der Stadt sind mehrere grosse Dayas, die das ganze Jahr Wasser führen. Man sammelt hier zur Blütezeit den Grassamen und benutzt ihn als Nahrungsmittel. Ich bemerkte an verschiedenen Orten ausserhalb der Stadt Frauen beschäftigt, die mit einem eigenthümlich construirten Apparat durch das Gras strichen und so den Samen sammelten. Es ist ein Korb mit einer Anzahl kleiner, eng nebeneinander stehender Stäbchen, wie ein kleiner Rechen; indem nun die Arbeiterin mit einer geschickten Bewegung den Korb durch das Gras zieht, wird der Samen aus den Hülsen gestrichen und fällt in den Korb.

Meine Leute aus Bassikunnu waren sehr befriedigt, endlich sich einmal an Fleisch satt essen zu können, und ich liess so viel geben, als sie nur wollten, damit sie bei guter Laune blieben. Hadsch Ali und Benitez waren ziemlich misgestimmt, ersterer wegen der ungläubigen rohen Neger. denen es vollständig gleichgültig war, ob er sich ihnen als Scherif und Neffe Abd-el-Kader's vorstellte oder nicht, die nur ihren fanatischen und räuberischen Herrn in Segu kannten; und Benitez fühlte sich entschieden unwohl schon seit mehrern Tagen. Ja, ich glaubte zu bemerken, dass, seitdem wir den Ueberfall durch die Ulad-el-Alusch gehabt haben, sich Benitez verändert hat; es hat das einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und dazu kommen nun noch die infolge der Nässe auftretenden Fiebererscheinungen.

Wir mussten während der Nacht einige der Führer wachen lassen, da die Bambarabevölkerung als diebisch gilt, besonders wenn so viele Sklaven sich beisammen finden.

Während der folgenden Nacht regnete es wieder sehr stark, aber trotzdem brachen wir am 17. August früh um 7 Uhr auf, um endlich Kala zu erreichen und in einem

trockenen Hause wohnen zu können. Aber was für einen Weg hatten wir zurückzulegen! Das vollständig ebene, fast abflusslose Terrain war in einen Teich verwandelt infolge der häufigen Regengüsse in der letzten Zeit; die Thiere wateten beständig tief im Wasser und stürzten häufig. Es war immer eine äusserst schwierige Aufgabe für uns, die mit dem schweren Gepäck belasteten Thiere wieder in die Höhe zu richten. Ganze Strecken hindurch mussten wir selbst bis an die Knie im Wasser waten, da die Ochsen uns nicht mehr tragen konnten; besonders mein Esel stak oft so fest im Sumpf, dass er keinen Schritt vorwärts noch rückwärts machen konnte. Auf diese Weise verbrachten wir fast vier Stunden, ehe wir etwas höheres Terrain erreichten; wir kamen an ein kleines Dorf und blieben hier einige Zeit liegen, um uns zu trocknen. Es war ein fürchterlicher Marsch gewesen, besonders für den kranken Benitez. Die Sorghumfelder, die auch zum grossen Theil unter Wasser standen, strecken sich weit nach Süden zu, und lange Zeit hindurch wateten wir in dem sumpfigen Erdreich herum. Gegen 3 Uhr verliessen wir die Haltestelle, wo wir das Gepäck geordnet und uns selbst so gut es möglich war etwas hergerichtet hatten; nach einem mehr als dreistündigen Ritt erreichten wir dann Kala-Sokolo. Das Terrain wurde wieder höher und war auch zum grössten Theil trocken.

Von Bassikunnu bis hierhin wurde eine stetige, wenn auch sehr allmähliche Erhebung des Bodens wahrgenommen. Erstere Stadt hat gegen 270 m Seehöhe, während die Gegend zwischen Farabugu und Kala 320 m aufweist; die Temperaturen waren in den letzten Tagen erträglich gewesen und erreichten selten 30° C. Das Städtchen Farabugu bildet die nördlichste Ortschaft des grossen Bambarareiches, das jetzt von Segu aus durch Sultan Ahmadu, ältesten Sohn Hadsch Omar's, beherrscht wird; soviel ich dort hörte, war man mit diesem Fremdling — denn er ist

ein Futa — und seinen räuberischen Streifzügen nicht zufrieden.

Aufenthalt in Kala. — Stundenweit erstrecken sich die Felder von Negerkorn, welche Kala umgeben, und als wir die ersten Zeichen der Cultur erblickten, athmeten wir erleichtert auf im Hinblick auf die zu erwartende ruhige Unterkunft. Man hatte uns gesagt, dass ein arabischer Scherif in der Stadt sich befände, und Hadsch Ali bestand natürlich darauf, dass wir diesen um Gastfreundschaft angingen und nicht den Bambara-Scheich. Der Scherif nahm uns auch recht freundlich auf; es war ein hagerer Mann in den funfziger Jahren, mit einer Fülle schwarzen Haupthaares, gekleidet einfach in die hier übliche blaue Toba; er litt etwas an Rheumatismus im Bein. Wir erhielten ein kleines Haus, das, wie alle Häuser in Kala, aus Lehm errichtet ist, aber einen mit Matten überdeckten Vorbau besass, eine Art Veranda.

Kala, wie es die Araber nennen, und Sokolo, wie die Stadt von den Bambara bezeichnet wird, ist von ziemlich bedeutendem Umfang und dürfte mindestens 6000 Bewohner zählen, die zum allergrössten Theile Bambaraneger sind, nur eine kleinere Colonie von Arabern hat sich auch hier angesiedelt, die aus dem Hodh eingewandert ist. Die Vorfahren des Scherifs stammen aus Marokko und haben sich im Hodh, später hier angesiedelt. Die Strassen der Stadt sind verhältnissmässig breit, aber unregelmässig; ausser den Häusern aus gestampftem Lehm befinden sich auch zahlreiche aus Stroh und Schilf errichtete runde Zelte hier, besonders auf einer sehr breiten Strasse, eigentlich einem Platz, der etwas tiefer lag als mein Haus; hier wohnt ausschliesslich Negerbevölkerung.

Wie erwähnt, wird der Ackerbau hier stark betrieben und ausgedehnte Kornfelder umgeben die Stadt; dicht dabei

sind grosse Dayas, die stets Wasser führen; an einer derselben stehen drei riesige Bäume.

Als der Bambara-Scheich erfuhr, dass Fremde bei dem Scherif angekommen seien, schickte er sofort seinen Neffen und dieser untersuchte zunächst unser Gepäck; wir mussten jeden Sack vollständig ausleeren und zeigen, was wir be-



Fig. 11. Bambaraneger.

sassen. Man sagte uns, es geschähe diess, um nach zollpflichtigen Waaren zu sehen; Handelsartikel werden hier beim Eintritt ins Bambaraland mit einem Eingangszoll belegt. Da wir nichts Zollpflichtiges hatten, entfernte sich der Abgesandte des Scheichs wieder, er hatte jedenfalls nachsehen sollen, was wir eventuell für Geschenke mit uns

führen. Hadsch Ali war darüber wieder wüthend und bedauerte es aufs lebhafteste, zu diesen rohen Ungläubigen gegangen zu sein.

Wir genossen im Hause des Scherifs die vollständige Verpflegung; dieselbe bestand darin, dass er uns täglich zweimal eine Schüssel voll mit Butter angemachtem Reis schickte, in welchem kleine Stückchen von getrocknetem Rindfleisch lagen. Es war ein recht dürftiges Essen, aber wir konnten uns kein besseres schaffen. Die wenigen Stücke Zeug und die paar Duros, die ich noch besass, musste ich zum Miethen von Lastthieren verwenden; ausserdem wünschte Hadsch Ali nicht, dass wir viel frisches Fleisch kaufen möchten, um nicht den Schein des Reichthums zu erwecken; ich konnte aber doch nicht umhin, Eier und Hühner gegen Kaurischnecken einzutauschen. Ein Ei kostete 5 Kauri, ein Huhn 30—40, je nach der Grösse.

Abdullah (Benitez) ist recht schwer krank geworden und geniesst schon seit mehrern Tagen absolut nichts; seine Gesichtsfarbe ist fahl, er ist abgemagert und matt und theilnahmlos liegt er den ganzen Tag über auf einem Fleck. Ich habe die ernstesten Besorgnisse für ihn. Aber auch die andern werden krank und ich muss beständig Vorwürfe anhören.

Die Araber hier scheinen auch nicht besonders fromm zu sein, denn der Kerim (das Fasten während des Tages beim Rhamadanfest) wird hier gar nicht gehalten. Zum Glück hatten wir noch etwas Thee, aber keinen Zucker, und der Scherif, der den ganzen Tag bei uns zubrachte, trank mit Vergnügen den Thee und rauchte dazu. Als wir ihn darüber befragten, sagte er, er sei krank und in diesem Zustande dürfe man alles thun. Der Scherif, der weiss, dass ich Christ bin, darüber aber in gar keiner Weise entrüstet ist, ist ausserordentlich wissbegierig, und täglich fragte er uns nach allen Richtungen aus. Ich musste ihm

die politischen Verhältnisse von Europa mittheilen, er verlangte geographische Nachrichten, und zeichnete selbst in roher Weise die nordafrikanische Küste mit einem Stab in den Sand und bezeichnete im allgemeinen richtig die Lage der Länder. Er wollte unsere Schriftzeichen kennen lernen, und ich musste ihm etwas schreiben; er verlangte, dass ich



Fig. 12. Bambaranegerin mit Kind.

Deutsch zu ihm spreche, damit er höre, wie diese Sprache klingt, kurz über alles und jedes wollte er Auskunft.

Den Ochsentreibern von Bassikunnu hatte ich hier noch den Rest ihrer Forderung auszuzahlen und sie verlangten die Summe in Kauris. Der Scherif besorgte mir den Um-

tausch von Zeug in dieses Muschelgeld, und brachte mir für ein Stück sogenannten Guinéestoff 12000 Kauri; für einen spanischen Duro erhielt ich hier nur 3500 Stück. Es ist möglich, dass der Scherif bei diesen Geschäften, deren Austragung er sich nicht nehmen liess, auch etwas verdient hat, aber viel kann das nicht gewesen sein.

Die Frage wegen des Weiterkommens wurde nun ernsthaft discutirt. In Bassikunnu hatten wir den Plan gefasst, hier in Kala Ochsen zu kaufen, um dann unabhängig von jedermann, langsam von Dorf zu Dorf ziehend, auf diese Weise den Senegal zu erreichen. Der Scherif rieth uns aber dringend ab. Einmal, meinte er, würden die Bambara sehen, dass ich viel Geld bei mir habe, wenn ich Ochsen kaufe, von denen das Stück mindestens auf 40—50000 Kauris zu stehen kommt, und das würde die Habsucht des Scheichs erregen; andererseits würden wir unterwegs nicht sicher sein. Man würde uns doch ohne weiteres als Fremdlinge erkennen, und sich gar kein Gewissen daraus machen, uns die Thiere wegzunehmen. Es sei das Sicherste, wenn ich von den hiesigen Leuten einige Ochsen miethen würde bis zur nächsten grössern Stadt; dann würde von selbst eine Anzahl Treiber und Führer mitkommen, welche auf die Thiere Acht geben. Das leuchtete mir natürlich auch vollständig ein, nur war es schwierig, solche Leute zu finden. Ein Mann erklärte sich bereit, mir Ochsen bis Gumbu zu vermiethen, wenn ich pro Stück 36000 Kauri zahlen wollte; natürlich konnte ich auf eine solche unverschämte Forderung nicht eingehen.

Am 19. August lagen meine sämmtlichen Leute krank danieder. Benitez sehr schwer, die andern leichter; verdorbener Magen und Kälte und Nässe hatten alle angegriffen und ich selbst musste mich sehr zusammennehmen, um nicht auch noch ernstlich zu erkranken. Zum Unglück sind wir von allem entblösst; Kaffee, Wein, Zucker, Taback

sind schon lange ausgegangen, nur ein kleiner Rest grünen Thees ist übrig, der noch ein paar Tage anhält. Von Medicin habe ich nur noch Chinin; die Brausepulver, Brech- und Dower'sche Pulver sind meistens durch das Wasser ruinirt; nur einige wenige Brechpulver hatte ich gerettet und verabreichte Hadsch Ali ein solches; er fühlte sich auch etwas besser danach. Kaddur, der sonst so feste und gesunde Marokkaner, musste sich auch niederlegen, und ich hatte eine schlaflose Nacht.

Der Scheich der Bambara verlangte Geschenke von mir, ohne dass er mir etwas gegeben hätte, und zwar will er viel haben. Eine gestickte Toba aus Timbuktu, blaue Decken, Zeug u. s. w., alles das gefällt ihm. Hadsch Ali gerieth über diese Anmassung eines Ungläubigen wieder in Zorn, aber endlich mussten wir ihm etwas schicken. Da der Scheich sah, dass nicht viel zu erhalten war, gab er sich vorläufig zufrieden.

Hier gibt es bereits die Institution der Hofsänger (Griot). Es sind das Leute, die sich beständig im Gefolge des Scheichs aufhalten, von diesem ernährt werden und bei passender Gelegenheit, bei Tafeleien, besonders aber wenn Fremde im Orte anwesend sind, das Lob ihres Herrn in Gedichten singen müssen. Auch zu uns kam wiederholt ein solcher Hofpoet, der uns schon früh morgens aus dem Schlafe weckte. Nachdem er die Tugenden seines Herrn uns in melodielosen Gesängen hergeleiert hatte, wozu er eine Art Guitarre benutzte, besang er auch uns, pries uns glücklich, die grosse Reise ohne Unfall zurückgelegt zu haben, und ging gewöhnlich nicht eher fort, als bis er ein Geschenk an Kauris erhalten hatte. Die Leute scheinen unter den Arabern kein besonderes Ansehen zu geniessen, denn unser Scherif fuhr einen solchen hartnäckigen Bettler wiederholt barsch an. Diese Leute müssen auch mitgehen, wenn Krieg- oder Raubzüge unternommen werden, und die

Theilnehmer durch Gesänge ermuthigen. Gleichzeitig scheinen sie aber auch als Spione zu dienen, und ich vermuthe, die Leute kamen nur zu uns, um über alles, was vorgeht, unterrichtet zu sein. Der Scheich hatte Mistrauen gegen uns, aber auch gegen den Scherif; er war erbost, dass uns dieser letztere, und mit ihm natürlich die ganze arabische Colonie, auf alle Weise in Schutz nahm und unterstützte, und argwöhnte, wir möchten dem Scherif ein grosses Geschenk in Gold oder Silber gemacht haben, um das er nun, als Scheich des Ortes, gekommen war. Ich merkte bereits, dass mit den Bambara ein schwerer Verkehr ist; sie sind wilde habgierige Burschen, mögen sie den Islam angenommen haben oder nicht.

Am 22. August hatten wir abends ein starkes Gewitter; noch liegt alles krank danieder und mit Mühe besorgt der kleine Faraschi allein die verschiedenen häuslichen Geschäfte. Auch der Scherif hat sich krank melden lassen; bei Regen scheinen seine rheumatischen Schmerzen zuzunehmen. Es war daher eine recht trübe Stimmung über uns gekommen. Auch machte es Schwierigkeiten, Leute zu finden, welche mit uns weiter reisen und uns Thiere vermiethen wollten, der Scheich des Ortes ist uns offenbar unfreundlich gesinnt, alle Welt krank, meine Mittel äusserst beschränkt und dazu noch der Mangel aller europäischen Genussmittel und nur auf die Reiskost unsers übrigens freundlichen Wirthes angewiesen, die selten durch ein kaum geniessbares Kuskus aus Negerhirse unterbrochen wurde — das alles, sowie die beständigen Vorwürfe Hadsch Ali's, warum ich nicht über Walata gegangen sei, regte mich natürlich auf und ich musste fürchten, selbst zu erkranken.

Es ist hier in Kala sogar eine kleine Industrie; einer unserer Besucher entpuppte sich als geschickter Eisenarbeiter. Er verfertigt sowol überaus zierliche kleine Dolche in Lederscheiden, die Klinge gewöhnlich mit Inschriften

und Verzierungen versehen, als auch die schon früher erwähnten Tabackspfeifen. Der Kopf wird aus schwarz gebeiztem Holz hergestellt und mit kleinen eingelegten Silberringen verziert; das lange Mundstück ist von Eisenblech. Es wird hier sehr viel geraucht, meistens ein einheimischer sehr starker Taback, an den ich mich nicht gewöhnen konnte. Es mag an und für sich ein guter Taback sein, aber jedenfalls verstehen die Leute nicht die Zubereitung der Blätter. Auch hier sah ich die schon früher beobachtete Sitte, dass der Taback, ehe er in die Pfeife gestopft wird, etwas mit Butter eingerieben wird! Ich bemerkte das schon einmal im Wad Draa bei Scheich Ali und wollte meinen Augen nicht trauen, als derselbe den Taback mit etwas Butter zu kleinen Kügelchen rollte und dann in die Pfeife schob; es gibt das natürlich einen überaus starken, abscheulichen Geruch und Geschmack, sodass ein Fremder einen so zubereiteten Taback unmöglich vertragen kann. Schnupftaback ist nicht unbekannt, aber mehr fand ich denselben in Timbuktu und Arauan in Gebrauch; es ist ein gelbliches, äusserst scharfes Pulver, welches man in kleinen zierlichen Lederdosen aufbewahrt.

Unterdess suchte ich die Verhandlungen wegen der Weiterreise so gut als möglich fortzusetzen. Nach allem, was ich erfahren, ist es wol das Beste, wenn ich von hier nach dem ungefähr sechs Tagereisen westlich entfernten Orte Gumbu reise, und von dort aus wieder neue Thiere miethe. Am 22. August liess mir der Scherif sagen, dass er von einigen Fulani (Fulbe) vier Ochsen für mich gemiethet habe; die Leute hätten sich auch bereit erklärt, mit mir bis Gumbu zu ziehen; zwei Tage später hiess es wieder, die Fulani hätten ihre Zusage zurückgenommen, sodass ich in beständiger Ungewissheit schwebte.

Als Hausfreund hat sich hier ein schlauer Araber aus Kassambara eingestellt, eine Stadt etwas südwestlich von

Walata; ich gab mir alle Mühe, den Mann zu der Reise bis Medina am Senegal zu engagiren, versprach ihm grosse Belohnungen, aber er weigerte sich, angeblich aus Rücksicht auf seine Frau. Dagegen gelang es ihm, uns eine ganze Anzahl kleiner Geschenke zu entlocken für Auskunft und Zusagen aller Art, die für uns später keinen Werth hatten.

Am 24. August fühlte sich Hadsch Ali etwas besser und stand auf, und auch Benitez hat seit fast acht Tagen gestern das erste mal eine Kleinigkeit zu sich genommen, aber sein Kopf ist befangen, er kann nicht aufrecht stehen, sondern muss immer liegen; wenn er die Hütte verlässt, müssen ihn zwei Leute führen, und dann knickt er gewöhnlich nach zwei Schritten zusammen, sein Kopf fällt auf die Seite und er bleibt liegen. Es ist dies ein schrecklicher Anblick, diesen so überaus kräftigen jungen Mann in diesem Zustande zu sehen, ohne irgendetwas zu haben, womit man helfen kann. Der Zustand Abdullah's erregte selbst bei unsern Besuchern aus Kala Mitleid, aber dieselben haben natürlich gegen ein solches Leiden, das ein typhöses Fieber zu sein schien, und von dem die hiesigen Bewohner nie befallen werden, kein Mittel. Platzwechsel hielt ich auch jetzt für das Beste, aber es wäre unmöglich gewesen, den kranken Mann in diesem Zustande mitzunehmen.

Am 25. August war Hadsch Ali wieder krank und auch ich fühlte mich nicht wohl, sodass überhaupt nur der kleine Faraschi so ziemlich in geordneten Gesundheitsverhältnissen war. Der Scherif kam heute wieder, er hinkte stark und der Rheumatismus plagte ihn sehr. Abends verschaffte er uns etwas frische Milch, was uns sehr wohlthat. Ich bedauerte lebhaft, dieses treffliche Nahrungsmittel hier nicht öfters bekommen zu können, aber die Leute haben ihr Vieh weit ausserhalb der Stadt und nur wenige Ziegen kommen des Abends von der Weide herein.

Die folgenden Tage vergingen in trostloser Einförmigkeit; keiner von uns fühlte sich wohl, und jeder erwartete sehnlich den Tag der Abreise. Wir hatten häufig Regen während der Nacht, auch manchmal am Tage, sind also wirklich so recht in die Regenzeit hineingekommen. Mein Unwohlsein nahm zu und ich bekam ähnliche Erscheinungen wie Abdullah: schweren Kopf, Schwäche in den Gliedern, Appetitlosigkeit. Abdullah selbst hat sich die letzten Tage in Kala doch so weit erholt, dass er aufrecht stehen und selbst nothdürftig ein paar Schritte gehen kann.

Am 28. August hat endlich der Scherif definitiv mit den Fulbe abgeschlossen; dieselben gehen mit uns bis Gumbu und besorgen fünf Lastochsen. Ich selbst benutze meinen trefflichen Esel aus Timbuktu, der mir jetzt sehr zu statten kommt, denn ich hätte einen Reitochsen mehr miethen müssen, was hier sehr schwer geht; habe ich doch Mühe und Kosten genug gehabt, die vier Stück aufzutreiben. Es wurde ausgemacht, dass die Fulani in Gumbu abgezahlt werden; dort will ich mir für einige Goldringe, die ich noch besitze, blauen Stoff kaufen, der in diesen Ländern allgemein als Zahlungsmittel angenommen wird.

Warum sich die Leute hier so schwer entschliessen, nach Westen zu reisen, verstehe ich nicht; nach Süden zu, nach Sansandig, Segu u. s. w. hätte ich leicht Führer bekommen, aber ich wollte dahin nicht, weil ich fürchtete, dass in der Nähe des Nigir das Klima noch schlechter ist. Ausserdem steht der Sultan Ahmadu von Segu in keinem guten Rufe. Hätte ich damals gewusst, dass die französische Expedition von Gallieni sich im Segugebiet aufhielt, so wäre ich vielleicht doch dahin gegangen; aber ich erhielt nur ganz allgemeine und sehr mit Mistrauen aufzunehmende Nachrichten über die dortigen Vorgänge, und so zog ich es doch vor, den ersten Plan, nämlich nach Medina zu gehen, beizubehalten.

Während der letzten Tage meines Aufenthalts plagte mich der Scherif sehr wegen Medicamenten. Ich hatte eine Anzahl aber meistens verdorbener Artikel, er wollte aber von allen haben; ich gab ihm schliesslich eine Anzahl Chininpulver, ferner eine Quantität Bittersalz, sowie eine grosse Flasche voll Reispuder, die sich merkwürdigerweise erhalten hatte; ferner bat er um Schreibpapier und Schreibutensilien. Er hatte noch nie Stahlfedern gesehen, ich musste ihm solche zurücklassen, ferner eine Brille, kurz alles, was ich nur entbehren konnte. Jedes dieser Stücke wickelte er sorgfältig ein und schrieb eine arabische Etikette hinzu. Er brachte mir auch einmal seinen Raritätenkasten, und da fanden sich auch Gold, Silber und Edelsteine, wie er mir geheimnissvoll mittheilte; er habe die Stücke von einem Araber erhalten, der sie im Gebirge gefunden hat. Das Gold und Silber war aber Schwefelkies und Bleiglanz und die Edelsteine bestanden aus Quarzkrystallen.

Der Scherif besass eine interessante Tabackspfeife, die schon lange meine Neugier gereizt und den Wunsch rege gemacht hatte, sie zu besitzen. Sie hatte dieselbe Form wie die hier üblichen, aber statt des hölzernen Kopfes besass sie einen ausgehöhlten Steinkopf; dieser Stein machte mir trotz des flüchtigen Besichtigens den Eindruck von Nephrit. Der Scherif legte hohen Werth auf diese Pfeife und wollte sich auf keinen Fall von derselben trennen; sein Grossvater soll den Stein einst auf einer Reise durch die Sahara von Marokko aus durch das Hodh gefunden haben. Es wäre dies dann einer von den wenigen Nephritfunden, die man in Afrika kennt. Hätte ich viel bieten können, so würde ich den Scherif auch wol bewogen haben, mir die Pfeife zu überlassen.

Dieser Scherif von Kala-Sokolo hat uns recht wesentliche Dienste geleistet; es war ein vernünftiger strebsamer Mann, der trotz seiner Abgeschiedenheit von der Welt und auf

den kleinen Bambaraort angewiesen sich eine richtigere Vorstellung von den christlichen Staaten gebildet hatte als viele Araber und Mauren, die nur wenige Stunden von den Stätten der abendländischen Cultur wohnen. Vorgreifend muss ich hier noch erwähnen, dass ich, nachdem ich schon einige Wochen von Kala abgereist war, erfuhr, der Bambara-Scheich von Sokolo habe ihm den grössten Theil seines Vermögens genommen, ja ihn sogar aus der Stadt vertreiben wollen, und zwar weil er einen Christen beherbergt und unterstützt hatte, der dem Scheich des Ortes nur geringe, ihm, dem Scherif aber vermuthlich sehr bedeutende Geschenke gemacht habe. Die Nachricht wurde uns von einigen Leuten mit solcher Bestimmtheit erzählt, dass wol etwas Wahres daran sein muss; es sollte mir sehr leidthun, wenn dem Mann für die mir gezeigte Freundlichkeit ein solches Unrecht zugefügt worden wäre.

Ich habe den Bambara-Scheich nie zu sehen bekommen; seine Verwandten und Vertrauten aber kamen wiederholt zu uns. Uebrigens scheinen mir die in Kala herrschenden Leute keine Bambara zu sein; viele von ihnen sind offenbar Futa, also Günstlinge und Creaturen vom Sultan von Segu, der sie hierher versetzt hat. Die Futa sehen entschieden intelligenter aus als die Bambara.

Ausser Bambara und Arabern gibt es auch eine Anzahl Assuanikneger hier, die früher einmal ein eigenes Reich gebildet haben; wir kommen später bei den Assuanikortschaften nochmals auf dieselben zurück.

Während der Araber auf seinen Wanderzügen weit in den Sudan hineingekommen ist, scheint der hispanische Jude nicht über Timbuktu hinauszukommen; hier in den Bambaraländern gibt es jedenfalls keine; in den weiter westlich gelegenen Landschaften reisen die Juden wahrscheinlich mehr nach Süden, und da in Walata einige Familien sein

sollen, ist es nicht unmöglich, dass sie auch bis in einzelne Städte des Hodh hinabreichen.

Ein bedeutender Handelsplatz ist jetzt Kala nicht, es werden vorherrschend hier Sklaven verkauft; vielleicht wird auch von dem Negerkorn etwas nordwärts in die getreidearmen Länder geschickt; Reis wird hier wenig gebaut und sogar von auswärts eingeführt. Guru-(Kola-)Nüsse gibt es hier nur in geringen Mengen zu kaufen, Gold sieht man gar nicht, es circuliren als Werthmesser nur Stoffe, Kaurischnecken und Salz.

Hadsch Ali war sehr erfreut, als wir von den Bambara wegzogen, er fühlt sich hier unsicher und verlangt nur in Länder zu kommen, wo der Islam allgemein ist und womöglich alles Arabisch spricht. Dort ist auch eher Aussicht vorhanden, dass man seine Eigenschaft als Scherif würdigt, während das hier nicht geschieht. Der Abschied von unserm freundlichen Scherif in Kala war recht herzlich; er wünschte uns alles Gute für unsere Reise und beauftragte wiederholt unsere Fulaniführer, für uns zu sorgen; auch gab er Empfehlungsbriefe an einen Handelsfreund in Gumbu mit.

Wir waren zwar sämmtlich nicht bei voller Gesundheit, als wir den Bambaraort verliessen, aber ein längeres Verweilen hätte uns auch nichts genutzt, ich hielt stets möglichst häufigen Ortswechsel für das Beste. Am meisten hat uns allen wol das schlechte Wetter geschadet; die zahlreichen und heftigen Regengüsse, die wir auf dem Wege von Bassikunnu bis Kala zu bestehen hatten, der Aufenthalt in den feuchten Zelten auf dem feuchten Erdboden und der Marsch durch überschwemmtes Gebiet, dazu das schlechte Trinkwasser — das greift wol jeden mehr oder weniger an. Ausserdem scheint die Lage von Kala, trotzdem es gegen 320 m Seehöhe hat, weit weg vom Nigir liegt, bereits auf dem Plateau, und nicht mehr im Inundationsgebiet des Flusses, keine gesunde zu sein; der Scherif selbst klagte darüber,

dass er häufig hier krank sei. Der Mangel an fliessendem Wasser ist recht fühlbar, das aus dem Dayas genommene Wasser ist durch zahllose verwesende Organismen verunreinigt und infolge dessen schädlich. Es können das nur die Neger vertragen, die seit frühester Jugend daran gewöhnt sind.

Am 30. August verliessen wir Kala-Sokolo; und ehe wir weiter gehen in der Beschreibung des Weges, mögen einige Worte über die Bambara überhaupt Platz finden.

Die Stadt Kala ist eine sehr alte, denn es ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe Kala, welches ehemals ein kleines selbständiges Reich war, dann aber eine der drei grossen Abtheilungen des eine Zeit mächtigen Königreichs Melle bildete. Der bedeutendste König dieses Reiches, Mansa Musa (Kunkur Musa) gelangte im Jahre 1311 auf den Thron und gab dem Reiche eine bedeutende Entwickelung, sodass es, nach dem Ausspruch des schon früher erwähnten alten geographischen Schriftstellers Ahmed Baba, „eine Stärke zum Angriff ohne Mass und Grenze" besass. Dieser König unterwarf die vier grossen Gebiete des westlichen Theiles des Negerlandes, nämlich Baghena, Sagha oder das westliche Tekrur mit Silla; ferner Timbuktu und Sonrhay. In politischer Hinsicht wurde Melle in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt, die durch den Nigir getrennt wurden; in nationaler Beziehung bildete Melle drei grosse Provinzen: Kala, Bennendugu und Sabardugu, eine jede mit 12 Statthaltern. Der Statthalter der Provinz Kala wurde Wafála-feréngh genannt. Unter dem Namen Kala wurde offenbar die Provinz zunächst der Stadt Dschinnir, längs der Nordseite des Flusses, verstanden, mit Einschluss der Städte Sare und Same (Barth). Die Bewohner von Melle gehörten zu dem mächtigen Volke der Mandingo, welches grossen Einfluss hatte in diesem Theile Afrikas, bis die Fulbe oder Fulani anzogen und sich derart festsetzten, dass man sie gegenwärtig am mittlern Nigirlauf als das

wichtigste Volk ansehen muss. Die sogenannten Bambara, welche noch lange Heiden blieben, sind Verwandte des Mandingovolkes. Der früher erwähnte Hadsch Omar, ein fanatischer Futascheich, unterwarf die gesammten Bambaradistricte und setzte sich in Segu fest, das er zur Hauptstadt des Bambaralandes machte. Nach seinem Tode folgte ihm hier der jetzt noch regierende Sultan Ahmadu, der älteste Sohn Hadsch Omar's, während die beiden andern Söhne, Agib und Beschiru, als Statthalter in den später zu erwähnenden Orten Nioro (Rhab) und Kuniakari sind. Das Bambaraland ist berufen, demnächst mehr in den Vordergrund zu treten, als es bisher der Fall war, wenn es den Franzosen gelingt, ihren Einfluss bis nach Segu geltend zu machen. Wir werden daher später bei Besprechung dieser Expansionsbestrebungen und der dort projectirten Eisenbahnen nochmals Gelegenheit haben, auf die Bambara zurückzukommen.

Die Bambara sind ein unschöner Negerstamm, die nie eine besondere Entwickelung erreichten. Verwildert und demoralisirt sind sie besonders durch einen seit langen Jahren schwunghaft betriebenen Sklavenhandel; später kamen dann die Eroberungszüge Hadsch Omar's, der Moslimin aus ihnen machen wollte und blutige Kämpfe mit ihnen auszufechten hatte, die auf beiden Seiten mit grosser Grausamkeit geführt wurden. In allen mohammedanischen Staaten Nordafrikas herrscht bekanntlich noch die Sklaverei, und das Bambaragebiet ist es, welches hiervon den grössten Theil liefert. Jährlich ziehen Händler aus Marokko im Lande umher, um Negerburschen aufzukaufen, oder die Sklaven gelangen durch Händler in Timbuktu und Arauan nach Norden.

Einerseits sind die Bambara nicht zufrieden mit der Regierung Ahmadu's in Segu, andererseits aber legen sie auch den Franzosen Schwierigkeiten in den Weg, um sich

in Segu festzusetzen und dort bessere Verhältnisse herzustellen. Die letzten Expeditionen der Franzosen, die von Gallieni geleitete, sowie auch späterhin das unter Derrien stehende Corps hatten viel von den Angriffen der Bambara zu leiden.

Besonders französische Forscher sind es, welche Segu und die Bambaragebiete besucht haben. Mungo Park hat zuerst etwas ausführlichere Berichte gegeben, dann aber kam in den sechziger Jahren die wichtige Reise von Mage und Quintin, wodurch wir über die Verhältnisse in Segu, besonders über Hadsch Omar und seinen ältesten Sohn Ahmadu unterrichtet wurden; die Landschaft Kaarta hatte vor Mage schon in der vierziger Jahren Raffanel besucht und geschildert.

Mage war sogar genöthigt, Ahmadu auf einem Kriegszuge gegen einige aufständische Bambarastämme zu begleiten. Späterhin haben Gallieni, Soleillet, Derrien und andere die Bambaraländer bereist, alle mehr oder weniger in officiellen Missionen im Auftrage des Gouverneurs von Senegambien. Es ist in der That für diese Colonie von der grössten Wichtigkeit, in ein bestimmtes Verhältniss zu dem Bambarareich Segu am Nigir zu treten, um eine Communication zwischen Senegal und Nigir herzustellen. Jetzt ist man ja bekanntlich sehr ernstlich damit beschäftigt.

Alle Beobachter in Segu stimmen darin überein, dass Ahmadu nicht die Macht und das Ansehen wie sein Vater Hadsch Omar hat, und dass wenn nicht früher, so doch nach seinem Tode die Herrschaft dieser Futafamilie über die Bambara wieder ihr Ende erreichen wird. Ahmadu hat es nicht verstanden, sich treue Anhänger zu verschaffen; auch gilt er für geizig und soll ungeheuere Mengen von Gold in seinem Palaste aufgehäuft haben. Von diesem Goldreichthum Ahmadu's wurden mir schon in Timbuktu die fabelhaftesten Geschichten mit echt orientalischer Ueber-

treibung erzählt. Hadsch Ali glaubte all diese Sachen stets aufs Wort und konnte zornig werden, wenn ich die Aussagen seiner mohammedanischen Freunde als unwahr oder übertrieben darstellte.

Ahmadu, der sich gleichfalls den Titel Emir-el-Mumenin (Oberhaupt der Gläubigen) beigelegt hat, ist auch nicht glücklich in seinen Unternehmungen und statt einer Vergrösserung und Befestigung des Reiches tritt jährlich eine grössere innere Zersetzung ein, sodass sich selbst die noch lebenden alten Anhänger seines Vaters von ihm zurückziehen. Er könnte nur seine Autorität wiederherstellen durch einige grössere erfolgreiche Kriege.

Der Handelsverkehr in den Bambaraländern liegt mehr in den Händen der intelligentern Assuanik- (Saninku- u. s. w.) Neger, als in denen der Bambara selbst, die nur Producenten sind, ohne mit der Verwerthung der Producte sich zu befassen; ebenso finden sich hier viele Araber und Mauren aus dem Hodh, meist marokkanischen Ursprunges, die hier die Stelle der Juden vertreten.

Alles in allem ist die Regierung der Futadynastie in Segu kein Segen für das an allerhand Naturproducten reiche Bambaraland, und ein Einfluss der Franzosen würde hier sehr segensreich wirken; dazu ist es aber nöthig, die Macht des fanatischen Ahmadu zu brechen.

ACHTES KAPITEL.

REISE VON KALA-SOKOLO NACH MEDINET-BAKUINIT.

Abreise von Kala. — Fulbe. — Lebendige Vogelscheuchen. — Busgeria. — Faraschi. — Nara. — Assuanikneger. — Gumbu. — Barth's Kumba. — Scheich von Gumbu. — Ende des Rhamadan. — Bassaro. — Geschenke an den Scheich. — Benitez stark krank. — Schwierigkeiten des Weiterkommens. — Geschichtliches. — Abreise nach Bakuinit. — Benitez sterbenskrank. — Bakuinit. — Futa in Baghena. — Hadsch Ali krank. — Ernte. — Bassaro's Geschäftsfreund. — Verhandlungen wegen der Weiterreise. — Rückkehr Bassaro's. — Erpressungen. — Fulani und Futa. — Abreise. — Landschaft Baghena. — Geschichtliches. — Fulbe. — Verbreitung. — Namen. — Aeusseres. — Reine Fulbe und Mischlinge. — Die Dschabbaren. — Wanderungen und Eroberungen der Fulbe. — Sokoto und Qando.

Am 30. August 1883 verliessen wir den Bambaraort Kala. Es wurde mir schwer, in dem jetzt vernachlässigten Orte mit der zahlreichen Sklavenbevölkerung die ehemalige Provinzhauptstadt eines der mächtigsten Reiche Afrikas zu sehen! Wie muss zu der Zeit, als das Königreich Melle noch auf seinem Höhepunkt stand, diese Gegend ausgesehen haben. Eine zahlreiche, wohlhabende und für ihre Zeit gebildete Bevölkerung bewohnte diese Landstriche, die ausgedehnten Kriegs- und Eroberungszüge mächtiger Könige brachten dem Lande einen nie wieder erreichten Wohlstand, jetzt verödete Strecken waren einst sorgfältig bebaute Felder, eine selbständige Industrie hatte sich entwickelt, und die mohammedanischen Gelehrten genossen das grösste Ansehen bei Hofe und beim Volke. Und jetzt!

Reminiscenzen dieser Art waren es, als wir mit unsern Fulbeführern früh morgens aus der Stadt zogen. Von unserm freundlichen Scherif nahmen wir einen herzlichen Abschied, der Scheich des Ortes liess sich nicht sehen, nur eine Anzahl seiner Sklaven und Vertrauten waren bei unserer Abreise zugegen.

Unter meinen Fulbeleuten, die auch Arabisch sprachen, waren einige ungemein schöne Männer; ihre lichtere Hautfarbe, die schön geformte Nase, die grossen schwärmerischen Augen und die ganze elegant und zierlich gebaute Gestalt unterscheidet diese Leute wesentlich von der hässlichen Negerbevölkerung; das lange, schwarze Haupthaar pflegen sie in zahlreiche dünne Zöpfe zu drehen. Nur findet man in diesen Gegenden nicht mehr viel reine Fulbe, sie haben sich schon seit langer Zeit mit Bambaras und Assuaniknegern gemischt. Wir führten unser Gepäck auf fünf Ochsen mit, die gleichzeitig zum Reiten dienten. Meine Leute waren so weit hergestellt, dass sie die Reise antreten konnten; Benitez war freilich noch sehr schwach.

Während wir bisher die ganze Reise, von Marokko angefangen, in im allgemeinen südlicher Richtung gemacht hatten, wendeten wir uns von jetzt an unter einem scharfen Winkel direct nach Westen. Unser Ziel war jetzt der Atlantische Ocean, die Hauptstadt Senegambiens, Saint-Louis oder Ndar, wie es die Araber bezeichnen.

Es war uns unklar, was wir noch für Schwierigkeiten zu überwinden haben würden. Ich wusste, dass ein Karavanenverkehr von diesen Ländern bis zu den französischen Befestigungen am Senegal existirt; allgemein warnte man uns vor den Brüdern des Sultans Ahmadu, die in Nioro und Kuniakari leben; wenn es möglich wäre, diese Ortschaften zu vermeiden, so solle ich es thun, war der Rath, den mir arabische Freunde gaben. Es könnte leicht dazu kommen, dass man mich als französischen Spion dort zurück-

halten werde. Ich liess mich natürlich durch diese Aussichten nicht irremachen; wenn es möglich ist, werde ich die Orte umgehen, wenn nicht, nun so lasse ich mich von den Futachefs ausplündern; mehr wird doch nicht geschehen.

Wir ritten am Morgen des 30. August von 8—11 Uhr in westlicher Richtung bis zu dem kleinen Dorfe Sinjana, bei dem sich eine Daya befindet; hier rasteten wir längere Zeit, liessen die Rinder weiden, reisten abends noch eine kleine Strecke weit und schlugen dann die Zelte in einer unbewohnten Gegend auf.

Das Terrain ist immer dasselbe; sehr eben, lichter Wald, dazwischen grosse Flächen mit hohem Gras; um das genannte Dorf waren wieder grosse Sorghumfelder; der Feldbau wird überall sehr sorgfältig getrieben, und da sich die Frucht der Reife nähert, so sitzen in jedem Feld eine Anzahl Sklaven, die mit lautem Geschrei und hölzernen Klappern die Vogelscharen verscheuchen.

Die beiden folgenden Tage durchzogen wir gleichfalls völlig unbewohntes Gebiet und übernachteten im Freien. Auch hier noch mussten wir etwas Wasser mitnehmen, obgleich sich unterwegs mehrfach kleine Wassertümpel fanden, wo die Rinder getränkt werden konnten. Wir reisten gewöhnlich von früh 7 Uhr bis gegen Mittag und von 3—6 Uhr. Am 1. September hatten wir einen heftigen Regen, sodass wir längere Zeit in den Zelten liegen bleiben mussten. Zur Nahrung hatten wir ausschliesslich Reis, sonst waren wir bereits von allen Genussmitteln entblösst.

Leider war das Benehmen Hadsch Ali's wieder derart, dass wir in die erbittertste Stimmung gebracht wurden. Er insultirte den eben erst vom Krankenlager erstandenen und noch völlig geschwächten Benitez in der ordinärsten Weise und suchte auch mit mir auf alle Weise anzubinden. Niemand gab ihm Veranlassung dazu, es war nur wieder ein Ausbruch von Bosheit und Eifersucht sowie der Unwille

darüber, dass wir nicht den von ihm empfohlenen Weg eingeschlagen hatten.

Am 2. September ging es frühzeitig bei stark bewölktem Himmel weiter, gegen Mittag hielten wir eine Stunde und erreichten endlich abends den Ort Busgeria. Felder von riesiger Ausdehnung umgeben denselben, und man hat stundenlang zwischen den hohen Mais- und Hirsepflanzen zu reiten, ehe man die Mauern des Städtchens erreicht.

Busgeria ist eine ganz neue Niederlassung von vorherrschend Assuaniknegern mit einer Anzahl arabischer Familien; sie soll erst wenige Jahre, man sprach von vier Jahren, alt sein. Eine Mauer aus Lehm umgibt das Städtchen, innerhalb derselben sind aber zur Zeit noch mehr Zelte aus Matten und Stroh als Lehmhäuser; dagegen ist der Ort nicht klein und enthält mindestens einige tausend Einwohner. Eine grosse Daya befindet sich dicht bei der Stadt.

Die Höhe des Plateau bleibt sich hier überall gleich, sie beträgt zwischen 310 und 320 m; die Hitze ist nicht gar so stark; mittags zwischen 12 und 3 Uhr freilich brennt die Sonne tüchtig, aber wir suchen uns dann immer einen schattigen Platz zum Rasten aus, unter den Zelten ist es zu heiss.

Meine Fulani schienen hier gute Freunde getroffen zu haben, denn sie erklärten, wir müssten hier einen Tag rasten, um den Ochsen die nöthige Erholung zu gönnen. Mir war es nicht ganz recht, da der Ort sehr ungesund war und wir gleichzeitig furchtbar von Fliegen zu leiden hatten. Ich fühlte mich nicht wohl und hatte wieder Schwindelerscheinungen und Kopfbeschwerden und wäre am liebsten so schnell als möglich abgereist; aber man ist hier vollständig abhängig von seiner Umgebung.

Als angenehme Zugabe zu unserm ärmlichen Essen hatten wir hier frische Maiskolben, die, am Feuer geröstet und etwas in Salzwasser getaucht, ganz trefflich schmecken, wie

man ja das auch in Europa, besonders in Ungarn, Galizien u. s. w. recht wohl weiss, wo derartige junge Maiskolben selbst bei Tische servirt werden.

In der Nacht vom 3. zum 4. September hatte es heftig geregnet, und als wir früh morgens zur Weiterreise bereit waren, war noch stark bedeckter Himmel. Trotzdem brachen wir auf.

Heute hatten wir einen traurigen Tag, der kleine Negerbursche aus Marrakesch,

Faraschi †

verstarb uns unterwegs. Schon während der letzten Tage in Kala war er sehr krank, es wurde täglich schlimmer und während der letzten Zeit musste er auf die Lastthiere gebunden werden, er konnte nicht mehr aufrecht sitzen. Es scheint uns alle eine und dieselbe Krankheit zu befallen, die sich besonders in Schwindelerscheinungen, allgemeiner Schwäche und Appetitlosigkeit äussert; Benitez hatte dasselbe, hat sich bisjetzt aber etwas erholt. Ich fühle mich auch sehr schlecht und habe das Bedürfniss, möglichst viel zu liegen; sowie ich aufstehen will, ergreift mich der Schwindel, und ich muss alle Energie zusammennehmen, um nicht umzufallen. Ist es mir dann gelungen, mich auf mein kleines Grauthier zu setzen, und der Zug ist im Marschiren, dann geht es etwas besser. Faraschi hatte nun ähnliche Erscheinungen, ist denselben aber heute Mittag gegen 12 Uhr erlegen. Meine Fulbebegleitung sowie Kaddur aus Marokko, der ganz untröstlich war, begruben den armen Kleinen an einer abgelegenen Stelle im Walde.

Faraschi war ein fleissiger, ordentlicher Bursche gewesen, der für die Bedienung im Zelt mir geradezu unentbehrlich geworden ist. Wir waren alle heftig ergriffen, als der arme Reisegenosse, der gute und schlechte Zeiten mitgemacht hatte und immer willig und thätig gewesen ist, hier in der

Einöde begraben werden musste. Alle aber bewahrten ihm ein freundliches Andenken.

Am 5. September hatten wir einen langen Ritt von früh bis abends, nur mit einer kurzen Unterbrechung mittags, um das kleine Dorf Nara oder Nowara zu erreichen. Die Richtung war eine rein westliche und blieb sich die Terrainbeschaffenheit: Ebene, Wald und Wiese, immer gleich. Nara ist eine kleine Niederlassung von Assuaniknegern, mit Arabern aus dem Hodh gemischt; auch hier wird der Feldbau stark betrieben. Abends erhielten wir etwas frische Milch, die mir sehr willkommen war und eine angenehme Abwechselung in der Bereitung des Reises gestattete. In diesen Ortschaften mit Assuaniknegern wurden wir überall ganz freundlich aufgenommen und hatten uns nie über Fanatismus zu beklagen.

Am folgenden Tage, den 6. September, erreichten wir nach einem siebenstündigen Ritt unser nächstes Ziel, die Stadt Gumbu, bis wohin wir die Fulbe engagirt hatten. Auch hier durchzogen wir immer die gleiche Landschaft, nirgends eine Bodenerhebung, kein Berg oder Hügel, nirgends fliessendes Wasser, nur Dayas, dagegen viel Wald und hohes Gras. Auch hier reichen die Felder stundenweit vor die Stadt hinaus, und es ist schwer, sich bei dem Mangel an Wegen durchzufinden. Das Negerkorn und der Mais gedeihen hier in ganz ausserordentlicher Ueppigkeit, Kraft und Fülle. Unsere ganze Karavane verschwand vollständig in einem solchen Felde, und die Stengel mit den in Reife begriffenen Kolben ragten über die Reiter hinaus.

So hätten wir wieder einen Theil der Heimreise zurückgelegt und nähern uns immer mehr den Stätten, wo Europäer bereits leben. Vor mir scheint kein Europäer diesen Weg zurückgelegt zu haben, und wenn auf den Karten schon die Namen der meisten von mir besuchten Ortschaften sich befinden, so rühren diese von Erkundigungen her,

die frühere Reisende, vor allen Barth, in ausgedehntem Masse angestellt haben. Wir hatten schon unterwegs unsere Fulbe aufgefordert, gegen gute Bezahlung mit uns weiter zu reisen, da es ruhige, arbeitsame Bursche waren, aber sie lehnten es zu meinem Leidwesen ab.

Gumbu ist eine sehr grosse Stadt, welche aus zwei Theilen besteht, die durch eine grosse Daya getrennt sind und von denen jeder einen besondern Scheich hat. Beide Orte sind von Mauern umgeben, enthalten zahlreiche aus Lehm gebaute Häuser und eine Bevölkerung von zusammen gewiss 15—20000 Seelen; ich möchte Gumbu für grösser halten als das gegenwärtige Timbuktu.

Die Häuser sind gross und bestehen aus einem Hofraum, welcher von niedrigen Gebäuden umgeben ist, deren Wohnräume auf den Hof münden. Zelte und Mattenhütten findet man aber nicht in grosser Zahl. Die Bevölkerung besteht vorherrschend aus Assuaniknegern, die stark mit Arabern gemischt sind; die arabische Sprache wird allgemein verstanden.

Barth erwähnt diesen Ort unter dem Namen Kumba bei Gelegenheit des Itinerars von Sansandi nach Kassambara, welches er durch Erkundigungen erfahren hatte. Er schildert es mit folgenden Worten: „Kumba, erste Stadt von Baghena und durch eine Thalschlucht in zwei besondere Quartiere geschieden, von denen jedes seinen eigenen Statthalter hat. In der Schlucht oder dem Thaleinschnitt wird der Markt abgehalten. Die Bewohner sind insgesammt Mohammedaner und sprechen Bambara.“ Diese Schilderung stammt aus den funfziger Jahren und ist nur insofern zu berichtigen, dass wenig Bambara dort gesprochen wird. Alle Leute verstehen Arabisch und zum Theil auch Fulbe; Mohammedaner sind sie allerdings alle, aber ohne den Fanatismus der Fulani.

Unser Empfehlungsbrief ging an den Scheich des süd-

lich gelegenen Theiles von Gumbu, der, ein grosser, sehr starker Assuanikneger, wie auch sein Bruder Bassaro, ein gutmüthiger und freundlicher Mann, uns ganz gut aufnahm und in einem Häuschen, welches innerhalb des grossen Besitzthums lag, einquartierte.

Am Abend unserer Ankunft am 6. September war grosse Festlichkeit in Gumbu; der Rhamadan ist zu Ende und die Bevölkerung gab sich lautem Jubel hin. Am folgenden Morgen wurden die Feierlichkeiten fortgesetzt, alles prangte im Festkleid, die Frauen hatten zum Theil reichen und originellen Gold- und Silberschmuck angethan, und die jungen Bursche vergnügten sich mit dem Losschiessen von Gewehren. Wir wurden sehr stark von Besuchern gequält, die uns über alles ausfragten. Der Scheich, bei dem wir abgestiegen waren, ist ein gutmüthiger Mann, aber ein strenger, ordnungsliebender Familienvater. Er hielt sich ganz streng an gewisse bei den Mohammedanern gelehrte Vorschriften, dass man den Gast drei Tage lang umsonst bewirthen müsse. Das that denn auch unser Wirth, dann aber mussten wir jedes Mass Reis oder Kuskus, jedes Ei und Huhn bezahlen, und zwar meistens mit Zeug; auch mit Silberthalern, von denen ich noch einige hatte und die ich mit Hülfe eines eisernen Meissels in vier Stücke theilte; Kauris nimmt man hier schon nicht mehr gern. Der Scheich hatte hinter unserm Hause eine grosse Vorrathskammer von Reis und Negerkorn; jeden Morgen kam er mit einem seiner Sklaven und mass das nöthige Quantum ab für die verschiedenen Haushaltungen; er hat vier Frauen, jede bewohnt mit ihren Kindern und ihren Sklaven eine besondere Abtheilung des Gehöftes und erhält täglich ihre Ration Getreide zum Leben. Dieses Getreide wird dann in grossen Holzmörsern zerstossen und das so gewonnene Mehl gewöhnlich in Form von Kuskus gegessen, der mit Butter oder auch mit Milch zubereitet wird. Für gewöhnlich wurde kein Fleisch ge-

geben; hatte der Scheich aber ein Schaf schlachten lassen, so erhielt jede Frau ihren Theil; darüber kam es oft zu Reclamationen, aber der gestrenge Hausvater liess sich nicht auf Verhandlungen ein und wies alle Klagen einfach zurück. Es war das im ganzen ein sehr geordneter Haushalt; der Scheich selbst speiste abwechselnd bei den verschiedenen Frauen und liess sich immer vorher ansagen, damit für ihn hergerichtet wird. Er war ein frommer Mann, der regelmässig seine Waschungen und Gebete vornahm. Im allgemeinen liess er uns in Ruhe und kam nur hin und wieder auf einige Augenblicke, um zu plaudern. Häufiger besuchte uns sein Bruder Bassaro, der sich sehr unserer annahm bei Beschaffung von Lastochsen für die Weiterreise. Die Fulbe von Kala liessen sich nicht bereden, mit uns weiter zu reisen, sondern kehrten, nachdem sie ihre 5 Stücke Zeug erhalten hatten, zurück; ich hatte vom Scheich gegen Gold noch ein paar Stück Baumwollstoff gekauft, da ich nicht mehr genügend davon hatte. Geschenke mussten wir natürlich dem Scheich auch machen; Hadsch Ali hat schon viele der gestickten Toben und Decken mir ablassen müssen, damit ich die nöthigen Geschenke machen kann; wir vereinbarten einen recht guten Preis, den ich ihm natürlich schuldig blieb und erst bei unserer Ankunft am Senegal entrichten konnte. Die Beschaffung von Führern und Lastochsen schien hier ausserordentlich schwierig und ich musste die Geschenke an den Scheich vermehren; ich opferte einen Kaftan aus rothem Tuch, den ich von Marokko mitgenommen und bisher gerettet hatte, und derselbe gefiel denn auch derart, dass sich der Scheich ernsthaft Mühe um uns gab. Eine besondere Aufmerksamkeit desselben war auch, dass er uns jeden Morgen frühzeitig eine Schüssel frischer Milch brachte. Da wir auch Hühner und Eier zu kaufen bekamen, so lebten wir hier ganz leidlich, wenn nur unsere Gesund-

heitsverhältnisse besser gewesen wären. Ich selbst befand mich noch so leidlich, Hadsch Ali litt viel an Magenbeschwerden und Fiebern; er war dabei sehr ängstlich und fürchtete, sterben zu müssen. Infolge dessen erhielt ich natürlich wieder die heftigsten Vorwürfe darüber, dass ich ihn überredet habe, in ein so ungesundes Land zu reisen. Indess war sein Zustand, hier wenigstens, nicht sehr bedenklieh, und mit Chinin und Brechmitteln wurde es ihm wieder besser. Dagegen wurde es leider mit Benitez immer schlimmer, sodass ich die ernstesten Bedenken hatte. Er lag die ganze Zeit wie besinnungslos in seinem Häuschen und konnte fast nichts zu sich nehmen. Der sonst kräftige Mann war zu einem Skelet abgemagert und konnte nicht aufrecht sitzen, viel weniger stehen und gehen. Als ich es einmal so weit gebracht hatte, dass er sich zu uns gesetzt hatte, um zu essen, war er nicht im Stande, den Löffel von der Schüssel bis zum Munde zu führen, die Hand brach kraftlos zusammen. Es war das ein schrecklicher Anblick. Dazu peinigte ihn offenbar noch die Angst, als Christ erkannt oder von Hadsch Ali als solcher denuncirt zu werden, sodass der Aermste einen bedauernswerthen Anblick bot. Wir blieben volle 10 Tage in Gumbu und es wurde mit ihm nicht besser. Ich musste auf die Abreise denken und konnte ihn andererseits doch unmöglich allein hier zurücklassen. Dieser Umstand, die Verzögerungen, die sich bei Beschaffung der Thiere herausstellten, das herzlose und brüske Benehmen Hadsch Ali's, das alles wirkte etwas decouragirend auf mich ein und es bedurfte der ganzen körperlichen und geistigen Energie, um sich unter solchen Verhältnissen noch aufrecht zu halten.

Ich hätte gern von hier aus Leute gemiethet, die direct bis Medina, was ja den Bewohnern sehr gut bekannt ist, mitgegangen wären, und zwar auf einer südlichern Route als bisher, damit wir nicht nöthig haben, die Brüder des

Sultans von Segu in Nioro und Kuniakari zu besuchen. Aber da hätten wir natürlich Bambaraortschaften berührt, wogegen sich Hadsch Ali aufs heftigste sträubte; er wollte absolut nicht in Negerländer, wo das Arabisch nur einigen wenigen Scheichs bekannt ist. Es blieb noch der eine Ausweg, dass wir die Hauptrouten vermeiden und während der ganzen Zeit nur die unbewohnten Gegenden durchziehen, mit Vermeidung aller Ortschaften. Dazu hätten wir aber eine Menge Lebensmittel und eine grössere Zahl von Menschen mitnehmen müssen und würden wahrscheinlich oft Umwege gemacht haben; es wäre jedenfalls eine sehr unangenehme und gefährliche Tour geworden, wenn sich überhaupt Leute dazu gefunden hätten. Das war aber nicht der Fall, nicht einmal bis Medina direct auf dem normalen Wege fand ich Führer, die mir Ochsen vermiethen wollten. Wir schickten Leute in die Umgegend, um dort Lastthiere zu miethen, aber vergebens. Unterdess wurde meine Lage immer unangenehmer, Kaddur, der marokkanische Diener, legte sich auch nieder und wurde krank, und mich drückte der Mangel an Mitteln, um meine Angelegenheit energischer betreiben zu können. Endlich blieb mir nichts übrig, als mich auf eine kürzere Tour zu beschränken und nur bis zur Stadt Bakuinit Leute und Thiere zu miethen. Obgleich dies nur eine kurze Distanz ist, so fand sich doch hierzu niemand. Schliesslich half uns der Bruder des Scheich, Bassaro, indem er erklärte, er wolle uns selbst bis Bakuinit begleiten; das wurde natürlich mit grosser Freude angenommen und es fanden sich nun auch Leute, die uns fünf Ochsen vermietheten. Der Ort soll nur drei bis vier Tagereisen entfernt sein, aber die Leute fürchten die Unsicherheit des Weges, sowie die Löwen, die hier zahlreich vorkommen sollen.

Gumbu selbst liegt noch 300 m über dem Meere, die nördliche Stadthälfte noch um 20 m höher, da sich von

der Daya an das Terrain etwas hebt. Wir hatten während unsers Aufenthalts nur wenig Regen; es scheint, dass die Regenzeit ihrem Ende entgegengeht, und wenn wir glücklich in einigen Monaten den Senegal erreichen sollten, so wird derselbe mit Dampfern nicht mehr befahrbar sein. Deshalb möchte ich so schnell als möglich von hier fort.

Gumbu ist eine alte Stadt und hat vielleicht schon existirt, als das alte Reich Ghanata noch bestand, von dem die Landschaft Baghena (gegenwärtig Bakunu) einen Theil bildete. Die Stadt ist jetzt noch bedeutend, sehr gross und mit einem Kranz von Sorghumfeldern umgeben, der viele Stunden weit reicht. Es ist zu gewissen Zeiten ein Handelsverkehr hier, und die Araber aus dem Hodh kommen ein- oder mehreremal im Jahre hier durch, um Gummi nach Medina oder Bakel am Senegal zu führen.

Am 16. September schien endlich alles zur Abreise bereit, aber es verging der ganze Vormittag, ehe wir fortkamen. Es fehlte einer von den gemietheten Ochsen und es dauerte lange, ehe derselbe herbeigeschafft wurde. Wir verabschiedeten uns endlich von dem Scheich von Gumbu, der uns im allgemeinen doch freundlich empfangen und unterstützt hatte, wenn wir auch alles ordentlich bezahlen mussten. Bassaro, der Bruder des Scheich, reiste mit uns und zwar zu Pferd; die uns begleitenden Leute waren Sklaven Bassaro's.

Abdullah's (Benitez') Zustand war noch immer bedauernswürdig, aber wir mussten fort; wir nahmen noch einen Esel mit, aber er konnte sich nur mühsam auf demselben halten. Schon nach zweistündigem Marsch hielten wir in einem kleinen Dorfe, um die Rinder weiden zu lassen; Benitez verfiel sofort in einen todähnlichen Schlaf, und es war fast als ein Glück anzusehen, dass wir an diesem Tage verhindert wurden, weiter zu reisen, indem eins der Rinder entflohen war und erst nach stundenlangem Suchen wieder-

gefunden wurde. Unterdess war es zu spät geworden, um noch weiter reisen zu können, und wir verbrachten hier die Nacht. Die Häuser bestehen hier, selbst in den kleinen Dörfern, aus Lehm und sind im allgemeinen recht gute Bauwerke. Die Richtung, in der wir marschirt waren, war noch eine rein westliche.

Es ist mir von hier an bis nach Bakuinit nicht möglich gewesen, die Namen aller Dörfer zu notiren. Einmal war es der fürchterliche Zustand von Benitez, später die Erkrankung von Hadsch Ali und mir selbst, die mich so in Anspruch nahm, dass ich an nichts anderes denken konnte. Hadsch Ali weigerte sich schliesslich, die Leute über die einzelnen Ortschaften zu fragen, und duldete nicht, dass ich oder Benitez es thaten, da es zu gefährlich sei und die Leute mistrauisch werden könnten. Ich konnte nur mühsam während des Marsches einige Beobachtungen anstellen und dann in der Nacht, wenn ich allein war, mir das Wichtigste notiren. Es war diese Strecke Gumbu-Bakuinit überhaupt eine der unangenehmsten auf meiner ganzen Reise, und nur traurige Erinnerungen knüpfen sich an dieselbe.

Am 17. September ging es frühzeitig weiter. Der heutige Tag ist mir der schrecklichste gewesen während der ganzen Reise; nichts Unangenehmes, was uns bisher zugestossen war, hat sich so tief in mein Gedächtniss geprägt als die heutigen Ereignisse.

Wir ritten ununterbrochen in der grössten Hitze bis 2 Uhr und passirten gegen 1 Uhr ein kleines Dorf, hielten aber leider nicht. Endlich konnte Benitez nicht weiter und brach kraftlos zusammen, sein Aussehen war schrecklich und ich meinte, er müsse jeden Moment sterben. Ich drang darauf, dass wir an Ort und Stelle bleiben und die Zelte aufschlagen möchten; wir rasteten auch ein wenig, aber als es dann weiter gehen sollte, ergab sich, dass Abdullah

weder einen Esel besteigen konnte noch einen Ochsen oder das Pferd Bassaro's, er brach stets zusammen. Hadsch Ali verlangte nun ganz einfach, wir sollten Benitez hier in der Wildniss liegen lassen, sterben müsse er doch, es könne nur noch wenige Stunden dauern! Ich war entrüstet über diese Zumuthung und erklärte in diesem Falle, mit Benitez allein zurückbleiben zu wollen. Aber Bassaro meinte auch, wir müssten abends eine Ortschaft erreichen, es wäre dies nöthig. Die mitgenommenen Sklaven weigerten sich, Benitez auf einen Ochsen zu heben und dort festzubinden; sie erklärten plötzlich, keinen sterbenden Christen angreifen zu wollen! Es hat also offenbar Hadsch Ali den Leuten gesagt, dass Abdullah ein Christ ist. Schliesslich erbarmte sich Bassaro selbst und half mir, Benitez auf einen Ochsen zu legen und festzubinden. Es war ein trauriger Marsch, der nun folgte. Benitez lag bewusstlos auf dem Lastthier und ich musste jeden Augenblick seinen Tod fürchten. Unterdess fing es zu regnen an, und erst spät abends kamen wir nach diesem mühsamen, aufreibenden Marsch in einen Ort, wo wir die Nacht zubringen konnten. Benitez lebte zwar noch, ich hatte aber wenig Hoffnung, dass er die Nacht überdauern würde.

Hadsch Ali hat zweifellos sich grosse Verdienste um meine Reise erworben und ist zu einem grossen Theil am Gelingen derselben betheiligt. Er hat uns offenbar vor dem sichern Tode gerettet bei dem Ueberfall der Ulad-el-Alusch, er hat in Tarudant geschickt manövrirt, und überhaupt vieles gethan, wofür ich ihm Dank schulde. Sein heutiges Benehmen aber hat das Gefühl der Dankbarkeit vollständig in mir unterdrückt. Das, was er Benitez angethan, kann ich ihm nie verzeihen.

Der Ort, in dem wir übernachteten, bestand aus zwei Theilen, von denen der eine Theil von Assuanik, der andere von Arabern bewohnt wurde. Zum Glück hatten wir

den folgenden Tag, den 18. September, einen Ruhetag; Bassaro hatte hier Geschäfte zu besorgen, und so blieben wir den ganzen Tag liegen. Benitez lebte am Morgen noch, war sogar bei Bewusstsein und beklagte sich bei mir in unzusammenhängenden Worten über Hadsch Ali. Er kann noch nicht aufrecht stehen, auch nicht sitzen, aber ich gab ihm heute etwas Bouillon von gekochtem Hammelfleisch, und er konnte dieselbe bei sich behalten.

Es war wieder sehr heiss, aber wir hatten zum Glück ziemlich kühle Wohnräume in den Lehmhäusern; Abdullah konnte hier den ganzen Tag ruhig liegen und er erholte sich wirklich etwas. Er verdankt dies ausschliesslich Bassaro; hätte Hadsch Ali seinen Willen gestern durchgesetzt und wir wären ohne Benitez weiter gereist, so würde es meine Pflicht gewesen sein, mit diesem allein in der Wildniss liegen zu bleiben. Jedermann sagte allerdings gestern, Abdullah müsse sterben, und doch hat ihn seine kräftige Natur erhalten.

Die gewöhnliche Nahrung in diesen Assuanikdörfern war Sorghumkuskus und Reis; Fleisch war selten, und wenn es möglich war, ein Schaf zu kaufen, so mussten wir immer einen Theil unsern jeweiligen Gastgebern überlassen, so verlangte es die Sitte. So oft es anging, habe ich kräftige Fleischbrühe mit Ei genommen und auch Benitez damit versorgt; dieser und der Milch, die wir leider nicht immer und oft nur in geringer Menge erhielten, verdanken wir, dass wir beide wiederhergestellt wurden; denn ich war allmählich auch wieder recht unwohl geworden und litt wieder an bedenklichen Schwindelanfällen.

Erst am 24. September, also nach achttägiger Reise, erreichten wir die Stadt Bakuinit (Medinet-Bakuinit im Gegensatz zur Landschaft gleichen Namens), während es anfangs hiess, wir würden in drei Tagen die Tour zurücklegen können. Das Terrain war nicht immer dasselbe.

Während der ersten Tage hatten wir die grossen Waldgebiete mit eingestreuten Grasflächen, in denen vereinzelte kleine Dörfer angelegt waren; es war das noch dieselbe Hochfläche von 320 m Seehöhe wie bei Gumbu. Dann aber senkte sich der Boden, freilich sehr allmählich, und am 22. September kamen wir in eine Ortschaft, die nur 180 m hoch gelegen war. Schon vorher war uns die sandige Beschaffenheit des Terrains aufgefallen, im Gegensatz zu dem bisherigen lehmhaltigen Boden, der sehr fruchtbar war, während das sandige Terrain eine viel ärmlichere Flora zeigte. Von hier stieg das Terrain wieder an, am folgenden Tag campirten wir in einem Ort, der 260 m Seehöhe besass, und am 29. September erreichten wir Bakuinit, welches wieder 320 m über dem Meere erhaben ist. Wir haben also hier eine wahrscheinlich von Nord nach Süd gehende Einsenkung des Terrains, die etwa 50—60 km breit ist, während die grösste Tiefe 140 m beträgt, überschritten. Es ist ein Eingreifen der sandigen Landschaften von halb wüstenartigem Charakter des Hodh nach Süden herein in die an und für sich fruchtbare alte Landschaft Baghena.

Wir stiessen jeden Abend auf eine Ortschaft mit Lehmhäusern, oder auch auf ein provisorisches Zeltlager und Hütten, wohin sich die Leute aus der Stadt begeben hatten, um die bevorstehende Ernte zu leiten; es befanden sich diese vorübergehenden Niederlassungen immer in der Nähe eines grossen Sorghumfeldes. Die Bevölkerung war überall dieselbe, ein Gemisch von Arabern und Assuanik, die aber sämmtlich die arabische Sprache verstanden.

Sehr unangenehm wurde ich berührt, als wir kurz vor Bakuinit bereits auf einige Futadörfer stiessen. Dieses ebenso wilde als fanatische und räuberische Negervolk, dem der mit Recht berüchtigte Hadsch Omar entstammt, scheint sich bereits von der Landschaft Kaarta aus nach Bakunu (Baghena) einzudrängen.

In den meisten der passirten Ortschaften trafen wir Brunnen mit gutem Wasser, überhaupt war die Gegend gesünder. Ich erholte mich etwas und auch Benitez wurde auffallend kräftiger; es scheint, dass an jenem schrecklichen Tage die Krisis eingetreten und glücklich vorübergegangen ist. Er konnte die letzten Tage bereits auf einem Ochsen reiten ohne herabzufallen, und hat sogar etwas Appetit, sodass ich ihn gerettet glaube. Am schlimmsten war er bisher immer in den Städten; sobald wir unterwegs waren, besserte sich der Zustand in der Regel. Dagegen wurde jetzt Sidi Hadsch Ali krank und konnte nur mühsam weiter; er sieht gleichfalls bleich und abgemagert aus. Ich war ja endlich nicht von einer kräftigern Constitution als meine Begleiter und noch weniger an südliches Klima gewöhnt als diese, und doch vertrug ich die Reise im allgemeinen besser. Es scheint aber, dass es etwas anderes ist, selbstständig eine Reise zu machen für eine bestimmte Idee, die zu verwirklichen man sich alle Mühe gibt, und etwas anderes, wenn man nur gegen Bezahlung als Theilnehmer auf so einer Reise mitgeht. Im letztern Falle fehlt natürlich der moralische Sporn, welcher einen antreibt, in den schlimmsten Situationen nicht zu verzagen. Meine beiden Begleiter hatten offenbar alles Interesse verloren und erblickten nur die Gefahren und Beschwerden des Weges.

Um diese Zeit sahen wir an vielen Orten schon das Getreide schneiden. Sorghum und Mais waren reif und die Bevölkerung, froh, eine gute Ernte erhalten zu haben, arbeitete emsig in den Feldern; man schneidet das Getreide kurz ab und löst dann die Körner aus den Hirsekolben mit der Hand ab; die Maiskolben werden an der Sonne getrocknet und waren überall in den Dörfern die Dächer der Häuser damit bedeckt. Wie schon erwähnt, wird das Mehl nur durch Stampfen in grossen hölzernen Mörsern hergestellt; auch der Reis wird auf diese Weise enthülst.

In der erwähnten sandigen Vertiefuug des Terrains kam stellenweise Laterit zum Vorschein, bei Bakuinit sah ich endlich den ersten anstehenden Felsen wieder, es waren dunkle Thonschiefer, die in kleinen Partien aus der Ebene hervorbrachen, die nördlichsten Ausläufer des Schiefergebirges weiter im Süden.

Am Abend des 24. September kamen wir also in Medinet-Bakuinit an. Araber, Fulbe und Assuanik nannten diesen Ort Bakuinit und ebenso führte die ganze Landschaft den Namen Bakunu, aber die frühere Form Baghena ist mir nicht vorgekommen.

Es ist eine ziemlich umfangreiche Stadt, etwa halb so gross wie Gumbu und besteht gleichfalls aus Lehmhäusern, die aber hier mehr verfallen sind als an ersterm Orte. Eine grosse, wasserreiche Daya befindet sich dicht bei der Stadt, mit sehr klarem, aber weichem und wenig erfrischendem Wasser, während das Brunnenwasser, das wir bisher gehabt haben, von ausserordentlicher Frische war.

Wir stiegen nicht beim Scheich Chamus ab, sondern bei einem Geschäftsfreund Bassaro's, wo wir ganz gut aufgenommen wurden, aber nur ein kleines Zimmer zur Verfügung erhielten, sodass wir uns die meiste Zeit im Hofe aufhalten mussten, schliesslich sogar ein Zelt aufschlugen. Wir mussten dem Mann zunächst einige Geschenke machen, Hadsch Ali musste aushelfen und mir wieder einige gestickte Kleider von Timbuktu leihen, und dann versprach uns der Mann, dafür zu sorgen, dass wir Thiere zur Weiterreise nach Medina erhalten sollten.

Auch hier sind die Bewohner noch jenes Gemisch von Arabern und Assuanik, wie sie in der ganzen Landschaft Bakuinit (Baghena) zu leben scheinen. Sie sind sehr fromm, halten regelmässig ihre Gebetstunden ein, und fast alle Bewohner können lesen und schreiben. Es hängt dies damit zusammen, dass man hier schon öfters Fulbe sowol

wie Futa antrifft, zwei Stämme, die zwar heftige Feinde sind, beide aber sich durch grosse Frömmigkeit, die vielfach in wirklichen Fanatismus ausartet, auszeichnen. Von dem schlimmen Einfluss der Futabevölkerung sollten wir bald genug erfahren.

Sobald wir die Stadt betreten hatten, wurde es mit Benitez auch wieder bedeutend schlimmer; es scheint, dass ihn die Furcht, als Christ erkannt zu werden, ebenso angreift als das körperliche Leiden. Es wurde sogar wieder sehr schlimm; die Schwäche nahm bedeutend zu, er knickte stets zusammen, wenn er aufrecht stand, und sein Aussehen war ein äusserst beunruhigendes. Zuerst begann er über Magenleiden zu klagen und mir fiel unwillkürlich der Gedanke ein, ob es nicht eine Vergiftung sei, an der Benitez leide. Ich erinnerte mich auch, dass Hadsch Ali beim Tode des kleinen Faraschi geäussert hatte, er sei vermuthlich in Kala vergiftet worden. Ich wollte den Gedanken über die etwaigen Vergiftungsversuche an Benitez nicht weiter verfolgen, sie waren mir zu schrecklich. Wir konnten nichts als ihn der Ruhe überlassen und versuchen, etwas Milch, Fleischbrühe oder Hühnersuppe ihm beizubringen. Er hat die ganze Zeit während unsers fast vierzehntägigen Aufenthalts apathisch auf seinem Bett gelegen.

Mit Ausnahme eines äusserst heftigen Kolikanfalls während der Nacht (wobei auch ich unwillkürlich an Gift dachte) befand ich mich in Bakuinit recht wohl, und das Einzige, woran ich litt, war Hunger! Das beständige Essen von Kuskus ohne Fleisch genügt dem Magen nicht; es ist überhaupt kein nahrhaftes Essen, sättigt momentan, aber sehr rasch hat man wieder das Gefühl der Leere. Es gab nun hier Hühner, Schafe und Ziegen in Hülle und Fülle, aber Hadsch Ali duldete nicht, dass etwas gekauft wird. Er meinte, wenn die Leute merken, dass wir Geld bei uns

führen, lassen sie uns nicht eher fort, als bis sie alles herausgelockt haben. Es war dies freilich ein Grund, der sich hören liess, aber wir brauchten alle drei kräftige Nahrung und mit Hülfe unsers Hauswirths hätten wir schon etwas Fleisch kaufen können.

Am 27. September kam ein Mann, der uns Ochsen bis Medina (hier sagt man immer Mudina) liefern wollte, er verlangte aber acht Stück Zeug für jedes Thier; nun repräsentirt aber hier ein Stück des blauen Guinéestoffes mindestens 4 Duros (20 Francs), in Medina nicht einmal halb soviel; es war mir das doch zu theuer für die verhältnissmässig kurze Strecke, wozu ich wenigstens fünf Ochsen gebraucht hätte, was 800 Francs beträgt! Abends kam dann ein anderer Mann, der Pferde und Ochsen anbot zu fünf Stück Zeug per Thier.

Am nächsten Morgen aber hiess es, dass einige hier anwesende Futamänner allen Besitzern von Lastthieren verboten hätten, mir dieselben zu vermiethen, sodass ich mich schon auf einen längern Aufenthalt gefasst machen muss. Es ist merkwürdig, dass diese paar Futaleute, die nur zwei oder drei kleine Dörfer in der Nähe von Bakuinit besitzen, einen solchen Einfluss haben und die ganze Gegend terrorisiren. Alle Welt beklagt sich über die Räubereien dieser anmassenden frechen Gesellen, aber niemand wagt ihnen zu widerstehen aus Furcht vor dem benachbarten Herrscher in Nioro, dem Bruder des Sultans von Segu.

Am 29. September gingen Bassaro, der uns noch nicht verlassen hat, und unser Hauswirth in die Umgegend der Stadt, um zu versuchen, Ochsen zu miethen. Als sie abends zurückkehrten, berichteten sie, dass morgen Leute kommen würden. Am folgenden Morgen kehrte Bassaro nach Gumbu zurück; er hat uns viele Dienste geleistet und besonders Benitez muss ihm sehr dankbar sein. Ich hatte gar nichts

mehr, um ihm ein ordentliches Geschenk zu machen, und um ihn doch nicht ohne alles ziehen zu lassen, schenkte ich ihm eine Tabacksdose aus Packfong, die aber wie von Silber aussah, mit den eingravirten Anfangsbuchstaben meines Namens. Wenn also einmal ein Reisender nach Gumbu kommt, so darf er nicht erstaunt sein, eine recht niedlich gearbeitete Dose für türkischen Taback daselbst zu finden.

Bassaro und sein Bruder, der Scheich, sind beides grosse, starke Gestalten, von etwas derbem und kräftigem Wesen, scheinen auch einen ziemlichen Einfluss zu besitzen; ihnen imponiren die Futa noch nicht, sie wohnen noch zu weit von Kaarta sowol wie von Segu, und Gumbu erfreut sich einer gewissen Selbständigkeit. Der Ort ist auch wohlhabender und hübscher wie Bakuinit, da die Räubereien der Futa jetzt nicht so weit reichen, ebenso wenig wie die arabischen Räuberbanden der Ulad-el-Alusch so weit nach Süden herabkommen.

Ich nahm einen herzlichen Abschied von Bassaro, der in der geringen Zahl der Leute, die uns bei dem ganzen Reiseunternehmen aufrichtig unterstützt haben, eine hervorragende Stelle einnimmt.

Am 30. September erschienen auch einige Männer, die Ochsen zum Vermiethen anboten, aber es kam zu keinem Uebereinkommen; einer von ihnen, der zwei Ochsen besitzt, will für sieben Stück Zeug mit uns gehen, aber wir nahmen ihn vorläufig nicht auf.

Kurz darauf erschien der Scheich der in der Umgebung von Bakuinit lebenden Futa, ein wilder Kerl, der als Strassenräuber allgemein bekannt und gefürchtet ist, dem aber hier niemand etwas anzuhaben wagt, und verlangte einen grossen Goldring für die Erlaubniss, Bakuinit zu verlassen und weiter zu reisen. Der Mensch hatte nicht das mindeste Recht dazu, denn nur der Scheich in Nioro (oder

Rhab, wie es von den Arabern genannt wird) darf solche Erpressungen ausführen, aber wir mussten dem Futa einen Ring ungefähr im Gewicht von 4 Mitkal (à 4 Gramm) geben, denn er hätte uns zweifellos mit seiner Bande überfallen. Jetzt betrug mein Goldvorrath nur noch zwei Ringe nebst dem, was Hadsch Ali übriggeblieben war, was aber auch nicht viel betrug, da er mir schon viel geliehen hatte.

Am 1. October hatten wir ein starkes Gewitter. Benitez befindet sich sehr schlecht, und jetzt fängt Hadsch Ali auch an ernstlich krank zu werden, er bricht beständig und kann kein Nahrungsmittel bei sich behalten; auch der Marokkaner Kaddur klagt über heftige Kopfschmerzen, sodass ich jetzt der einzige bin, der noch so ziemlich wohlauf ist.

Ich bin überzeugt, wir würden uns alle bald wiederherstellen, wenn wir geeignete und kräftige Nahrung hätten, aber Hadsch Ali bleibt dabei, es wäre gefährlich zu zeigen, dass wir noch Silbergeld haben, und lehnt alle Verantwortung für etwaige Folgen ab, ausserdem in so brüsker Form, dass ich mich unmöglich auf eine ausführliche Erörterung des Gegenstandes einlassen konnte; ich musste demnach den Dingen ihren Lauf lassen und hoffen, dass die kräftige Natur meiner Begleiter die Gesundheit zurückbringe.

Abends hiess es wieder, die Leute, auf die wir gerechnet haben, werden nicht mit uns gehen, und es wäre das Beste für uns, wenn wir noch ein bis zwei Monate hier warten wollten. Dann kämen Araber aus dem Hodh mit Gummi, welches sie zu den französischen Factoreien am Senegal führen, und mit diesen Leuten könnte ich bequem und sicher reisen. Schöne Aussichten! Erstens einmal noch lange Zeit hier bleiben müssen unter so drückenden Verhältnissen, dann aber ist immer noch die Frage, ob die Araber erlauben, dass ich mit ihnen reise, und schliesslich, wenn das auch der Fall sein wird, so ist deren Route eine ganz andere, weiter nördlich gelegene und eine sehr lange.

Am 2. September kamen wieder einige Personen von denen, die es gestern abgelehnt hatten, mit mir zu gehen, und erklärten sich bereit; sie verlangten sechs Stück Zeug voraus. Ich musste nämlich bei allen voraussetzen, dass sie die Bezahlung erst in Medina erhalten, da ich bei weitem nicht genug hatte, um hier den Miethpreis zu entrichten. In der Stadt selber bekomme ich niemand, da man sich vor den Futa allgemein fürchtet, und werde vor allem wahrscheinlich erst mit diesen ein Uebereinkommen treffen müssen. Am folgenden Tage litten wir alle zusammen sehr heftig an Magenbeschwerden infolge von verdorbenem Fleisch, das wir gestern Abend bekommen hatten; besonders der Zustand Hadsch Ali's wurde sehr schlimm.

Am 4. September erschienen wieder Leute, die bereit waren, direct nach Kuniakari mit mir zu reisen; aber sie verlangten den Preis (30 Stück Zeug) im voraus, was ich natürlich nicht thun konnte, und so zerschlugen sich die Verhandlungen. Dann kamen andere und es wurde beschlossen, mit zwei Ochsen und drei bis vier Pferden bis Rhab (Nioro) zu reisen, pro Thier $1^1/_2$ Stück Zeug. So viel konnte ich allenfalls noch auftreiben, aber ich komme auf diese Weise zu dem Bruder Sultan Ahmadu's, der mir, wenn er mich überhaupt nicht zurückbehält, den letzten Rest meiner Sachen abnehmen wird; das kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen. Am folgenden Tage wieder hiess es, wir werden übermorgen sicher abreisen, mit vier Lastthieren, wofür sechs Stück Zeug zu zahlen sind. Nun, ich muss ruhig abwarten, was geschieht; ohne Mittel kann ich keinen Einfluss auf die Entschlüsse der Leute nehmen.

Am 6. September machten wir uns zur Abreise bereit, aber erst am folgenden Tage sollten wir wirklich ein Stück weiter kommen. Die Gegend vor uns ist nicht sicher und die Leute sind in aufgeregtem Zustande. Die Futa, dieses unruhige, herrschsüchtige und anmassende Negervolk, unter-

nehmen beständig Raubzüge gegen die zwischen Bakuinit und Nioro angesiedelten Fulbe, die natürlich auch als kriegerische Nation sich zu wehren verstehen. Erst vor wenigen Tagen sind vier Fulani in einem Scharmützel gefallen, von der Futapartei noch mehr, und diese Verhältnisse erschweren natürlich das Reisen ungemein.

Hadsch Ali benutzte den heutigen Tag vor der Abreise noch, mir einen Schuldschein auf 70 Mitkal Gold (ungefähr 800 Francs) abzupressen für geliehene Waaren! Er hat mir in der That eine Anzahl gestickter Kleider und Decken geliehen, die ich unterwegs als Geschenke hergeben musste; ob dieselben jene Summe erreicht haben, will ich nicht weiter untersuchen, jedenfalls gab ich ihm die gewünschte Bestätigung.

Abdullah ist noch immer sehr krank und schwach; wie das morgen bei der Abreise gehen wird, ist mir noch unklar; ich hoffe, dass ihn die Aussicht, bald zu Europäern zu kommen, etwas aufrichten wird. Kaddur ist wiederhergestellt, ich fühle mich auch ziemlich kräftig, und so erwarten wir alle sehnsüchtig den morgenden Tag, der uns unserm Ziele näher bringen soll. Eigentlich aber haben wir noch eine der schlimmsten Partien vor uns, die Reise durch das Land Kaarta, wo die beiden Brüder Ahmadu's und ihre Futaclique mit unbeschränkter Gewalt und grosser Willkür herrschen. Meine Hoffnung, schnell durchzukommen, setze ich vor allem auf den Umstand, dass ich ausser meinem Gewehr eigentlich nichts mehr habe, was man mir wegnehmen kann, und ich rechne, die dortigen Despoten werden uns lieber bald vom Halse haben als uns ernähren zu müssen. Etwas Ernstes wird man gegen mich sicher nicht thun, da ich überzeugt bin, die Franzosen am Senegal sind schon längst von der Ankunft eines Europäers unterrichtet, und ich würde durch deren Vermittelung bald aus den Händen der Futa kommen, wenn es diesen wirklich beikommen sollte, mich zurückhalten zu wollen.

Die beiden grossen Städte Gumbu und Bakuinit gehören der Landschaft Baghena an, welche aber zur Zeit nicht mehr als ein politisch selbständiges Gebiet existirt. Dieselbe bildete einen Theil des grossen Reiches Ghánata, welches von Assuanik (Suanánki, Sebe oder auch Wakore genannt) bewohnt und schon gegen Ende des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gegründet wurde. Dasselbe soll sich zu seiner Blütezeit vom obern Nigir, südlich von Timbuktu, bis zum Atlantischen Ocean erstreckt haben. Barth vermuthet, dass die hier schon früher herrschende Bevölkerung dem Fulbestamm angehöre und dass sie identisch sei mit dem von Ptolemäus Leucoaethiopes genannten Volke.

Diese Wakore wurden später von dem ihnen verwandten Stamm der Mandingo oder Dschuli unterdrückt, die auf den Ruinen des Reiches Ghánata ein neues, später sehr mächtiges Reich gründeten, das Reich Melle. Melle (frei, edel) nannten sich die Sieger gegenüber der unterjochten Bevölkerung, den Assuanik.

Nachdem das Reich Melle später durch das Reich Sonrhay vernichtet worden war, wobei der Fulbefürst Dambadumbi fiel (im Jahre 1500), wurden die Reste desselben schliesslich durch die von Norden kommenden Marokkaner aufgelöst, während die Bambara von Süden her eindrangen. Es fand nun ein langer Krieg statt um den Besitz dieser Länder. Auf der einen Seite kämpften Bambara, die bereits Segu genommen hatten, in Verbindung mit einigen Fulbestämmen, die Gegenpartei aber bestand aus den durch Muley Ismail hierher geführten Marokkanern, den Rami (Ruma oder Erma) in Verbindung mit der grossen Araberkabyle Ulad-el-Alusch sowie einer Abtheilung der ursprünglichen Wakore- oder Assuanikbevölkerung.

Infolge dieser Kriege wurde das Reich Melle getheilt: den südwestlichen Theil nahmen die Bambara, während die

nordöstlichen Landschaften mit Baghena den Ulad Mebarek und Ulad Masuk zufielen. Muley Ismail, der Sultan von Marokko, übergab die Lehnsherrschaft über die Landschaft Baghena an Hennun, einen Neffen Mebareks, und seine Nachfolger haben bisjetzt noch ein gewisses Ansehen.

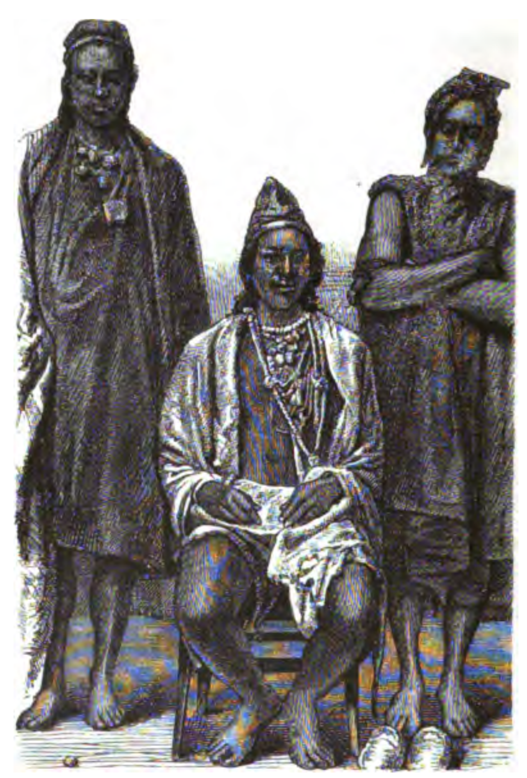


Fig. 13. Fulani (Fulbe, Peul).

Aber sehr bald fingen auch die Fulbe an, eine grosse Rolle zu spielen; sie gewannen schnell an Einfluss in Baghena und suchten die Araber zu verdrängen. Als aber in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts eine andere Abtheilung der Fulbe unter dem fanatischen Häuptling Lebbo

einen grossen Eroberungskrieg begann und das Reich Hamd-Allahi am Nigir gründete, waren die Fulbe in Baghena um ihre Herrschaft besorgt und vereinigten sich mit den Marokkanern. Der Widerstand gegen Lebbo's Scharen war nicht ganz erfolgreich, denn dieser wusste sich in einigen Gebieten Baghenas festzusetzen.

Es haben sich also um diese schöne und fruchtbare Landschaft Baghena seit jeher die Machthaber gestritten, ohne dass es einem gelungen wäre, vollständig und allein das Land zu beherrschen. Auch jetzt kann man kaum von einem Emir oder Scheich sprechen, der in ganz Baghena herrsche. An gewissen Orten sind es noch die Nachkommen der marokkanischen Dynastie, besonders im nördlichen Theile, welche das grösste Ansehen geniessen, in den andern, besonders der Südhälfte suchen Fulbe und Bambara sich die Herrschaft streitig zu machen, und neuerdings, seit Hadsch Omar, kommen noch die Futa hinzu, welche bereits das benachbarte Kaarta besitzen; einige Futadörfer sind schon in der Nähe der Stadt Bakuinit angelegt worden, und die friedliche Bevölkerung des Ortes wird durch dieselben terrorisirt.

Während sich so fremde Eroberer in Baghena breit zu machen bestrebten, sind die eigentlichen Besitzer desselben, die Assuanik, nicht activ hervorgetreten, sondern haben sich, als schlaue Händler, gefügt, wie es die Nothwendigkeit verlangte. Ob dieselben aber bei ihrer jetzigen Zerstreuung je im Stande sein werden, sich wieder zu vereinigen und ihr Heimatland Baghena (Bakunu wird es von Arabern und Assuanik gegenwärtig genannt) selbständig zu machen, ist wol schwer anzunehmen. Zwar ist die Gefahr von seiten der Futa weniger gross, da sich die Herrschaft Ahmadu's von Segu auf die Dauer nicht halten dürfte, und die Bambara entweder einen Chef aus ihrer Mitte wählen, oder ein Fulbe sich ihnen aufdrängt, oder aber, und das ist das

Wahrscheinlichste, die Franzosen das Land bis zum Nigir nehmen werden. Aber die Fulbe sind zu mächtig, um eine Vereinigung der Assuanik zu gestatten, auch ist nicht ausgeschlossen, dass, wenn die Franzosen sich ernstlich in Segu festsetzen, sich dann auch Kaarta und Baghena nicht dem Einfluss der Europäer werden entziehen können.

Die Landschaft Baghena bildet strenggenommen nur einen Theil des el-Hodh genannten Landstriches, der, im Norden an die Sahara grenzend, in seiner südlichen Hälfte schon sehr von der Natur begünstigt ist und ein fruchtbares Acker- und Weideland darstellt. Kein Wunder also, wenn hier seit jeher Kämpfe um den Besitz des Landes stattgefunden haben, was aber nicht verhindert hat, dass sich das Land immer in einem verhältnissmässig grossen Wohlstande befand; die klugen Assuanik haben verstanden sich zu rechter Zeit den jeweilig herrschenden Parteien, waren es nun Araber, Fulbe oder Bambara, anzuschliessen, und so ist das Land von jenen Verwüstungen verschont worden, welche anderwärts die Folge von Fehden und Streitigkeiten sind.

Es ist bisher schon oft von den Fulbe oder Fulani die Rede gewesen. In der That ist es unmöglich, im Sudan zu reisen, ohne mit diesem Volke in Berührung zu kommen. Die Verbreitung desselben ist eine ausserordentliche. Von Wadai im Osten bis Saint-Louis am Atlantischen Ocean findet man theils in grossen Massen beieinander wohnend und als herrschende Klasse, theils in vereinzelten Gemeinden, aber auch dann noch einflussreich dieses Volk, über dessen noch immer nicht ganz sichern Ursprung so viel geschrieben worden ist. Timbuktu, Nigir und Tsadsee bilden ungefähr die Nordgrenze des Verbreitungsbezirkes, und nach Süden zu reichen die Fulbe bis ins Quellgebiet des Nigir und die Landschaft Adamaua. Sie bilden also eine zusammenhängende, nicht immer gleich breite Zone ungefähr

zwischen dem 8. bis 19. Breitengrad und sind auf beiläufig 35 Längengrade vertheilt. G. A. Krause, welcher sich neuerdings besonders mit der Sprache und Geschichte der Fulbe beschäftigt hat, und im Jahrgang 1883 des „Ausland" einige sehr interessante und werthvolle Mittheilungen macht, sagt in Betreff der Verbreitung dieses Volkes: „In Senegambien und in den Ländern südlich davon, wo sie den Atlantischen Ocean erreichen, finden sie sich am weitesten gegen Westen vorgeschoben. Im Lande Futa Dschallon bilden sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Weiter östlich besitzen sie an beiden Ufern des obern Nigir, südwestlich von Timbuktu, das Reich Massina und seit etwa zwei Jahrzehnten haben sie sich des Bamana-(Bambara-)Reiches von Segu bemächtigt. Auch die Landschaften zwischen Massina und dem Mittellauf des Nigir beherbergen eine fulbische Bevölkerung. Oestlich und zum Theil noch westlich vom Nigir sind die beiden mächtigen Reiche Gando und Sokoto von Fulben beherrscht. In Bornu, Bagirmi und Wadai sind auch Fulben ansässig, doch haben sie in diesen Ländern noch keinen vorwiegenden politischen und religösen Einfluss gewinnen können. In Adamaua (Fumbina) dagegen, zu beiden Seiten des Flusses Binuë, sind sie am weitesten gegen Süden hin vorgedrungen und erweitern von Jahr zu Jahr ihr Reich, das von Sokoto abhängt, indem sie einen unbarmherzigen und ununterbrochenen Krieg gegen die heidnischen Negervölker jener Striche führen. Sollten ihnen nicht ernste Hindernisse in den Weg treten, so werden wir sie in ihren Siegeszügen nach wenigen Jahrzehnten sowol am Mittellauf des Congo wie am Meerbusen von Guinea anlangen sehen." Es umfasst daher das Verbreitungsgebiet einen Raum, der fast dem vierten Theil von Europa gleichkommt, während sich ihre Seelenzahl auch nicht approximativ angeben lässt.

Der Name für dieses Volk variirt ausserordentlich, so-

wol Europäer wie afrikanische Völker haben demselben Namen beigelegt, die ziemlich verschieden von dem sind, welchen die Fulbe selbst für sich benutzen. Die Leute nennen sich selbst Ful-be, wie schon übereinstimmend alle Reisende, welche mit diesem Volk in Berührung gekommen sind, erwähnen. Die Wurzel „ful“ bedeutet hellbraun, roth, gelb und bezieht sich auf die lichte Hautfarbe derselben gegenüber den Negern. Ful-be ist der Plural, Pul-o der Singular. Krause gibt eine interessante Liste der verschiedenen Namen, welche den Fulbe von verschiedenen Völkern beigelegt werden: die Araber nennen sie Fulan Felata (Plural), Fulani, Felati, Fulania, Felatia; bei den Tuarik heissen sie Ifellan, Afullan, Ifulan, Fulan, Ifilanen und Afilan. Bei den Haussa finden wir die Namen Fillani, Fullani und Bafillantschi. Bei den Musuk oder Musgu (südlich von Bornu) heissen sie Maplata und Maplatakai, bei den Kanuri in Bornu Felata, Fula bei den Mandinka, Agai bei den Dschumu (Joruba), Tschilmigo bei den Mossi, Kambumana bei den Qurescha, Folani oder Fulga bei den Gurma, Bale bei den Bafut, Fato (d. i. weisser Mensch) bei den Ham, Abate bei den Dschuku und Goi bei den Nupe. Bei uns hört man häufig die Namen Fulbe, Pouls, Peuls, Fellata, Fulan, Futa u. s. w. Krause ist nun der Meinung, die verschiedenen europäischen Völker könnten jeder den Namen richtig bilden mit Benutzung der Wurzel „ful“ oder „pul“; also im Deutschen und Italienischen Ful, im Französischen Foul, im Englischen Fool, im Holländischen Foel u. s. w., sodass in Deutschland der richtige Name für dieses Volk Fulen zu schreiben wäre.

Wir verdanken wie so vieles aus dem Sudan auch über die Fulbe die ersten und bisjetzt noch besten Nachrichten Heinrich Barth. Derselbe macht schon auf den grossen Unterschied des reinen Fulan mit dem Neger aufmerksam, ein Unterschied in Hautfarbe, Gesichts- und Schädelbildung,

Haar, Gestalt, Intelligenz, der sofort in die Augen springt. Die unvermischten Fulbe haben eine lichte Haut und ein den Ariern vollkommen gleiches Gesicht; eine schön entwickelte, schwach gebogene Nase, gerade Stirn, feurige Augen, elegante schlanke Glieder, langes schwarzes Haar, hohe magere Figur (selten wird man einen corpulenten Fulan finden, während es dicke Neger vielfach gibt). Ich hatte mehrfach Gelegenheit, reine Fulbe zu sehen, und war erstaunt über dieses den Europäern so nahestehende Volk inmitten einer hässlichen Negerbevölkerung. Die ruhige vornehme Haltung, die sanfte Sprache imponiren entschieden, nur haben die meisten einen etwas düster-fanatischen Blick im Auge, eine religiöse Schwärmerei, die zu einem unversöhnlichen Hass gegen Ungläubige ausarten kann. Barth hat seinerzeit viel in Timbuktu gelitten unter der Verfolgung dieser strenggläubigen Mohammedaner, während glücklicherweise zu meiner Zeit der Einfluss der weniger orthodoxen Tuarik mich vor dieser Gefahr schützte.

Mit Recht macht schon Krause darauf aufmerksam, dass man die reinen, oder rothen Fulani trennen muss von den Mischlingen oder den schwarzen Fulen. Bei der Wanderlust und dem Eroberungstrieb dieser Leute ist ein Vermischen mit den Einheimischen unausbleiblich. So kann man die Futabevölkerung Senegambiens zu den Fulbe rechnen, und Hadsch Omar wäre danach auch ein Pulo; aber es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen den Futanegern in Kaarta und den schönen Bewohnern von Moássina. Die reinen, rothen Fulani sind überhaupt nicht so zahlreich, es gibt kein Land oder keinen Staat, welcher ausschliesslich aus rothen Fulani bestände, sondern man findet dieselben immer inmitten der Neger- oder auch Araberbevölkerung.

Auffallen muss jedem Reisenden die hohe Intelligenz der Fulani gegenüber der Negerbevölkerung. Sie haben schon

sehr früh den Islam angenommen und gehören zu den glühendsten Vertheidigern der Lehre Mohammed's. Das Studium des Quran wird eifrig betrieben und in jeder kleinen Gemeinde befinden sich Schulen, sodass jeder reine Pulo lesen und schreiben kann; und zwar wird vorzüglich das Arabische gelehrt, obgleich es auch fulanische Grammatiken gibt, mit von den arabischen nur wenig modificirten Schriftzeichen. Sie verehren in einem ihrer grössten Scheichs, dem Haussa-Pulo Otman-dan-Fodio auch ihren grössten Dichter; und dessen Sohn Bello war nicht nur ein grosser Krieger, sondern auch Verfasser von zahlreichen Werken geschichtlichen, geographischen und religiösen Inhalts. Dessen Sohn wieder, Saidu-dan-Bello, war es, der zuerst eine fulanische Grammatik schrieb unter dem Namen „Nahan Fulfulde“, um sein Volk unabhängig zu machen von der arabischen Sprache. Nur in den Reichen Sokoto und Gando wird die fulische Schriftsprache in Anwendung gebracht, in Moássina, und dann weiter nach Westen zu, wo überhaupt keine reinen Fulbe wohnen, sondern nur Mischlinge, wird ausschliesslich das Arabische in der Schrift angewendet. Auch jetzt noch dürfte in Sokoto der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Fulbe zu finden sein.

Neben dieser wissenschaftlichen Intelligenz ist aber auch bei den Fulbe zu erwähnen die ausserordentliche Thätigkeit, die Werthschätzung der Arbeit überhaupt, sowie ihre Ehrlichkeit, die mit ihrer tiefen Religiosität in Verbindung steht. Ich habe schon früher auf die Schönheit der von Fulani bewohnten Ortschaften aufmerksam gemacht, auf den Wohlstand, der überall herrscht infolge einer sorgsamen Pflege des Ackerbaues und der Viehwirthschaft. Diese Eigenschaften finden sich selbst noch bei den Mischlingen, den schwarzen Fulbe, die bei weitem nicht die Trägheit und Halsstarrigkeit des stumpfsinnigen Negers besitzen. Das fulanische Element herrscht in diesen Misch-

lingsstämmen entschieden vor gegenüber den Negereigenschaften.

Schon seit langer Zeit ist die Frage nach dem Ursprung der Fulen behandelt und die kühnsten Hypothesen sind darüber aufgestellt worden. In Bezug auf die ethnographische Stellung dieses Volkes dürfte Friedrich Müller das Richtige getroffen haben, indem er die Nuba und die Fulani zu einer besondern Gruppe vereinigt, die er Nubas nennt und in eine westliche und eine östliche Hälfte trennt. Er sagt: „Unter dem Ausdruck Nuba- oder richtiger Nuba-Fulah-Rasse begreifen wir eine Reihe von Völkern, die im Norden Afrikas theils zwischen den Negern, theils am Rande des Negergebietes wohnen, und sich sowol durch ihre physische Complexion als auch durch gewisse ethnologische Merkmale von ihnen unterscheiden. Als ihre Hauptrepräsentanten können die Fulah im Westen und die Nuba im Osten gelten. Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden. Gleich den Kaffern bilden sie gleichsam den Uebergang von der Negerrasse zur mittelländischen, und hier speciell zum hamitischen Typus. Der Unterschied zwischen ihnen und den Kaffern besteht jedoch darin, dass, während diese sowol in psychischer als auch in physischer Richtung dem Neger näher stehen als dem Mittelländer, die Nuba-Fulah-Völker umgekehrt dem letztern sich mehr nähern, je mehr sie vom eigentlichen Neger sich entfernen.“

G. A. Krause hat durch Verkehr mit einzelnen Fulani sich über die Herkunft derselben zu informiren versucht, aber er hat nur Erzählungen gehört, deren geschichtlicher Kern erst noch aus der zugedichteten Umhüllung herausgeschält werden muss.

Die Fulbe selbst suchen zu beweisen, dass sie arabischen Ursprungs sind. Im Laufe des 7. Jahrhunderts sei ein arabisches Heer bis zum Senegal gedrungen, bis zu dem

Volk der Torodo. Ein Anführer wurde zurückgelassen, der die Tochter des Königs von Toro heirathete, und deren Kinder sollen die Stammväter der Fulbe sein. Diese Erzählung wird aber in gleicher Form auf verschiedene Länder bezogen, sodass die Dichtung hierbei offen hervortritt. Mit Recht sagt darüber Krause: „Alle Mohammedaner betrachten die arabischen Stämme vom religiösen Standpunkte aus als von Allah bevorzugt und geehrt, weil dieser einen Araber, Mohammed, zu seinem grössten und letzten Propheten wählte. Um nun an dieser Ehre mit theilzunehmen, lieben es die nicht arabischen Mohammedaner, sich in irgendwelche sagenhafte Beziehungen zu den Arabern zu setzen. So möchten auch die Fulen gern ihren Ursprung auf die Araber zurückführen." Selbst von marokkanischen Arabern sollen nach andern Sagen die Fulbe stammen, während man in Europa lange Zeit, zum Theil noch jetzt, an den malaiischen Ursprung dieses Volks glaubte, also eine Einwanderung aus dem fernen Osten Asiens annahm. Es ist hierbei noch aufmerksam zu machen, dass die Hovabevölkerung von Madagascar in enger Verwandtschaft zu den malaiischen Battak auf Sumatra steht. Indess dürfte es nicht angezeigt sein, eine so ferne Verwandtschaft und eine nöthig werdende grosse Wanderung aus Ostasien für die Fulbe anzunehmen, und muss wol ihr Ursprung in Afrika selbst gesucht werden. Krause, der sich sehr eingehend mit einer Vergleichung der fulischen Sprachen mit den hamito-semitischen beschäftigt hat, speciell mit denen der Tuarik und Gallavölker, kommt zu dem Schluss, „dass auf der einen Seite die fulische Sprache in ihrer ersten Anlage, sowie die hamito-semitischen Sprachen, und auf der andern Seite das fulische Volk, sowie die Hamito-Semiten eines und desselben Ursprungs seien". Er bezeichnet demnach die Fulbe als Ur- oder Protohamiten.

Nun sind aber erwiesenermassen alle in Westafrika

lebenden hamitischen Völker (Berber und Tuarik) aus dem Osten eingewandert. Die Tuarik fanden bei ihrer Einwanderung ein Volk vor, welches sie Dschabbaren oder Kel Jeru nannten, und deren Mumien man heute noch in den alten Gräbern im Tuarikgebiet findet. Krause glaubt nun annehmen zu können, dass diese Dschabbaren die Vorfahren der heutigen Fulbe sind.

Die Frage nach den ehemaligen Einwohnern Nordafrikas, vielleicht zu einer Zeit, als die Existenzbedingungen noch günstigere waren und der „Verwüstungsprocess“ des Landes noch nicht so weit vorgeschritten war, ist zweifelsohne eins der interessantesten ethnographischen Probleme. Viele Umstände deuten darauf hin (und wir werden in einem spätern Abschnitt ausführlicher darauf zurückkommen), dass die Sahara ehemals eine grössere Bewohnbarkeit besass als heute, und dass der Zeitraum erst nach wenigen Jahrtausenden zählt, vor welchem Gegenden bewohnt waren und fliessendes Wasser besassen, die heute völlig sterile Wüste sind.

Die von Krause aufs neue aufgeworfene Frage nach den Dschabbaren verdient jedenfalls die vollste Würdigung der Ethnographen, und nichts ist mehr zu beklagen, als dass es so schwierig ist, in den von Tuarik bewohnten Gegenden sorgfältige wissenschaftliche Studien zu machen. So wie wir aus den Gräbern auf den Canarischen Inseln die Zugehörigkeit der ausgestorbenen Quanchen zu den berberisch-hamitischen Völkern erweisen können, so liesse sich bei einer Untersuchung der Grabstätten der Dschabbaren vielleicht manches Wichtige herauslesen für die Geschichte der ältesten Bewohner Nordafrikas, aber auch für die Geschichte der Bildung der Sahara. Wenn einmal der Zeitpunkt kommt, in welchem die extensiven Erforschungen Afrikas nicht mehr jene Berechtigung haben, wie es allerdings heute noch der Fall ist, und man intensivern, auf kleinere Flächen beschränkten Studien nachgehen kann,

dann muss die Geschichte der ältesten Bewohner Nordafrikas in erster Linie an die Reihe kommen.

Mögen nun die Fulbe mit diesen alten Dschabbaren zusammenhängen oder nicht, Thatsache ist, dass sie frühzeitig grosse Wanderungen angetreten und sich auszubreiten bestrebt waren. Sie haben früher keine politischen Reiche gegründet, ihr actives politisches Auftreten beginnt erst mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. „Zu Anfang dieses Jahrhunderts eröffneten die Fulbe die Epoche ihrer grossen Eroberungen. Zur Zeit, da Napoleon die europäische Welt verwirrte, alte Reiche zerstörend und neue schaffend, wurde der mittlere Sudan nicht weniger tief, aber in dauerhafterer Weise von den Fulen umgeändert.“ Eine hervorragende Rolle spielte ein Fulbepriester, Namens Otman-dan-Fodio, der in der Provinz Gobir im Haussalande lebte. Er begann den heiligen Krieg (Dschibad) mit den heidnischen Völkern jenes Landes und es gelang ihm zuletzt, die sämmtlichen Provinzen Haussas zu unterwerfen; die siegreichen Fulbe zogen weit nach Westen bis in die Nähe des Oceans und drangen tief nach Süden und Südosten vor. Selbst Bornu wurde angegriffen, aber dort wurde ihrem Siegeslauf durch Scheich Muhamed-el-Kaulmi, den Gründer der jetzigen Dynastie in Bornu, Einhalt gethan. Auch Otman-dan-Fodio nahm den Titel „Emir-el-Mumenin“, Oberhaupt der Gläubigen, an und theilte dann das grosse Reich in zwei Hälften; in der westlichen Hälfte setzte er seinen Bruder Abdallahi ein mit der Residenz Gando, während sein Sohn Bello in der Osthälfte, in Sokoto, residirte. Seit dieser Zeit existiren bis heute noch die zwei grossen Reiche Gando und Sokoto, beherrscht von Fulbe, welche die einheimische Negerbevölkerung zum Islam zwangen.

Einer der Generale von Otman-dan-Fodio, Namens Lebbo (Labo), zog auf eigene Faust in nordwestlicher Richtung dem mittlern Nigir zu und gründete dort das Reich Moás-

sina (so hörte ich den Namen in Timbuktu stets aussprechen und nicht Massina) mit der Hauptstadt Hamdallahi. Aber die Bambara sowol wie die Tuarik haben beständig dieses Reich bekriegt, besonders da auch die Fulbe bestrebt waren, Timbuktu zu besitzen. Ein permanenter Kampf begann gegen die Tuarik, und als ein neuer Feind in Hadsch Omar entstand, wurde Hamdallahi zerstört.

Von Segu aus wird seitdem die Landschaft Moássina regiert, obgleich dieselbe eine grosse Menge reiner Fulbe enthält. Wie früher bereits erwähnt, sucht sich jetzt der einflussreiche arabische Scherif Abadin in Timbuktu mit den Fulen von Moássina zu verbinden, um entweder Timbuktu gegen die Tuarik zu schützen, oder auch vielleicht selbständig aufzutreten und die Provinz von Segu loszureissen. Gegenwärtig ist noch ein Verwandter Sultan Ahmadu's in Hamdallahi, nachdem aber die Macht Segus im Niedergang begriffen ist, scheint eine Veränderung in den Machtverhältnissen der dortigen Länder vor sich zu gehen.

Dagegen bestehen die beiden grossen Fulbestaaten Sokoto und Gando (Gwando) seit Anfang dieses Jahrhunderts noch bis heute fort und erfreuen sich eines blühenden Zustandes. Die Regenten seit der Gründung der Reiche sind folgende:

SOKOTO:	Regierungszeit:	Gestorben:
1) Otman-dan-Fodio	?	1818
2) Bello-dan-Otman	?	1837
3) Atiku-dan-Otman	5 Jahre 3 Mon.	1843
4) Alin Baba-dan-Bello	17 Jahre	1860
5) Ahmadu-dan-Atiku	7 Jahre	1866
6) Aliu Karami-dan-Bello	11 Monate	1867
7) Ahmed-er-Refaje-dan-Otman . .	5 Jahre	1872
8) Bubakr-dan-Alin	5 Jahre	1877
9) Moas-dan-Bello	seit 2[1] Jahren	—

[1] Nach Erkundigungen Krause's im Jahre 1879.

Der seit 1877 regierende Sultan Moas war 1879 63 Jahre alt; er ist schwarz von Farbe; seine Mutter ist eine Haussasklavin.

GANDO:

	Regierungszeit:	Gestorben:
1) Otman-dan-Fodio	—	1818
2) Abdallahi-dan-Fodio	—	1829
3) Muhamed Wani-dan-Abdallahi .	—	1835
4) Chalilu-dan-Abdallahi	20 Jahre	1855
5) Chaliru-dan-Abdallahi	7 Jahre	1862
6) Alin-dan-Abdallahi	5 Jahre	1867
7) Abd-el-Kadiri-dan-Abdallahi . .	5 Jahre	1872
8) El-Mustafa-dan-Muhamed-Wani .	4 Jahre	1876
9) Hanafi-dan-Chalilu	3 Jahre	1879

Der verstorbene Hanafi war schwarz von Farbe; seine Mutter war vom Stamme der Torodo.

Man kann nicht sagen, dass die Fulbe ihre Eroberungszüge abgeschlossen haben; im Gegentheil werden sie immer von neuem Umwälzungen in jenen Ländern hervorrufen, besonders aber als kriegerische Missionare in die Negerländer eindringen. Ist es einerseits keine Frage, dass sie das intelligenteste Volk neben den Arabern in Afrika sind, so ist andererseits deren Ausdehnung zu beklagen, weil sie für den Islam in Afrika ungeheuere Gebiete gewinnen. Derselbe ist aber für den rohen Neger kein Vortheil, und es ist im Interesse der Bestrebungen, die man im allgemeinen unter dem Namen „Civilisation" versteht, zu bedauern, dass damit einem regern Verkehr mit den Europäern ein ernstes Hinderniss in den Weg gelegt wird. Es ist für mich keine Frage, dass der Islam der grösste Feind der europäischen Cultur ist, während wir nur in den christlichen Staaten die Vertreter des Fortschritts der Menschheit erblicken können. Andererseits ist es völlig falsch anzunehmen, dass der Islam bei den rohen, einem wüsten

Fetischismus ergebenen Negern etwa als Vorschule für das Christenthum zu betrachten sei. Wir sehen das an den Bambara und an andern Negervölkern, sowie an den Halbfulbe, den Futa u. s. w., dass sie vom Islam nur einige wenige Aeusserlichkeiten, vor allem aber den Hass gegen Andersgläubige aufgenommen haben.

Die Fulani bilden andererseits einen grossen politischen Factor in der ganzen nördlichen Hälfte Afrikas, bis herab zum Aequator, und bei der bevorstehenden Theilung Afrikas haben die europäischen Nationen jedenfalls mit diesem Volk zu rechnen. Es ist ein tapferes, für eine religiöse Anschauung kämpfendes Volk, und wenn die Europäer sich politisch im Innern Afrikas festsetzen wollen, wird man gut-thun, sich zunächst mit diesen Leuten ins Einvernehmen zu setzen.

Vor allem aber möchten wir wünschen, dass die grossen Fulbereiche von sprachkundigen Europäern bereist werden; sicherlich sind dort noch manche historische Werke verborgen und die Räthsel des Ursprungs der Fulbe werden am besten im Lande selbst gelöst, durch eine kritische Vergleichung der alten Sagen, durch Studiren der alten Geschichte jener Länder und durch eine sorgfältige Untersuchung der Fulbesprache einerseits, und der anthropologischen Beschaffenheit des Volkes andererseits. Es stehen sich jetzt diese beiden Schulen schroff gegenüber, der Linguistiker erkennt den Schädelmessungen nur geringen Werth zu, und der Anatom verachtet die grammatikalischen Sprachregeln. Nur ein Zusammengehen beider wird dauernd gültige Resultate hervorbringen.

NEUNTES KAPITEL.

REISE VON MEDINET-BAKUINIT NACH MEDINA UND SAINT-LOUIS.

Abreise von Bakuinit. — Fasala. — Löwen. — Fliessendes Wasser. — Fulbedörfer. — Kamedigo. — Krankheiten. — Rhab-Nioro. — Futabevölkerung. — Sklavenhändler in Marokko. — Randgebirge. — Senegalthal. — Araberdorf. — Kuniakari. — Scheich Baschiru. — Botschaft von Medina. — Ankunft am Senegal. — Tirailleurs. — Festung Medina. — Belagerung durch Hadsch Omar. — Paul Holl. — Telegraphische Verbindung. — Abreise. — Mosquitos. — Bakel. — Die Expeditionscolonne. — Posten Matam. — Mr. Lecard. — Futadörfer. — Dampfer. — Dampfer Cygne und Archimède. — Salde. — Podor. — Dagana. — Richard Toll. — Krokodile und Pelikane. — Ankunft in Saint-Louis. — Gelbes Fieber. — Schlechter Hafen. — Barre. — Teneriffa. — Pauillac. — Quarantäne. — Ankunft in Bordeaux. — Durch Spanien nach Tanger.

Am 7. October verliessen wir Bakuinit. Unser nächstes Ziel ist die Landschaft Kaarta, die unter der Herrschaft der Futa steht, da der Sultan von Segu zwei seiner Brüder hier als Statthalter eingesetzt hat; einmal dieses Land passirt, haben wir nur noch eine kurze Strecke bis zu dem lange ersehnten Senegal, wo wir in den Militärstationen Ruhe und Pflege nach den in jeder Beziehung aufreibenden Wanderungen der letzten Zeit zu finden hoffen.

Wir konnten erst nachmittags 3 Uhr aufbrechen und erreichten infolge dessen erst abends spät die Ortschaft Fasala. Es scheint dies früher eine grössere Stadt gewesen

zu sein, denn alte Stadtmauern und Reste von grossen Häusern deuten auf einen bedeutenden Umfang hin. Heute ist es nur ein Dorf und wird ausschliesslich von freigelassenen Negersklaven bewohnt, die sich in den Ruinen der ehemaligen Stadt festgesetzt, auch eine Anzahl einfacher Mattenhütten noch dazu gebaut haben. Auf den freien Stellen zwischen den Häusern haben die Leute Negerkorn gebaut; Schafe und Rinder besitzen sie aber nicht. Wir konnten uns demnach nur ein sehr einfaches Mahl herrichten, welches für meine Kranken gar nicht geeignet war. Abdullah musste auf das Lastthier festgebunden werden, da er nicht aufrecht sitzen konnte; damit er aber nicht herabfalle, musste stets einer der Treiber neben dem Thiere hergehen; es war ein langsamer, mühseliger Marsch.

Am folgenden Morgen zeitig ging es weiter. Wir werden heute keine Ortschaft erreichen, sondern müssen im Freien campiren; meine Leute sind etwas ängstlich wegen ihrer Thiere, da es hier sehr viel Löwen gibt; in der That sahen wir in den mit hohem Gras bewachsenen Wiesenflächen zahlreiche Spuren dieser Thiere; das Gras war in einem breiten Streifen niedergetreten und zeigte die Richtung an, in welcher die Löwen gegangen waren. Von 11—12 Uhr rasteten wir und abends 6 Uhr schlugen wir die Zelte auf; während der Nacht wurden Feuer unterhalten und einige Leute wachten. Das heute passirte Terrain unterschied sich insofern von dem bisherigen, als der Wald sehr zurücktrat und wir sehr viel schönes offenes Wiesenland hatten. Es war eine recht anmuthige Landschaft, und vereinzelte Baumgruppen, besonders die imposanten Baobab (Affenbrotbäume) inmitten der Grasflächen verliehen der Gegend den Charakter eines Parkes.

Durch eine ähnliche Landschaft zogen wir auch am folgenden Tage, am 9. October. Der schöne Landstrich war unbewohnt, trotzdem zahlreiche Dayas reichliches

Wasser geben und der Boden ein trefflicher ist, sowol als Ackerland wie als Viehweiden. Es scheint, dass durch Hadsch Omar's Raubzüge auch dieser Landstrich entvölkert und verwüstet worden ist. Unser Tagesmarsch dauerte von 5—11 Uhr vormittags und von 2—6 Uhr nachmittags. Unter den Dayas ist besonders die grosse Daya Redscha bemerkenswerth; auch einen Brunnen passirten wir, sodass diese Gegend hier sicher einmal bewohnt war.

Auch Spuren von Löwen waren wieder recht häufig, aber nie haben wir ein solches Thier zu Gesicht bekommen. An einer Daya fanden wir das hohe Gras besonders auffallend niedergedrückt und meine Leute behaupteten, hier habe eine Löwenfamilie die vergangene Nacht zugebracht; einzelne von uns wollten absolut nicht diese Stelle passiren aus Furcht, den Löwen zu begegnen, sondern wünschten auf grossen Umwegen die nächste Ortschaft zu erreichen. Aber endlich brachte ich doch alle dazu, dass sie vorwärts gingen. In dem offenen Terrain tritt wieder sehr viel Lateriteisen auf; in den spätern Nachmittagsstunden erreichten wir bereits ein etwas unebenes Terrain, es traten kleine, zwar nur 60—80 Fuss hohe Hügel auf, die sich aber von der Ebene abhoben. An einer geeigneten Stelle schlugen wir während der Nacht die Zelte auf; es musste wieder gewacht werden der Löwen wegen. Mit meinen Patienten ging es heute ein wenig besser; Benitez konnte schon einen grossen Theil des Weges reiten, aber sein Aussehen ist erschreckend.

Am 10. October ging es frühzeitig weiter. Bald änderte sich das Terrain und an Stelle der offenen Wiesengründe fanden wir f e l s i g e s, b e r g i g e s T e r r a i n und zum e r s t e n m a l f l i e s s e n d e s W a s s e r; letzteres war uns besonders willkommen und wurde freudig begrüsst. Es war ein kleiner schmaler Bach mit nur einem dünnen Wasserstreifen, aber es war doch keine der Dayas mit dem stehenden Wasser, der Wasserstreifen floss und zwar dem

lange ersehnten Senegal zu. Die Berge bestehen aus dunkelblauen Thonschiefern; an der Oberfläche ist Laterit nicht selten. Die Seehöhe des Terrains ist noch immer 300—320 m; die Hitze ist nicht besonders stark, es reist sich sogar hier recht schön, und nur die Sorgen um meine Kranken sowie wegen des Empfanges in Nioro drückten mich etwas; ausserdem hatten wir vor uns ein stark von Fulbe bewohntes Terrain, und wie man uns dort aufnehmen werde, war auch noch ungewiss.

Schon um 11 Uhr erreichten wir das erste Dorf der Fulani oder Fulbe und wurden hier nicht unfreundlich empfangen. Die Dörfer der Fulbe sind sehr schön. Jedes Gehöft ist von einer lebenden Hecke umgeben und besteht aus 3—6 runden Hütten aus Lehm mit einem spitzen, sehr fest und dicht gearbeiteten Schilfdach. Die Ortschaften sind ziemlich umfangreich und gut bevölkert; die Bewohner sind wohlhabend und man sieht viele Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen. Die Felder und die Dörfer sind gleichfalls wohl gepflegt; man baut besonders Negerkorn, Reis und Zuckerrohr, aber auch bereits die wohlschmeckenden Erdnüsse (*Arachis*) und Gurken und Kürbisse werden in den Dörfern selbst gezogen; die Häuser in den Dörfern sind ganz bedeckt mit den breiten Blättern dieser Pflanzen. Jedenfalls macht eine solche Fulben-Niederlassung einen freundlichen Eindruck; Reinlichkeit und Ordnung sind unverkennbar, und arme und krüppelhafte Bettler sieht man hier nie. Die Fulani stehen eben in jeder Beziehung höher als alle umwohnenden Negerstämme. In jedem Dorfe ist ein von Pfählen umgebener offener Raum, der als Gebetplatz dient; hier versammeln sich die Männer des Dorfes regelmässig zur Zeit des Gebetes, denn die Fulbe sind sehr fromm. Arabisch lesen und schreiben kann fast jeder und man sieht häufig studirende Knaben und Jünglinge mit einer Holztafel zum Schreiben oder den Quran lesend.

Die hier in der Landschaft Kaarta lebenden Fulbe sollen aus den weiter östlich gelegenen Fulbedistricten am Nigir stammen und erst nach den Kriegs- und Raubzügen Hadsch Omar's als Kriegsgefangene hierher gebracht worden sein, sodass die Ansiedelungen allerdings noch neu und höchstens einige zwanzig Jahre alt wären. Sie müssen an den Bruder des Sultans von Segu in Nioro Steuern zahlen; wie schon erwähnt, sind aber Kämpfe zwischen Futa und Fulbe nichts Seltenes.

Wir wurden, wie bemerkt, in diesem ersten Fulbedorf recht gut aufgenommen, erhielten in einem Gehöft eine Hütte für die Nacht und wurden auch mit Nahrung versorgt.

Am 11. October verliessen wir dieses Dorf, um uns zu dem Scheich dieser Gruppe von Fulbedörfern zu begeben, die den Namen Kamedigo führt. Bereits gegen 2 Uhr langten wir in dem grossen Orte an, wurden aber unfreundlich empfangen. Die Bewohner waren zudringlich, es wurde uns ein Haus verweigert und wir mussten schliesslich die Zelte auf einem freien Platze aufschlagen. Endlich fand es der Scheich angezeigt, uns zu besuchen, und übergab uns ein Haus, liess sich aber sonst den ganzen Tag nicht wieder sehen. Abends schickte er Fleisch und Kuskus, verlangte aber kein Geschenk.

Trotzdem hat uns der Aufenthalt in Kamedigo sehr zu unserm Vortheil gereicht. Wir hatten die Tragthiere von Bakuinit bis Nioro, welches nur noch eine Tagereise entfernt ist, gemiethet, schickten dieselben aber schon hier zurück, da sich unser Hauswirth in Kamedigo bereit erklärte, in einigen Tagen mit uns bis Medina zu gehen und uns fünf Lastochsen zur Verfügung zu stellen. Dieses überaus günstige Anerbieten nahmen wir natürlich sofort an, um so mehr, als unser Hauswirth, ein intelligenter Fulbe, der schon mit Europäern verkehrt hat, den Preis erst in Medina aus-

gezahlt erhalten wollte. Er erkannte mich natürlich sofort als Europäer und Christ und ging unbedenklich darauf ein, mir bis zur Ankunft bei den Franzosen Credit zu gewähren. Die übrigen Bewohner des Ortes blieben immer zurückhaltend gegen uns; ein Christ, als welcher ich doch allgemein galt, ist den streng orthodoxen Fulbe etwas Verhasstes; wir bekamen auch Besuch, aber es waren nur neugierige junge Leute, die sich zudringlich benahmen; in dieser Richtung sind die Araber besser.

Am folgenden Tage kehrten die Leute von Bakuinit, darunter der Sohn unsers dortigen Hauswirths, Gabu, in ihre Heimat zurück, sehr froh, dass sie nicht bis Nioro mitzugehen brauchten; sie haben eine grosse Scheu vor dieser Futastadt. Unser Hauswirth in Kamedigo will versuchen, ob wir Nioro umgehen können; fest versprechen kann er es aber nicht. Er hat übrigens Geschäfte am Senegal und will einige seiner Sklaven den Franzosen übergeben zur Einreihung unter die schwarzen Tirailleurs, eine meist aus befreiten Sklaven bestehende Truppe am Senegal, die den Franzosen gute Dienste leistet.

Wir mussten nun einige Tage hier warten, bis die Lastthiere herbeigeschafft und die Vorbereitungen meines Hauswirths für eine mehrwöchentliche Abwesenheit gemacht waren. Im übrigen waren wir recht gut aufgehoben, hatten eine hübsche Hütte zur Verfügung, erhielten gute Nahrung und wurden von den Bewohnern des Ortes schliesslich nicht gar zu stark belästigt. Am 14. October aber ging es wieder schlimm zu. Hadsch Ali und ich hatten Fieberanfälle, Benitez ist noch immer recht krank und unglaublich schwach, wird aber doch noch zu retten sein; zum Unglück aber wurde während der Nacht auch Kaddur plötzlich von einem derartigen Leiden befallen wie Benitez und Faraschi; er jammerte entsetzlich, sein Kopf war schwer und wüst und ein Arm war vollständig gelähmt! Das sind

nun recht trostlose Aussichten für die Zukunft. Besonders auffallend waren mir die Lähmungserscheinungen bei Kaddur, die zum Glück nach einigen Tagen vorübergingen; es war als hätte ihn ein Schlag getroffen, wie überhaupt die ganze Krankheit so ganz plötzlich eintrat; noch einige Stunden vor dem Anfall war er ganz wohl und munter.

Unsere Hoffnung, Nioro umgehen zu können, ist vollständig vernichtet. Am 16. October erschien plötzlich ein Trupp von 12 Reitern, wohlbewaffnet, auf schönen Pferden, die uns den Gruss des Scheich von Rhab (Nioro), Namens Agib Ulad-el-Hadsch Omar, überbrachten und die sichere Erwartung aussprachen, dass wir in Rhab vorsprechen würden! Diese höfliche Botschaft war mir nichts weniger als angenehm, es kam nur auf eine Ausplünderung hinaus, aber es wäre völlig unmöglich gewesen, der Einladung nicht zu folgen.

Nachdem also meine Anwesenheit in Nioro bekannt ist, wird man auch in dem nicht weit entfernten Kuniakari, wo der Bruder von Agib lebt, davon unterrichtet sein, und infolge dessen auch in dem nahegelegenen Medina.

Am 17. October traten wir in Begleitung einiger Fulbe die Reise nach Nioro, oder, wie es von den Arabern genannt wird, Rhab, an. Gegen Mittag hielten wir in einem Futadorfe, wo wir recht unfreundlich aufgenommen wurden, und man uns eindringlich sagte, wir müssten nach Nioro zu Scheich Agib, um dort den Durchgangszoll zu entrichten. Wir wandten uns von hier mehr in nordwestlicher Richtung, erreichten aber die Stadt nicht, sondern mussten im Freien campiren.

Am folgenden Morgen hatten wir ein schwieriges felsiges Terrain zu passiren, mit zahlreichen tiefeingerissenen Wasserläufen, erreichten aber doch schon gegen 10 Uhr die mit hohen Mauern umgebene Stadt Nioro. Wir mussten erst längere Zeit ausserhalb derselben warten, dann endlich

holte uns ein Trupp Berittener ab, und man führte uns in der Stadt in ein kleines schlechtes Haus, das uns als Wohnung dienen sollte. Die massenhaft versammelte Futabevölkerung war im höchsten Grade frech und zudringlich. Es waren eine ganze Zahl Leute darunter, die ein paar Worte Französisch sprachen und mir nun diese Worte beständig ins Gesicht schrien; ich antwortete nur mit ein paar Worten Arabisch und that, als verstände ich die Leute nicht. So schnell wie möglich suchten wir uns in das Haus zurückzuziehen, und schlossen die Thüren ab, indem wir alle Krankheit vorschützten. Benìtez ist auch wieder recht schlecht; hier kommt noch die Furcht hinzu, als Christ erkannt zu werden, und so habe ich wieder die ernstesten Besorgnisse um ihn.

Agib bewohnt eine weitläufige Qasbah, die von einer enormen, zum Theil aus Steinen errichteten dicken Mauer umgeben ist; ich habe ihn selbst nicht zu Gesicht bekommen, hatte auch kein Bedürfniss, und einer seiner Vertrauten vermittelte den Verkehr. Er ist, wie bereits erwähnt, einer der Brüder des Sultans von Segu, Ahmadu, und ein jüngerer Sohn Hadsch Omar's. Obgleich er hier gewissermassen selbständig herrscht, so ist er doch in der Hauptsache ganz von Segu abhängig; es sind auch immer Vertreter Ahmadu's hier, welche diesen über die Vorgänge in Nioro unterrichten. Die Stadt scheint ziemlich gross und stark bevölkert zu sein, besonders von Soldaten. Die zum grössten Theil aus Futa bestehende Bevölkerung ist im höchsten Grade unangenehm und widerwärtig; die Leute sind seit Hadsch Omar's Auftreten verwildert und haben ein unverschämtes, anmassendes Benehmen; einen besondern Hass haben sie gegen die Franzosen, deren Vordringen argwöhnisch beobachtet wird; aber man musste bald herausgebracht haben, dass ich kein Franzose bin, denn man hielt mich nicht lange in der Stadt fest.

Wir waren noch nicht lange im Hause, als einige Boten des Scheich Agib kamen, mit dem Auftrage, unser Gepäck zu untersuchen; das geschah nun in der gründlichsten Weise, alle Säcke wurden geöffnet und ausgeräumt, wobei verschiedene europäische Artikel (ich hatte unter anderm einen einfachen europäischen Anzug während der ganzen Reise in einem Sacke mitgeführt) zum Vorschein kamen, sodass die Ausflüchte mit dem Hakim Osmani, dem türkischen Arzt, hier nur sehr wenig Glauben fanden. Indess schien es mir, dass es den Leuten ganz gleichgültig war, ob ein Christ oder ein Mohammedaner hier durchpassirt, die Hauptsache war, dass sich etwas fand, um dem Scheich Agib damit ein Geschenk zu machen. Man nahm mir also ganz einfach mein einziges Gewehr, den Mauserstutzen, weg, der Gnade fand vor den Augen Agib's, ferner ein europäisches Reiseplaid, einen Hadsch Ali gehörigen Burnus von Tuch, ein schön gesticktes Kleid aus Timbuktu und schliesslich mussten wir noch einen schweren Goldring geben, sodass mir nur noch ein Ring übrigblieb. Besonders erbost war Hadsch Ali, dass wir das Gewehr abgeben mussten, welches ich ihm als Geschenk zugesagt hatte; aber es liess sich nichts dagegen machen, und wir mussten froh sein, dass uns nichts Schlimmeres passirte. Ich konnte nur erstaunen über die Unverfrorenheit, wie die Leute hier die Fremden ausplündern, es ist eine reine Gnade, wenn einem überhaupt noch etwas gelassen wird.

Wir erhielten übrigens dafür unsere Verpflegung, etwas Reis und Fleisch und am folgenden Tage die Erlaubniss, abreisen zu dürfen; man wollte uns offenbar nicht lange ernähren, und da effectiv nichts mehr zu erpressen war, konnten wir gehen.

Hier machten wir auch die Bekanntschaft einiger Marokkaner, ich glaube aus Marrakesch selbst und von Hadsch Ali als Scherife bezeichnet, die von einer langen Handels-

reise aus dem Sudan zurückkamen, wo sie Gold und Sklaven gekauft hatten. Auch sie mussten hier Tribut zahlen und zwar 5 Sklaven und 50 Mitkal Gold. Die Leute wollen auch nach Medina, sodass wir eine grosse Karavane bilden werden; es sind gegen 100 frisch gekaufte Sklaven dabei, meist Weiber und Kinder, ausserdem die berittenen Herren der Karavane nebst einem Dutzend schwarzer Diener. Es ist mir nun durchaus nicht sympathisch, mit diesen Sklavenhändlern zu reisen, aber Hadsch Ali ist plötzlich wie umgewandelt; hat er doch wieder Araber, sogar Schurafa um sich, und ist ganz glücklich über diese Bekanntschaft.

Kaddur ist wieder hergestellt, Benitez dagegen noch sehr schwach, indess kann er doch das Reiten auf dem Ochsen vertragen, und so habe ich gegründete Hoffnung, in kurzer Zeit Medina zu erreichen; wir haben nur noch Kuniakari zu passiren; nehmen kann man mir nicht mehr viel, und so zweifle ich nicht, dass man uns ziehen lassen wird.

Gestern wurde ich noch durch eine Nachricht beunruhigt. Agib soll nämlich gesagt haben, er könne mich nicht passiren lassen, ich müsse vorher nach Segu zum Sultan und von ihm die Erlaubniss zur Reise nach Ndar (Saint-Louis) erbitten. Mir endlich wäre die Tour nicht ganz unwillkommen gewesen, aber in Rücksicht auf meine so schwer kranken Leute und in Hinblick auf den Mangel an Mitteln musste ich so heftig wie möglich dagegen remonstriren, und erhielt dann schliesslich auch die Erlaubniss zur Reise nach Kuniakari. Wäre ich im Besitz von Geld oder Geldeswerth gewesen, hätte ich sicher zu Sultan Ahmadu reisen müssen, um mich dort ausplündern zu lassen.

Es wurde nachmittags 3 Uhr, ehe wir am 19. October Nioro verliessen. Der Weg nach Kuniakari geht von hier aus in südwestlicher Richtung, aber wir erreichten kein Dorf mehr und mussten im Freien campiren; zum Glück hatten wir noch etwas Reis bei uns, um ein spärliches

Abendessen herzurichten. Die europäischen Genussartikel sind schon seit langer Zeit von unserer Tafel verschwunden, selbst Thee haben wir schon seit vielen Wochen nicht mehr.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr zeitig auf, passirten bereits um 8 Uhr ein Fulbedorf, ohne uns aufzuhalten, gegen 11 Uhr ein zweites, wo wir ausserhalb des Ortes campirten. Abends erst forderten uns die Leute auf, in das Dorf zu ziehen und dort zu übernachten, was wir denn auch thaten. Wie ich schon früher bemerkt, machen die Fulbedörfer alle einen hübschen Eindruck, es ist eine fleissige und wohlhabende Bevölkerung, und abgesehen von ihrem religiösen Fanatismus sind sie viel besser und anständiger als die rohen und verwilderten Futaneger.

Wir warteten hier die Ankunft der marokkanischen Sklavenkaravane ab, die denn auch am folgenden Morgen zeitig erschien. Von hier zogen wir gemeinsam weiter, hielten aber schon nach zwei Stunden bei einer Daya. Das Land, bereits 340 m über dem Meere gelegen, ist wieder dicht bewaldet, sodass es schwer ist, sich mit beladenen Tragthieren einen Weg zu machen. Um 3 Uhr ging es wieder vorwärts, aber nach kurzem zweistündigen Marsch wurden schon die Zelte aufgeschlagen.

Es ist jetzt ein reges Leben und Treiben in unserm Nachtquartier, welches eine grosse Fläche bedeckt. Die zahlreichen Sklaven schleppen Holz und Wasser herbei, die Frauen kochen Kuskus, und an zahlreichen Stellen entstehen Feuer, um die sich Gruppen dieser schwarzen Gesellschaft, die nur mit den allernothdürftigsten Kleidern versehen ist, lagern. Es haben sich unterwegs noch sechs Leute angeschlossen mit einer grossen Schafheerde; wir kauften auch einige Thiere, sodass wir jetzt etwas frisches Fleisch zu dem trockenen Reis haben werden.

Die Marokkaner führten auch Zelte mit sich und Hadsch Ali verbrachte die meiste Zeit bei seinen Landsleuten. Mit

Benitez geht es besser, und ich hoffe ihn bis Medina zu bringen, wo er dann ärztliche Behandlung findet.

Am 22. October kamen wir wieder durch ein völlig unbewohntes, dichtbewaldetes Terrain; wir machen nur sehr kurze Tagemärsche, von früh 5—9 Uhr, dann Rast bis 3 Uhr, und um 6 Uhr werden gewöhnlich die Zelte schon errichtet. Die zahlreichen Weiber und Kinder, die natürlich zu Fuss gehen, halten es nicht länger aus; es ist überhaupt erstaunlich, dass von diesen schlecht genährten und völlig verwahrlosten Sklaven, die nun seit Monaten schon unterwegs sind, noch so viele leben. Ich sah zu meinem Unwillen auch viele rohe Scenen, und die armen Kerle wurden geprügelt, wenn sie nicht weiter marschiren wollten oder konnten. Dayas gibt es in diesem Terrain viele, das fliessende Wasser, welches wir schon bei Nioro gefunden hatten, nimmt eine andere mehr südliche Richtung, um sich später mit dem Senegal zu vereinigen, während wir in stark südwestlicher Richtung reisen.

Am folgenden Morgen brachen wir schon um 4 Uhr früh auf und kamen erst gegen 11 Uhr zu einer Daya, sodass die ermüdeten und durstigen Lastthiere kaum noch weiter konnten. Vorher hatten wir einen sehr unangenehmen breiten Sumpf zu passiren; in welchem mein Esel stecken blieb und weder rückwärts noch vorwärts konnte, vielmehr immer tiefer einsank; auch ich stak schon tief in dem schlammigen Wasser und konnte nur mit Hülfe einiger kräftiger Neger aus dieser gefährlichen Lage befreit werden. Die Passage dieses Sumpfes nahm viel Zeit in Anspruch, besonders das Uebersetzen der Rinder. Jenseit desselben erhob sich ein isolirter etwa 100 m hoher Berg, und in der Nähe war eine Daya mit geniessbarem Wasser, sodass wir hier die Nacht verbrachten. Die Temperaturen sind jetzt nicht übermässig heiss, trotzdem ist das Reisen bereits recht ermüdend; wir sehnen uns alle nach den

Schiffen am Senegal und haben das Reiten auf Kamelen, Eseln, Pferden, Maulthieren und Ochsen, was wir alles während der langen Reise durchgemacht haben, gründlich satt.

Am 24. October von früh 4 Uhr bis $^1/_2$12 Uhr geritten, dann blieben wir liegen bei einer kleinen Daya und schlugen die Zelte auf. Wir bemerkten zur Linken eine Anzahl Hügelreihen, die aus dunkelm Thonschiefer bestehen, wie ich in einzelnen trockenen Wassereinrissen sehen konnte; Laterit beobachtete ich hier gleichfalls sehr viel.

Der Unterschied in den Temperaturen zwischen Tag und Nacht ist hier sehr bedeutend, und wenn wir morgens um 4 Uhr aufstehen, zittert alles vor Kälte; ich bin manchmal schwer aus dem warmen Zelte zu bringen. Vielleicht ist aber diese Morgenkälte von gutem Einfluss auf Benitez, der sich allmählich etwas besser fühlt, obgleich er immer noch sehr schlecht aussieht und sehr schwach ist.

Am 25. October hatten wir einen langen Marsch von früh 4 Uhr bis 1 Uhr, dann musste gehalten werden wegen allgemeiner Ermattung, obgleich wir kein Wasser hatten. Eine Daya soll in der Nähe sein und es wurden Leute ausgeschickt, um dieselbe zu suchen, die Thiere zu tränken und Wasser mitzubringen. Nach langer Abwesenheit erschienen sie auch mit den Tragthieren und brachten einige Schläuche voll Wasser mit. Heute fühlte sich Kaddur wieder einmal krank; der Mensch lebt zu unmässig und wenn viel vorhanden ist, kann man ihn nicht von der Schüssel wegbringen; auch ist er sehr wenig wählerisch beim Essen und sieht mehr auf Quantität als auf Qualität, sodass er sich oft den Magen verdorben haben dürfte.

Die Gegend ist trotz des Wassermangels recht stark bewaldet; wir befinden uns noch immer auf dem Plateau, dessen Durchschnittshöhe 300 m beträgt. Dagegen ist diese Landschaft völlig unbewohnt und verödet. Fulani

haben sich so weit nach Südwesten nicht angesiedelt, und die Futa bleiben gern in der Nähe der befestigten Ortschaften, wie Nioro und Kuniakari, wo sie leichter Schutz finden bei ihren Raubzügen und Plünderungen. Fulbe sowol wie die Assuanik beklagen sich bitter über die Herrschaft dieser Futa; in Bakuinit, wo das arabische Element unter den Assuanik stark vertreten ist, sagte man ganz offen, man sähe es lieber, wenn die Franzosen hierher kämen und der Futaherrschaft in Kaarta ein Ende machen wollten, als noch länger die Räubereien dieser Neger ertragen zu müssen.

Am 26. October hatten wir einen langen, aber interessanten Marsch von früh 4—11 Uhr und von 3—6 Uhr, in fast rein westlicher Richtung. Das Terrain war anfangs etwas gewellt, hügelig, wurde aber bald gebirgig. Seitdem wir die Atlaskette verlassen hatten, haben wir nicht solche Berge wie hier gesehen. Der Weg führte durch tiefe enge Thäler, an deren Seiten die Berge bis zu mehrern hundert Metern emporragten, tiefe und steile Wasserrisse mit grossen Geröllmassen münden von seitwärts in die Hauptthäler, aber sie sind zur Zeit wasserlos. Gegen 4 Uhr nachmittags stiegen wir von dem gebirgigen Plateaurand hinab in die Ebene; dieser Abstieg war sehr steil. Vor uns sahen wir eine weite Thalebene, mit hohem Gras bewachsen, aus welchem hier und da die spitzen Dächer eines Dorfes herausragten. Es ist bereits das Thal des Senegal.

Die Randgebirge bestehen vorherrschend aus sehr schwach geneigten Schichten von blauem Thonschiefer, wie er schon mehrmals im Verlauf der letzten Tage beobachtet wurde; dann beobachtete ich steil gestellte, nach Süden fallende Schichten von Sandsteinen und Schiefern, und ebenso müssen ältere Eruptivgesteine vorkommen, denn ich fand unter den Geröllen ziemlich häufig ein gabbroartiges Gestein.

Wir haben also hier den Südrand des grossen Plateau

erreicht, das nördlich bis zur Sahara geht, aber überall mit Sand und Humus bedeckt ist, sodass die Unterlage nicht eher als hier am Steilrande des Senegalthales hervortritt. Der Rand des Plateau ist in eine Anzahl von einzelnen Bergen und Bergzügen aufgelöst, die einen steilen Absturz nach Süden haben. Der Höhenunterschied zwischen der Plateaulandschaft und der Senegalebene beträgt mehr als 100 m.

Im Thale angekommen, wendeten wir uns zur nächsten Ortschaft und verbrachten hier die Nacht. Es sind Assuanikneger, nicht viel mit Arabern vermischt, eher mit Futa, die hier in ziemlich grossen Dörfern wohnen, deren Lehmhäuser mit hohen spitzen Strohdächern bedeckt sind. Das Dorf liegt in der Nähe eines Flusses, der von hier an in südwestlicher Richtung dem Senegal zufliesst und nicht weit von Medina mündet.

Am 27. October früh 7 Uhr brachen wir auf. Der Fluss hat in dem lehmigen Boden ein tiefes Bett gegraben, sodass seine Ufer von steilen Lehmwänden eingefasst sind; die Passage über den Fluss war infolge dessen sehr mühsam und zeitraubend. Nur sehr vorsichtig konnte ein Lastthier nach dem andern hinübergeführt und dann das steile schlüpfrige Lehmufer hinaufgetrieben werden. Als endlich die ganze grosse Karavane den Fluss passirt hatte, ging es weiter in südwestlicher Richtung durch eine dicht mit 10—12 Fuss hohem Grase bewachsene Ebene, ein unangenehmer Marsch. Das Gras schlug über die Köpfe der Reiter zusammen, so hoch und dicht war es; einer musste sich dicht hinter dem andern halten, um nicht im Grase sich zu verirren; es existirten zwar schmale ausgetretene Fusssteige, aber es war schwer, denselben immer zu folgen. Gegen $^1/_2$11 Uhr kamen wir an ein Dorf, welches inmitten ausgedehnter Felder von Mais, Zuckerrohr und Negerkorn lag. Hier war noch nicht Ernte, im Gegentheil war das Korn

noch sehr klein. Die Bebauung der Felder war übrigens eine sehr gute und regelmässige; auch fand ich hier zuerst den Baumwollstrauch angepflanzt; Erdnüsse werden in grosser Menge gebaut. Dagegen sah man nicht sehr viel Vieh; es scheint eine vorherrschend ackerbauende Bevölkerung zu sein.

Die Vegetation ist überhaupt hier reich und ganz anders als auf dem Plateau; auch ist hier die Hitze bedeutender, es ist schon das feuchtheisse Klima tropischer Flusslandschaften, während oben die trockene Luft der halbwüstenartigen Plateauländer im Süden der Sahara vorherrscht, die zweifellos gesünder ist als die Treibhaustemperatur der Tropen.

Man findet hier bereits Fächerpalmen, der Wald wird dichter, die riesig hohen Gräser sind von undurchdringlicher Dichte, kurz man merkt in jeder Beziehung, dass wir in eine andere Region eingetreten sind. Gegen Mittag hielten wir in einem andern, gleichfalls von Assuanik bewohnten Dorfe; es liegt da, wo sich das nicht sehr breite und an beiden Seiten von Bergreihen eingefasste Thal zu einer weiten Ebene ausbreitet und ein wasserführender Fluss heraustritt.

Hier rasteten wir und verbrachten auch den ganzen folgenden Tag daselbst. Die Marokkaner bestanden darauf und ich konnte nichts dagegen thun, da Hadsch Ali nur thut, war seinen Freunden recht ist. Es kam hierbei wieder zu einigen Auseinandersetzungen zwischen uns, wobei ich die Sklavenhändler als Briganten bezeichnete. Die Entrüstung Hadsch Ali's darüber, dass ich heilige Männer, Scherife, als Briganten bezeichnete, war grenzenlos; es liess mich der Zorn meines Begleiters jetzt schon recht kalt, da wir nun doch in wenigen Tagen die französischen Posten erreichen werden.

Am 29. October traten wir den Marsch nach Kuniakari

an. Wir brachen erst um 7 Uhr auf und hielten schon um 10 Uhr bei einem Dorfe, welches zu unserm Erstaunen aus lauter Arabern bestand, den Ulad Chruisi, die aus dem Hodh stammen und sich hier angesiedelt haben. Die Freude Hadsch Ali's und der Marokkaner war gross, als sie wieder Landsleute vor sich hatten.

Wir blieben hier eine Zeit lang liegen, als plötzlich ein berittener Mann vom Scheich Baschiru in Kuniakari erschien, um uns dorthin zu führen. Er hatte wahrscheinlich Angst, dass wir ihm durchschlüpfen würden, um direct das nahegelegene Medina zu erreichen. Es müssen demnach doch diese Futahäuptlinge immer genau von der Richtung, die ich nehme, durch Boten unterrichtet sein; auch scheint es, dass ich von dem Moment an, als ich Bakuinit verliess, beständig bewacht worden bin und dass man den Brüdern Ahmadu's von allem Nachricht gegeben hat, was ich treibe.

Kuniakari ist gleichfalls ein grosser Ort und vorherrschend von Futa bewohnt. Wir wurden gleich nach unserer Ankunft an die Qasbah geführt, eine von vier hohen Steinmauern umgebene Burg, um vom Scheich Baschiru empfangen zu werden. Es waren dazu offenbar grosse Vorbereitungen getroffen worden, um mir zu imponiren, und wahrscheinlich war die ganze Truppenmacht aufgeboten.

Wir passirten nicht weniger als fünf Höfe; in den engen Passagen zwischen den einzelnen Höfen standen und lagen je 50 Mann Soldaten, stark bewaffnet, um jeden Eindringling fern zu halten. Die Leute sehen etwas zerlumpt aus, aber ich zweifle nicht, dass es tapfere und gefährliche Krieger sind. Baschiru hatte diesen Pomp entwickelt, damit ich den Franzosen erzählen könne von der grossen Streitmacht und der festen, für uneinnahmbar gehaltenen Citadelle. Nachdem wir endlich die grössern Höfe mit ihren Soldaten hinter uns hatten, gelangten wir in einen kleinen Hof, wo auf einem Teppich der Scheich Baschiru, der Sohn des gefürch-

teten Hadsch Omar, sass und uns mit vornehmer Ruhe bewillkommnete. Er ist noch jung, hat nur schwachen Bartwuchs in dem dunkeln Gesicht, trug die hier übliche Kappe aus weisser Leinwand auf dem Kopfe und eine dunkle Toba. Neben ihm hockten einige Vertraute. Er sprach und verstand das Arabisch ziemlich gut und nur hin und wieder mussten ihm einige Anwesende Erläuterungen geben. Er erkundigte sich nach unserer Reise und hörte mit geheuchelter Gleichgültigkeit den Erzählungen zu. Der Scheich hat einen etwas hochmüthigen und übermüthigen Gesichtsausdruck, dabei einen gewissen düstern Blick im Auge, aus dem man Energie und Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung seiner Zwecke entnehmen kann. Es ist keine Frage, dass diese Futa hier gegenwärtig ein wichtiges Volk sind, und die Familie des Hadsch Omar geht planmässig bei Verfolgung ihrer Absichten vor. Sie wollen die Herrschaft über die Länder zwischen Senegal und Nigir, wie es schon der Vater Hadsch Omar's angestrebt; in Segu laufen alle Fäden zusammen, die Landschaft Kaarta mit Nioro und Kuniakari ist ein vorgeschobener Posten zur Beunruhigung der Franzosen und zu deren Verhinderung, mit Umgehung Segus nach Timbuktu zu kommen.

Die Audienz dauerte nicht lange, und nach einer Viertelstunde wurden wir entlassen. Der Umstand, dass wir von Baschiru empfangen worden waren, trug jedenfalls dazu bei, dass sich das Volk hier nicht so zudringlich und gemein benahm wie in Nioro. Man liess uns in Ruhe und führte uns in ein recht hübsches, grosses, aus Lehm gebautes Haus, welches einem Manne Namens Ledi gehörte. Es scheint ein ruhiger ordentlicher Mann zu sein, der mir ein Certificat vorwies, woraus ich ersah, dass Paul Soleillet im Jahre 1878 auf der Reise nach Segu sich hier aufgehalten und bei Ledi gewohnt hat.

Ausser Futa gibt es auch hier viel Assuanikneger, da-

gegen sind Araber weniger häufig. Wir verbrachten den Tag in vollkommener Ruhe und wurden nicht weiter belästigt. Hadsch Ali behauptete, dass Baschiru Geschenke verlangt habe, und so übergab ich meinem Begleiter meinen letzten goldenen Ring von Timbuktu, sowie noch ein gesticktes Kleid. Ob und wie diese Sachen in die Hände Baschiru's gekommen sind, habe ich nicht erfahren, es war mir auch gleichgültig, die Hauptsache war, dass uns Baschiru sagen liess, wir könnten am folgenden Tage abreisen.

So wäre ich denn den beiden gefürchteten Scheichs, den Brüdern des Sultans von Segu, entkommen, ohne von ihnen stark belästigt worden zu sein. Baschiru war von Agib zweifellos unterrichtet worden, dass nichts bei mir zu finden sei, und so unterliess ersterer die Durchsuchung meines Gepäcks; Agib aber selbst wird auch nur im Auftrage seines ältern Bruders in Segu gehandelt haben, und hat das Gewehr wenigstens sicherlich dorthin abliefern müssen. Es ist sogar besser, dass ich diese beiden Städte besucht habe, statt, wie ich ursprünglich gedachte, dieselben zu umgehen; man hätte uns doch gefunden und wir würden nur sehr unangenehme Verhältnisse dadurch herbeigeführt haben.

Immerhin war es ein Gefühl der Erleichterung, als wir am 31. October nachmittags Kuniakari und damit das Futagebiet verliessen. Meine Fulbeführer und die Marokkaner beglückwünschten mich über den Erfolg der Reise, denn bis Medina ist nur eine kurze Strecke und bei der grossen Gesellschaft, die wir bildeten, vollkommen sicher. Wir ritten in südwestlicher Richtung, hielten aber schon nach einigen Stunden. In der Umgegend von Kuniakari sind zahlreiche Dörfer, deren Bewohner, Futa und Assuanik, einen sorgfältigen Feldbau betreiben. Negerkorn und Mais wird in grossen Mengen gepflanzt, ebenso Erdnüsse, die an die Handelsfactoreien am Senegal verkauft werden.

Am folgenden Morgen, 1. November, brachen wir zeitig

auf. Gegen Mittag kamen uns einige Leute entgegen mit einem grossen Sack sowie mit Briefen für einen europäischen christlichen Reisenden in Kuniakari oder in Nioro! Der Bote hatte die Aufgabe, uns aufzusuchen und eventuell bis Nioro zu gehen, und war erstaunt, mich schon hier zu treffen. Die Freude war natürlich eine grosse; der Mann kam vom Militärposten Medina, und der Brief enthielt folgende Zeilen: „*De la part des officiers du poste de Médine au voyageur annoncé dans les environs, en attendant qu'ils aient le plaisir de le voir au poste.*“ Der Sack aber hatte einen köstlichen Inhalt. Da kamen zunächst einige Flaschen Wein, rother und weisser, zum Vorschein, und einige Flaschen Bier aus Marseille, ferner frisches Weizenbrot, ein lange entbehrter Genuss, Conserven aller Art in Blechbüchsen, eingemachte Früchte in Gläsern u. s. w. u. s. w., sodass selbst Hadsch Ali seine Freude nicht unterdrücken konnte und die bleichen kranken Gesichtszüge von Benitez sich belebten.

Sobald sich ein geeigneter Punkt fand, wurde Halt gemacht, wir verzichteten, heute noch nach Medina zu kommen, sondern wandten unser ganzes Interesse der liebenswürdigen Sendung der französischen Offiziere zu. Wir schlugen die Zelte auf, das letzte mal, denn morgen sind wir in dem Posten und werden in Betten schlafen; ich selbst aber entledigte mich vor allem meiner arabischen Kleidung; sie war dürftig genug und bestand nur aus Hemd und Beinkleidern von Leinwand und einer weissen wollenen marokkanischen Dschellaba, Lederpantoffeln und einem um den Kopf geschlungenen weissen Tuch, nebst dem Hut, den mir der Kahia in Timbuktu geschenkt hatte. Ich suchte den mitgeführten europäischen Anzug hervor, befand mich aber in den engen Stiefeln und den eng anliegenden Kleidern im höchsten Grade unbehaglich; die Marokkaner und die Neger waren ganz ausserordentlich überrascht, als sie mich

in dieser Weise sahen, und mein Erscheinen erregte laute Heiterkeit.

Wir verlebten hier einen angenehmen Abend, und ich war sehr erfreut, dass auch Benitez sich wohl fühlte, um an den französischen Delicatessen, wenn auch in mässiger Weise, theilnehmen zu können. Der Mann hat furchtbar gelitten, körperlich sowol wie geistig, und ist durchaus noch nicht ausser Gefahr; aber jetzt mit Hülfe der Aerzte und einer rationellen Nahrung hoffe ich ihn bald wieder kräftig zu machen.

Die Chefs des Sklaventransports drückten heute den Wunsch aus, mit mir von Saint-Louis aus nach Marokko per Dampfer zu reisen, während sie ihre Diener mit den Sklaven von hier aus längs der Meeresküste nach Marokko schicken wollen; sie dürfen mit den Sklaven das linke Ufer des Senegal nicht betreten, da sonst dieselben sofort frei sein würden, sondern müssen sich irgendwo in der Nähe des Flusses niederlassen. Später haben dann die Leute diesen Plan wieder aufgegeben und sind mit ihrer Ausbeute aus dem Sudan durch die Wüste nach Marokko gereist.

In der Nacht vom 1. zum 2. November um 3 Uhr brachen wir bereits auf und marschirten rüstig durch das stark bewaldete Flussthal. Mein Esel aus Timbuktu, der mich bisher täglich getragen, konnte heute nicht mehr weiter, und ich musste mich noch am letzten Tage entschliessen, einen Ochsen zu reiten. Morgens gegen 8 Uhr erblickten wir zum ersten mal das mit Ziegeln gedeckte Dach der Festung Medina; meine Begleitung kam freudestrahlend herbei und zeigte mir das auf einer Anhöhe gelegene, über das Dorf hervorragende Haus am jenseitigen Ufer des Flusses. Wir alle athmeten erleichtert auf, dankbar einem freundlichen Geschick, das uns vor so vielen Gefahren bewahrt hat. Bald erreichten wir die hohen Ufer des Flusses, der etwas weiter oberhalb Medina einen schäumenden

WASSERFALL FELOU BEI MEDINA (OBERER SENEGAL).
GRENZE DER DAMPFSCHIFFAHRT.

II. S. 289.

Wasserfall bildet, Felou, sodass die Dampfer nur bis hierher kommen können. Vom jenseitigen Ufer stiessen jetzt einige breite Barken ab, und wir erkannten einen Europäer; es war der Marinearzt auf der Station Medina, Roussin, der uns aufs freundlichste bewillkommnete und im Namen des etwas erkrankten Platzcommandanten, Lieutenant Mr. Pol, einlud, in dem französischen Fort abzusteigen, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

Wir verabschiedeten uns von den marokkanischen Sklavenhändlern und liessen uns mit dem Fulbe, der uns von Kamedigo aus begleitet hat, über den ziemlich breiten Fluss setzen. Der Fulbe fand im Dorfe Unterkunft, uns aber wurden Wohnräume in dem weitläufigen Festungsgebäude selbst eingerichtet, wo ich in Gesellschaft zweier liebenswürdiger Offiziere sowie des Arztes einige angenehme Tage verbrachte. Mit der Erreichung von Medina hatte die eigentliche Forschungsreise ihren glücklichen Abschluss gefunden.

Medina und die Fahrt nach Saint-Louis. — In Medina angekommen, war es das erste, dass ich dem Gouverneur in Saint-Louis meine glückliche Ankunft telegraphisch anzeigte; dieser selbst hat dann ein officielles Telegramm an die pariser Geographische Gesellschaft geschickt, sodass der günstige Erfolg meiner Reise schon vor Mitte November in Europa bekannt geworden ist.

Die sechs Tage unsers Aufenthalts in Medina gestalteten sich für uns sehr angenehm, wenn man vielleicht davon absieht, dass Hadsch Ali sich zurückgesetzt fühlte und zu wenig als „Prinz“ behandelt wurde; das nämlich behauptete er zu sein, fand aber erst später, dass sein Anspruch auf fürstliches Blut bei den Franzosen nicht mit dem nöthigen Ernst aufgenommen wurde. Benitez' Zustand besserte sich allmählich; er hatte hier Ruhe und ärztliche Pflege und war

von der Angst befreit, mit der er in der letzten Zeit seine Rolle als Mohammedaner gespielt hatte.

Die Aufnahme und die Gastfreundschaft, die ich in Medina und weiterhin auch in den andern Orten Senegambiens fand, war eine überaus herzliche und liebenswürdige; die gute Ernährung, das ruhige Leben und das Fehlen jener beständigen Aufregung, die während der Reise infolge der von verschiedenen Seiten drohenden Gefahren ein Wohlbefinden absolut ausschlossen, bewirkten, dass wir uns sichtlich erholten, und selbst mit Benitez wurde es bedeutend besser. Freilich mussten wir sehen, sobald als möglich zur Meeresküste zu kommen, denn diese Forts längs des linken Senegalufers sind alle sehr ungesund gelegen und ein grosser Theil der weissen Mannschaft ist stets fieberkrank. Es sind deshalb verhältnissmässig nur wenige europäische Soldaten in den verschiedenen Garnisonen, dagegen eine grössere Zahl schwarzer Tirailleurs so wie auch algerische Spahis. Während meiner Anwesenheit hatte Medina nur 20 weisse Soldaten, und davon waren viele krank; freilich war man gerade im Begriff, einen Vorstoss nach dem Innern zu unternehmen, und der Ankunft der Expedition wurde täglich entgegengesehen.

In den schwarzen Tirailleurs haben sich die Franzosen eine für dort sehr nützliche, geradezu unentbehrliche Truppe geschaffen; es sind zum grossen Theil frühere Sklaven, die von ihren Herren den Franzosen überlassen wurden. Der Vorgang beim Aufnehmen der Söldlinge ist folgender. Irgendein Fulbe, Araber, Futa oder wer immer braucht Geld und will sich einiger seiner Sklaven entledigen. Er geht mit diesen zu dem nächstgelegenen Posten; sobald der Sklave das linke Ufer des Senegal betritt, ist er natürlich von selbst schon ein freier Mann. Hier werden die angebotenen Leute untersucht und, wenn tauglich befunden, als Tirailleurs angeworben, und zwar auf sechs Jahre. Während

dieser Zeit erhalten sie Sold, Verpflegung, eine sehr kleidsame Uniform, werden überhaupt als französische Soldaten betrachtet; ausserdem wird bei der Werbung ein Handgeld von einigen hundert Francs ausgezahlt. Dieses Handgeld bekommt nun freilich der ehemalige Sklave nie zu sehen, das nimmt einfach sein Herr mit fort. Uebrigens ist die Einrichtung eine sehr gute. Die Franzosen ziehen auf diese Weise eine Menge brauchbarer und nützlicher Menschen heran, die, sobald ihre Dienstzeit vorüber ist, infolge ihrer Sprach- und andern Kenntnisse im Stande sind, sich auf ordentliche Weise fortzubringen; sie erzielen auf diese Art mehr, als die Missionare mit andern Mitteln zu erreichen suchen, haben dabei auch noch den Vortheil, eine gute, mit dem Klima vertraute Truppe zu gewinnen.

Auch der Fulbe, welcher uns von Kamedigo an bis Medina begleitet hatte, übergab einige Sklaven den Franzosen und liess sie anwerben; das Handgeld behielt er für sich. Ich hatte diesen Mann engagirt, mit mir zu gehen und mir Lastochsen zu vermiethen, ohne ihn aber bezahlen zu können; in Medina erhielt ich nun auf Credit die nöthigen Stücke Zeug; ausserdem schenkte ich dem Manne, der uns nicht unwesentliche Dienste geleistet hatte, eine Menge Kleinigkeiten von den Reiseutensilien, worüber er sehr erfreut war, sodass wir als gute Freunde schieden.

Schon unterwegs, in Nioro, hatte ich erfahren, dass auf dem Senegal zur Zeit eine grosse militärische Bewegung herrsche; die marokkanischen Sklavenhändler, welche von Segu kamen, erzählten mir, die Franzosen hätten Krieg mit den Preussen! Wozu aber dann die Truppentransporte den Senegal aufwärts dienen sollten, wussten sie nicht zu erklären.

Medina besteht aus einem auf dem hohen Steilufer des Senegal gelegenen, stark befestigten, steinernen Hause, das von Mauern umgeben ist; in dem so eingeschlossenen Raume befinden sich eine Anzahl Nebengebäude, Kranken-

baracken, Munitions- und Provisionsräume u. s. w. Die letztern waren gerade jetzt sehr gefüllt, da von hier aus die Expeditionscolonne mit Provisionen u. s. w. versehen werden sollte. Das Haus ist ein Stockwerk hoch, hat einen luftigen Säulengang rundherum und sonst nur fünf oder sechs kleine Räume für die Offiziere und den Arzt. Die hohe Lage des Fort beherrscht einen ziemlich weiten Kreis, und mit Hülfe der zahlreichen Kanonen lässt sich das Haus für längere Zeit gegen Angriffe von seiten der Neger vertheidigen. Unten am Fluss ist der Ort Medina, ursprünglich von Kassonkenegern bewohnt, denen sich aber jetzt auch Neger anderer Stämme aus der Umgebung zugesellt haben. Die Bewohner des Ortes stehen mit den Franzosen auf gutem Fusse und finden die letztern in ihnen Bundesgenossen gegen die stets unruhige, den Franzosen feindlich gesinnte Futabevölkerung.

Eine Inschrift am Thore der Festung Medina erinnert an eine Episode, in der ein ehemaliger Commandant des Fort, Paul Holl, eine grosse Rolle spielt. Die Festung hatte nämlich im Jahre 1857 eine Belagerung seitens des wiederholt genannten Hadsch Omar zu bestehen, und Paul Holl mit seinen paar Europäern hat dabei eine seltene Entschlossenheit, Ausdauer und Klugheit bewiesen.

Hadsch Omar kam beutebeladen mit seinem verwilderten Heere aus den Bambaraländern und Kaarta, um nun im eigentlichen Futagebiet den Mittelpunkt seiner Macht einzurichten. Auf dem Wege dahin musste er das Fort Medina passiren, und übermüthig wie er war, und im Vertrauen auf seine mehr als 20000 Mann betragende, ebenso verwegene und tapfere, als habgierige und grausame Armee, beschloss er, mit den Franzosen anzubinden und zunächst Medina, welches von dem Reorganisator Senegambiens, dem General Faidherbe, erst vor wenigen Jahren gegründet worden war, anzugreifen.

Die Besatzung des Fort war eine sehr geringe, indess hatten die Franzosen auf ihrer Seite die Bewohner der nächsten Umgebung sowie eine Menge Flüchtlinge aus Kaarta, zusammen etwa 6000 Seelen betragend, die sich eine Art Burg errichtet hatten, welche von den Franzosen in dio Vertheidigungslinie einbezogen war. Diese Leute waren entschlossen, zusammen mit den Franzosen den Angriff Hadsch Omar's abzuwehren, und wählten als ihr Oberhaupt den Kassonke-Scheich Sambala.

Hadsch Omar hatte seine wilde Bande fanatisirt und ihnen gesagt, wirklichen Gläubigen könnten die gefürchteten Kanonen nichts anhaben, und die Festung wurde denn auch mit ungeheuerm Ungestüm angegriffen. Die Besatzung Medinas bestand damals aus 64 Mann, nämlich 22 schwarzen Tirailleurs, 34 Laptots, d. i. Negern, besonders Wolofs von Saint-Louis, die einige Jahre als Matrosen auf den französichen Kriegsschiffen gedient haben, dazu kamen noch der Secretär des Commandanten, zwei weisse Artilleristen, drei Mann von der Marineinfanterie und ein Sergeant.

Am 20. April 1857 erfolgte der erste Angriff Hadsch Omar's sowol gegen das Fort wie gegen die hinter Erdbefestigungen stehenden Neger Sambala's; trotz wiederholter heftiger Anstürme gelang es den französischen Kanonen, die Scharen Hadsch Omar's zum Weichen zu bringen; letztere hatten sogar beträchtliche Verluste. Der Commandant hatte noch am Tage vorher Eilboten an die benachbarten Forts geschickt, besonders nach Bakel, ebenso an den Befehlshaber eines unterwegs befindlichen Dampfers, da man sich voraussichtlich nicht lange gegen eine solche Uebermacht werde halten können. Hadsch Omar versuchte in der That noch mehrmals im Laufe dieses Monats seine Angriffe, aber immer ohne Erfolg und nur mit grossen Verlusten. Er schloss nun Medina vollständig ein, sodass kein Mann heraus konnte, in der richtigen Erwartung, dass Mangel an Muni-

tion und Provision die Festung leichter zu Falle bringen werde als ein Sturm.

Dort trat in der That bald Mangel an allem ein; die Nahrungsmittel gingen zu Ende und selbst mit dem Wasser hatte es Noth, da die Umzingelung so eng war, dass Hadsch Omar sogar die Communication mit dem nahen Flusse abgeschnitten hatte. Schlimmer als dieses aber war der Mangel an Pulver. Sambala verlangte wiederholt Schiessmaterial für seine Leute, um einen Ausfall zu unternehmen, und Holl musste dies unter allerhand Vorwänden verweigern; hätte Sambala geahnt, dass kein Pulver mehr vorhanden sei, so hätten er und seine Leute den Muth verloren und sich mit Hadsch Omar in Verhandlungen eingelassen.

Die Noth wurde in Medina täglich grösser, und Holl sah ein, dass, wenn nicht bald Hülfe käme, die Festung beim nächsten heftigen Angriffe unterliegen müsse. Die Leute waren vor Entkräftung unfähig, die nöthigen Wachtdienste zu thun, und unter den Negern Sambala's starben schon viele vor Hunger. Holl und sein Sergeant Deplat beschlossen, wenn das Fort in die Hände Hadsch Omar's fiel, sich in das Magazin mit den Bomben zurückzuziehen und dort Feuer anzulegen, um nicht in die Hände des fanatischen Scheichs zu fallen.

Bis über die Mitte Juli hinaus hatte es so die Besatzung ausgehalten; da, als die Noth den höchsten Grad erreicht hatte, vernahm man plötzlich am 18. Juli Kanonenschüsse, welche das Anrücken von Verstärkungen andeuteten. Dieselben hatten wegen zu niedrigen Wasserstandes nicht früher kommen können und erschienen nun jetzt in grösster Eile, um den wichtigen Punkt zu retten. Diese Rettung gelang auch vollständig; ein Ausfall von seiten der eingeschlossenen Besatzung und der Hülfsneger des Sambala auf der einen Seite und die Beschiessung der feindlichen Truppen-

macht durch die Schiffe andererseits hatten grossen Erfolg, und die entmuthigten und enttäuschten Banden Hadsch Omar's lösten sich in wilder Flucht auf, wobei viele getödtet wurden, Hadsch Omar selbst aber mit Mühe entkam.

Diese tapfere Vertheidigung Medinas durch Paul Holl bildet einen Glanzpunkt in der Eroberung Senegambiens durch die Franzosen; es ist ganz unberechenbar, was aus diesen Ländern geworden wäre, wenn Hadsch Omar Medina genommen hätte; sein Prestige wäre ums Hundertfache gestiegen, die ganze Bevölkerung im Stromgebiet des Senegal wäre ihm zugefallen, und voraussichtlich hätte man auch die andern Befestigungen der Franzosen weiter flussabwärts vernichtet. Es hing damals in der That der ganze Besitz der Colonie in der Schwebe; der wohlthätige Einfluss der Europäer wäre vernichtet gewesen und der Islam hätte mit Feuer und Schwert seinen Einzug gehalten in Länder, wo durch eine christliche Macht bereits wesentliche Fortschritte in der Civilisirung von intelligenten Negerstämmen gemacht worden waren. Hadsch Omar hat sich dann nicht wieder an den Franzosen versucht; er richtete sein Augenmerk auf die Länder am Nigir, selbst bis nach Timbuktu, und wenn es ihm auch nicht gelungen ist, das alte Sonrhayreich zu erobern, so hat er doch so viel erreicht, dass heute noch sein Sohn in Segu herrscht, und dass dessen Brüder im Lande Kaarta jeden Versuch der Franzosen, vom Senegal aus nach Timbuktu zu ziehen, gewaltsam zurückweisen. Der Name Holl wird aber mit der Festung Medina ebenso für immer verknüpft bleiben wie der des Generals Faidherbe für die ganze Colonie Senegambien.

Seit dieser Zeit ist Medina bedeutend stärker befestigt worden, auch ist die Verbindung der einzelnen Forts untereinander sowie die Communication mit Saint-Louis eine viel bessere, sodass solche Fälle nicht wieder eintreten können. Die Forts untereinander sind mit Telegraphenlei-

tung versehen bis Saint-Louis; während meiner Zeit war allerdings noch eine Lücke zwischen Matam und Salde, da die dortigen Futa die Errichtung der Telegraphenstangen verhinderten; indess ist das jetzt wol auch erledigt, und man könnte, wenn das unterseeische Kabel zwischen Dakar und den Capverden bestände, von Paris aus direct bis tief in das Innere des Landes hinein in wenigen Stunden Nachricht geben.



Fig. 14. Frauen vom Senegal.

Leider stand während meines Aufenthalts in Medina kein Dampfer zur Verfügung, da alle Schlepper zum Transport der Militärcolonnen verwendet wurden. Ich musste demnach mit einem kleinen Boot bis zur nächsten Station flussabwärts, dem ziemlich grossen Fort Bakel, fahren. Nach einem freundschaftlichen Abschied von unsern liebenswürdigen Wirthen verliessen wir am 8. November Medina in einer kleinen Schaluppe mit vier Ruderern, wohlversehen mit Proviant aller Art. Wir waren freilich nicht sehr bequem installirt; aber das Gefühl, dass es nun dem Meere zugeht,

dass wir uns in der Nähe europäischer Ansiedelungen befinden, und die fortschreitende Besserung in den Gesundheitsverhältnissen von Benitez liessen mich der kleinen Beschwerden der Bootfahrt nicht achten, und in der besten Stimmung ging es vorwärts. Abends 6 Uhr hielten wir in der Nähe eines Dorfes und schlugen die Nachtquartiere



Fig. 15. Wolof vom Senegal.

am Lande auf. Die Ufer an beiden Seiten sind noch stellenweise, besonders an der linken Seite, hügelig, der Fluss selbst ist ziemlich breit, aber seine Wasser sind bereits stark im Abnehmen begriffen, da wir uns der trockenen Jahreszeit nähern. Eine sehr lästige Plage am Senegal

sind die Mosquitos, von denen wir bisher nur wenig zu leiden hatten, die aber jetzt in furchtbarer Weise auftraten. Commandant Pol hatte mir zum Glück ein Mosquitonetz mitgegeben, sodass ich mich während der Nacht wenigstens etwas schützen konnte.

Am folgenden Tage hatten wir wieder eine langweilige Fahrt in dem offenen schwerfälligen Boote. Ein kleiner Dampfer holte uns ein, aber dessen Patron erklärte, uns nicht schleppen zu können, da er Ordre habe, so schnell als möglich in Bakel einzutreffen, und unser Boot infolge der Schwere die Fahrt zu sehr verlängern würde. Wir fuhren also sehr langsam weiter und verbrachten die Nacht wieder am Lande, fürchterlich geplagt von Mosquitos. Als wir am Morgen des 10. November eine kurze Strecke gerudert waren, kam uns derselbe kleine Dampfer wieder entgegen. Er hatte Bakel erreicht und unsere Ankunft gemeldet, infolge dessen schickte ihn der Commandant in der Nacht um 2 Uhr schon wieder fort, um uns zu holen. An Bord befanden sich der Stationsarzt Dr. Colin und der Telegraphist von Bakel. Es war das eine grosse Aufmerksamkeit von seiten der Franzosen; die Herren brachten Proviant, Getränke und Cigarren mit, und so hatten wir eine vergnügte Fahrt bis Bakel, wo wir gegen Mittag eintrafen.

Das Fort Bakel, gleichfalls ziemlich hoch auf einem Hügel gelegen, ist der imposanteste und grösste aller Militärposten am Senegal. Ein grosses luftiges Haus, mit weiten und hohen Corridoren, hohen Zimmern, ganz aus Stein errichtet, dient den Beamten und Offizieren zur Wohnung; starke Befestigungen sind ringsumher angebracht und auch die Besatzung ist eine grössere. Aber auch hier gab es unter den europäischen Soldaten viele Kranke. Der damalige Civilcommandant, der auch unwohl war, empfing mich auf das beste, und wir blieben einige Tage hier liegen. Infolge des Heranrückens des Expeditionscorps herrschte

viel Leben und Treiben; Munition und Proviant musste bereit gehalten und Tragthiere herbeigeschafft werden; am 12. November kamen auch schon einige Offiziere von der Colonne an mit einer kleinen Dampfschaluppe, die mir dann bis zum nächsten Posten zur Verfügung gestellt wurde.

In Bakel befand sich eine ganze Menagerie von einheimischen wilden Thieren; auch hübsche Gartenanlagen. Im Hause lief ein junger Löwe frei herum, der als Compagnon einen Affen hatte; vorläufig betrugen sich beide noch recht gut. Das Thier war aber schon ziemlich gross, und lange wird man es nicht mehr in diesem Zustande haben lassen können.

Unter den angekommenen Offizieren befand sich auch ein junger Souslieutenant, der stark an Phthisis litt; nach allem, was ich höre, ist er verloren, da diese Krankheit hier stets galopirend auftreten soll. Dr. Colin, der eine grosse Sammlung von Vogelbälgen besass, gab mir eine Anzahl mit, auch einen Brief an die Geographische Gesellschaft in Paris, worin er um Unterstützung zu einer Forschungstour den Falemefluss aufwärts ersucht. Dort hatten die Franzosen früher schon einmal Militärposten errichtet, die aber wieder aufgegeben wurden; dagegen ist jetzt daselbst eine französische Gesellschaft mit der Ausbeutung von Waschgold beschäftigt.

Wir verliessen Bakel am Nachmittag des 12. November und dampften ein Stück flussabwärts; während der Nacht blieben wir in der Nähe eines Dorfes liegen. Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr begegneten wir einem grossen Dampfer mit Truppen; ein Theil marschirte am Lande. Es war ein Theil des Expeditionscorps unter Kapitän Comb nebst sechs andern Offizieren; Kapitän Comb war damals für den Commandantenposten in Medina bestimmt. Er erklärte mir, er müsse meinen Dampfer unbedingt haben

und ich müsse bis zum nächsten Posten mit einem Boote rudern; vier Laptots stellte er mir zur Verfügung! Ich verblieb infolge dessen den ganzen Tag und die Nacht hier und liess ein Zelt aufschlagen, um Gelegenheit zur Weiterreise abzuwarten.

Die Truppen bestanden grösstentheils aus schwarzen Tirailleurs; von den wenigen europäischen Soldaten waren schon viele krank. Die Expedition ist zunächst nach Kita, oberhalb des Militärpostens Bafulabe, bestimmt. Mir war es unangenehm, den Dampfer abgeben zu müssen, aber ich begriff vollständig die Nothwendigkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Während wir die Nacht hier zubrachten, passirte ein zweiter grosser Dampfer mit Soldaten unsern Platz; wie ich später erfuhr, befand sich der bekannte Reisende Soleillet an Bord, der von Medina aus in das Innere wollte. Aus dieser Reise ist nichts geworden; Zerwürfnisse mit dem Gouverneur und den Offizieren brachten es so weit, dass Soleillet officiell aufgefordert wurde, zurückzukehren.

Wir haben eine grosse Segelschaluppe abgewartet, die mit Gummi und Erdnüssen beladen ist und nach Saint-Louis fährt und unser kleines Boot angehängt hat. Es geht freilich recht langsam vorwärts und der Aufenthalt am Schiff ist unangenehm. Kapitän Comb gab mir Provision mit, ferner Briefe nach Saint-Louis, sowie einen Einführungsbrief für den Militärposten Matam.

Am 15. morgens zeitig segelten wir langsam weiter, aber schon um 10 Uhr wurde gehalten und die Leute blieben in einem Dorfe liegen bis 2 Uhr. Ein grosser Dampfer kam uns entgegen, voll mit Soldaten, und fuhr flussaufwärts; nachdem er die Soldaten abgesetzt, kam er schon nach einigen Stunden zurück, ohne zu halten. Auf unserer einfachen Tafel haben wir jetzt auch fast täglich Fisch, ein lange entbehrter Genuss; ein grosser welsartiger Fisch

ist sehr häufig. Recht gut sind auch kleine, höchstens drei Zoll lange Fischchen, die in ungeheuerer Masse gefangen werden.

Wir sind während der Nacht weiter gesegelt und so ein Stück vorwärts gekommen, sodass wir am 16. November früh 10 Uhr den kleinen Militärposten Matam erreichten. Derselbe besteht aus einem kleinen, eigenthümlich gebauten, aber sehr festen Steinhause, in dessen oberm Stock ein paar Zimmer für die Offiziere sich befinden, sehr unbequem zum Wohnen und ohne allen Comfort. Es befanden sich zur Zeit nur vier Europäer und ungefähr ein Dutzend Tirailleurs hier; als Platzcommandant fungirte ein Sergeant. Wir wurden gut aufgenommen und, soweit es die Verhältnisse gestatteten, bewirthet.

Es war alles etwas primitiv und schien der Posten als nicht sehr wichtig angesehen zu werden, da nicht einmal ein Offizier anwesend war. Aufgefallen ist mir bisher auf jedem Posten, dass die Soldaten gut leben, besonders aber mit einem ganz vortrefflichen Rothwein versorgt werden; es ist das jedenfalls sehr rationell und trägt gewiss dazu bei, die Gesundheit und die Kräfte der Leute zu schonen.

Das Dorf Matam besteht aus zwei Theilen, einem den Franzosen gehörigen und einem selbständigen. Ueberhaupt reicht die Macht der Franzosen nicht weit über den Rayon der Militärposten hinaus, die in erster Linie dazu dienen, die Schiffahrt am Senegal und die Händler am Lande zu schützen. In der That herrscht jetzt auch schon ein ganz regelmässiger Handel und mit Ausnahme einiger Futadörfer belästigt niemand die europäischen Kaufleute.

Beim Posten Matam hat man ein paar Bananen angepflanzt, die ersten, die ich auf meiner Reise sah, aber sie haben noch nicht Früchte getragen. Wir verbrachten hier die Nacht, immer hoffend, dass der mir zugesicherte Dampfer kommen werde, aber vergeblich. Es blieb uns nichts übrig,

als am 17. November nachmittags 4 Uhr weiter zu rudern in der kleinen, nicht ganz wasserdichten Schaluppe, um den nächsten Posten, Salde, zu erreichen.

Ich hörte hier, dass sich im Innern, südlich von Matam, ein französischer Botaniker Lecard befand, der den sogenannten Sudanwein gefunden hat; mir ist diese Pflanze nie aufgefallen. Lecard ist dann bekanntlich kurz darauf gestorben, während man mit den von ihm mitgebrachten Samenkörnern Versuche zu machen gedenkt; über die Resultate dieser Versuche ist mir nichts weiter bekannt geworden. Lecard hatte bei seiner Rückkehr aus dem Innern in Saint-Louis für jedes Samenkorn 20 Francs verlangt, ein enormer Preis, worüber er mit dem Gouverneur in Differenzen gerieth; denn er war auf Kosten des Gouvernements und in seiner Eigenschaft als besoldeter Gärtner gereist, sodass er die Resultate seiner Untersuchungen ohne Entgelt abzuliefern genöthigt gewesen wäre. Wie erwähnt, starb aber Lecard bald, und der Rest seiner botanischen Sammlungen wurde später in Bordeaux verkauft.

Wir verliessen also Matam in dem kleinen Boote, das ich von Bakel her hatte, mit drei Laptots als Ruderern, sodass wir nur langsam vorwärts kamen; es ist eine besonders unangenehme Strecke, die Partie zwischen Matam und Salde, wo nur Futa wohnen, die immer in Rebellion gegen die Franzosen und sehr fanatische Mohammedaner sind. Es wäre mir lieb gewesen, gerade hier einen Dampfer oder wenigstens einige Europäer bei mir zu haben. Die Nacht verbrachten wir an einer unbewohnten Stelle, aber völlig schlaflos, so furchtbar war die Mosquitoplage. Selbst die Eingeborenen, die doch gewiss an vieles gewöhnt sind, schlafen zu gewisser Zeit ausserhalb des Dorfes auf hohen Holzgerüsten, unter denen ein schwaches Feuer glimmt, um die Mosquitos zu vertreiben. Ich fand diese Sitte schon in einigen Assuanikdörfern, und mir waren die grossen

Holzgerüste anfangs räthselhaft. Ich kenne verschiedene Theile der afrikanischen Westküste, aber nirgends ist mir die Mosquitoplage so furchtbar gewesen wie hier.

Am 18. November hatten wir eine langweilige Ruderfahrt in dem kleinen Boote durch das Futagebiet. Wir kamen an ein grosses Futadorf und ich hätte gern gehalten, um ein Schaf zu kaufen, aber die Laptots hatten vor dieser Bevölkerng Angst und ruderten schnell weiter. In einem zweiten Dorfe kaufte ich ein paar Fische, und hatte Gelegenheit, die Zudringlichkeit und Unverschämtheit dieser Futa wieder zu beobachten. Sie kamen in Masse mit Flinten und Speeren herbei, schimpften über den Christen, sodass Hadsch Ali es sogar hier für nöthig fand, die alte Geschichte vom türkischen Arzt wieder vorzubringen. Ich war froh, als ich wieder im Boote sass und die wilde Gesellschaft hinter mir hatte. Diese Futa bleiben sich doch überall gleich, eine blöd-fanatische, wilde, raubsüchtige Bande, die möglichst streng niederzuhalten die Hauptaufgabe der Franzosen sein muss. Es ist keine Frage, dass die wüsten Raubzüge Hadsch Omar's diese Verwilderung der Bevölkerung hervorgebracht haben.

Am 19. November begegneten wir dem grossen Dampfer „Cygne“, Kapitän Martin, mit dem Generalstab an Bord, darunter auch der Chef der topographischen Arbeiten, der seitdem rühmlichst bekannte Oberst Derrien. Der Dampfer hielt, man fragte, wer ich sei, und als man meinen Namen erfuhr, wurde ich sofort eingeladen, an Bord zu kommen. Ich verbrachte daselbst eine angenehme halbe Stunde im Kreise liebenswürdiger Offiziere, worunter auch ein Schwager von Herrn von Lesseps sich befand. Hier erfuhr ich auch die angenehme Nachricht, dass der Gouverneur in Saint-Louis einen Dampfer mir entgegengeschickt habe, der in Salde liege; man erwartete nicht, dass ich schon so schnell den Fluss herabkäme.

Wir ruderten dann noch den ganzen Tag langsam flussabwärts, und nach einer infolge der Mosquitoplage schlaflosen Nacht ging es am Morgen des 20. November weiter. Wir hatten endlich die Futadörfer hinter uns, mussten ja auch bald in Salde sein, wo der grosse Dampfer uns erwartete. Aber wir waren noch nicht lange unterwegs, als auch schon der „Archimède“ uns entgegendampfte und wir sofort übersiedelten. Der Dampfer war völlig leer und speciell für mich zur Fahrt nach Saint-Louis bestimmt. Die Aufnahme an Bord war eine vortreffliche.

Hier konnten wir es uns bequem machen und die Strapazen waren nun vollständig vorüber. Freilich gab es auch hier wieder einen unangenehmen Auftritt mit Hadsch Ali; der Commandant des Schiffes, der nur nach seiner Ordre vorgehen darf, konnte natürlich nur mich als Chef der Expedition anerkennen, den er wie einen Officier supérieur zu behandeln beauftragt war, d. h. ich speiste mit dem Commandanten allein, wie das auf Kriegsschiffen üblich ist; meine Leute aber erhielten ihr Essen mit den Sergeanten, Corporalen u. s. w. Benitez fand das ganz in der Ordnung, Hadsch Ali aber schrie beständig „*Je suis prince*“, und konnte erst auf sehr energisches Einschreiten zur Ruhe gebracht werden.

Der Commandant machte mir nun die erfreuliche Mittheilung, dass auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes in Berlin, resp. der deutschen Botschaft in Paris, der Gouverneur von Senegambien von meiner Ankunft benachrichtigt sei und mir jede Unterstützung gewähren würde; ich sehe daraus, dass meine Briefe von Arauan aus nach Europa gelangt sind, denn in ihnen hatte ich die Afrikanische Gesellschaft in Berlin ersucht, in dieser Richtung Schritte zu thun.

In Salde hielten wir nur sehr kurze Zeit. Der Chef der ganzen Expedition nach dem obern Senegal lag hier am

Fieber krank und der Chefarzt war bei ihm zurückgeblieben. Als Civilcommandant fungirte damals in Salde ein Mr. Holl, Sohn des durch die Belagerung von Medina berühmt gewordenen Paul Holl.

Am 21. November, nachmittags um 4 Uhr, erreichten wir den grossen und wichtigen Militärposten Podor, wo Kohlen eingenommen wurden. Hier befinden sich viele Händler aus Saint-Louis, welche Producte einkaufen. Podor besitzt ein grosses geräumiges Steinhaus, gut befestigt, und eine grössere Besatzung; hübsche Gartenanlagen und grosse schöne Zimmer scheinen das Leben hier erträglich zu machen, aber der Platz ist furchtbar heiss und ungesund; ersteres merkte ich schon während der wenigen Stunden meimes Aufenthaltes.

Die Ufer des Flusses sind hier schon niedrig und an beiden Seiten dehnen sich ungeheuere Ebenen aus, nach Süden hin in die fruchtbaren, feuchtheissen Länder des innern Senegambien übergehend, nach Norden zu aber halbwüstenartige Ebenen, in denen verschiedene Araberkabylen — Trarza, Duaisch u. s. w. — unabhängig herumschweifen und nur zu gewissen Jahreszeiten in die Nähe der Posten kommen, um Gummi zu verkaufen.

Podor macht mit seinem grossen Fort, den hübschen Steinhäusern wohlhabender Händler und den Gartenanlagen einen freundlichen Eindruck; aber es ist ungesünder als alle andern Militärposten am Senegal.

Nachdem der „Archimède“ Kohlen eingenommen, ging es weiter. Um 11 Uhr nachts hielten wir kurze Zeit an dem Posten Daganar und ankerten um 3 Uhr nachts bei „Richard-Toll“ (Toll bedeutet Garten), einem der ältesten Militärposten, der sich durch hübsche Gartenanlagen auszeichnet; wir blieben hier bis zum Morgen liegen.

Am 22. November gegen Abend trafen wir endlich in Saint-Louis, der Hauptstadt Senegambiens, ein.

Aufgefallen war mir in den letzten Tagen der grosse Reichthum des Senegal an Krokodilen; vom Schiff aus sahen wir deren eine Menge am Ufer liegen, und schnell wie ein Blitz verschwanden sie, wenn eine Flintenkugel getroffen hatte. Eins durchquerte sogar in aller Behaglichkeit den Fluss dicht vor uns, einen grossen Fisch im Rachen. Flusspferde kommen auch vor, aber nicht häufig. Ferner fiel mir an einer Stelle, wo sich der Fluss etwas erweitert, die ungeheuere Masse von Pelikanen auf. Das Wasser war hier buchstäblich bedeckt mit diesen grossen Vögeln, und als sich der Dampfer näherte und ein Theil der Tausende von Thieren in die Höhe flog, gab es ein Geräusch wie ein entfernter Donner. Meine Leute, welche die Thiere nicht gesehen hatten, stürzten erschrocken auf das Verdeck wegen dieses ganz gewaltigen Geräusches. Ueberhaupt ist eine reiche Fauna hier vertreten, die denn auch besonders durch französische Naturforscher ausführlich behandelt worden ist; die zahlreichen Militärposten, in denen Aerzte stationirt sind, tragen dazu bei, dass Sammlungen zoologischen und botanischen Inhalts vom Senegal leicht zu erhalten sind; in Friedenszeiten haben diese Leute wenig zu thun, und es ist das einzige Vergnügen, was sich dieselben verschaffen können, die Anlage von naturhistorischen Sammlungen.

So hätte denn mit der Erreichung von Saint-Louis meine zweite Reise in Afrika ihren definitiven Abschluss erhalten. Am 22. December 1879 verliess ich die Küsten des Mittelländischen Meeres bei Tanger, und genau 11 Monate später, am 23. November 1880, erblickte ich bei Saint-Louis die Fluten des Atlantischen Oceans. Gegen 5000 km Wegs habe ich während dieser Zeit in Afrika zurückgelegt, von den milden Gestaden der Mittelländischen See über die schneebedeckten Berge des Atlas hinab in die heissen Ebenen der Sahara. Und von hier aus sollte es mir glücken, die vielerstrebte, so selten erreichte Nigirstadt Timbuktu,

das „afrikanische“ Athen, die „Königin der Wüste“ und wie immer man diesen Platz genannt, zu betreten. Freundlich aufgenommen, aufs beste bewirthet und in liebenswürdiger Weise von dort entlassen, gelang es mir, die grossen Ebenen von halbwüstenartigem Charakter zwischen Sahara und Sudan zu durchwandern, und nach Ueberwindung zahlreicher und ernster Hindernisse das Flussthal des Senegal und damit die tropischen Theile Afrikas zu betreten. Ich bin gewiss viel vom Glück begünstigt worden und dankbar einem freundlichen Geschick, welches mir vergönnt hat, eine Reise auszuführen, an der bessere Kräfte wiederholt gescheitert sind. Mit aufrichtiger Genugthuung und unverhohlener Freude begrüsste ich die weite Wasserfläche des Atlantic, die grossen weissen Häuser von Saint-Louis, die Thürme der Kathedrale!

In dem folgenden Abschnitte werde ich einige Betrachtungen über Saint-Louis und die französischen Colonien am Senegal überhaupt sowie über die dort jetzt vor sich gehenden Expansionsbestrebungen geben; es mag also hier nur noch in kurzen Worten der Rückreise nach Europa und der Ablieferung meiner Marokkaner in ihre Heimat gedacht werden.

Fast sechs Wochen mussten wir in Saint-Louis zubringen, ehe sich Gelegenheit zur Heimreise fand. Das Gelbe Fieber war schuld, dass die Postdampfer Dakar nicht berührten, ja dass es uns zuletzt nicht einmal möglich gewesen wäre, Dakar zu erreichen. Ich nahm also gern den Vorschlag an, der mir von den Vertretern des Hauses Maurel und Prom in Bordeaux gemacht wurde, einen der demnächst abgehenden Dampfer dieser Handelsfirma zu benutzen. Der passendste schien der „Richelieu“, welcher am 1. Januar Saint-Louis verlassen sollte. Ich nahm zeitig Fahrkarten, da er wahrschein-

lich stark besetzt werden würde, was denn auch der Fall war. Die Preise betrugen für mich, Hadsch Ali und Benitez 1200 Frs., für Kaddur 200 Frs. Mein Plan war, in Teneriffa auszusteigen und dort einen Dampfer nach Mogador abzuwarten, um von da aus wieder mit dem Schiff nach Tanger zurückzukehren. Wenn das nicht möglich ist, so kann ich auch von Teneriffa nach Cadiz fahren mit dem spanischen Postdampfer, welcher zweimal monatlich verkehrt.

Saint-Louis hat einen sehr ungünstigen Hafen, welcher durch eine breite Sandbarre vom eigentlichen Meere abgeschnitten ist, sodass nur Schiffe mit geringem Tiefgang die Barre passiren können; die englischen und französischen Postdampfer legen in Dakar an, von wo Passagiere und Post mit kleinern Dampfern nach Saint-Louis befördert werden, oder, was auch vorkommt, wenn dies nicht möglich ist, per Kamel durch die Landschaft Cayor.

Unser „Richelieu“ war nur halb geladen und so passirten wir mit Hülfe von Lootsen ziemlich gut, wenn auch unter starkem Schaukeln und etwas Schleifen auf dem Sande, die Barre mit ihren Brechern. Gleichzeitig hinaus mit uns gingen zwei kleinere Schiffe, der „Tamesi“ und der Schoner „Perdrix“, mit deren Inhalt (Gummi und Erdnüsse) unser Schiff ausserhalb der Sandbank gefüllt werden sollte. Dieses Manöver dauerte sechs Tage!

Wir sind 11 Passagiere an Bord, darunter ein Marinearzt, der krankheitshalber nach Europa zurückkehrt, ein Wegeingenieur des Gouvernements, ein Bergingenieur, der im Auftrage der früher genannten französischen Gesellschaft die Goldwäschereien am Faleme leitet; ferner eine Frau mit einem kleinen Kinde. Unter den Deckpassagieren sind einige 20 französische Soldaten, Marineinfanterie und Spahis, die gleichfalls krankheitshalber zurückgeschickt werden. Man sagt, in Bordeaux sei eine funfzehntägige Quarantäne zu überstehen, die Fahrzeit wird aber abgerechnet.

Mein Marokkaner Kaddur ist etwas krank, auch Benitez, der sich in Saint-Louis trefflich erholt hatte, litt etwas an Fieber. Die Langeweile an Bord wird von den Passagieren durch Kartenspielen und Fischfang vertrieben; ein Canoe kam am 6. Januar von Saint-Louis an und brachte mir dort eingelaufene Briefe und Zeitungen, darunter die leipziger „Illustrirte Zeitung" mit einem Bericht über meine Reise. Gegen Mittag starb einer der Soldaten an Bord an perniciösem Fieber; ich glaube nicht, dass es das Gelbe Fieber war. Er soll es infolge einer Insolation erhalten haben, die nach dem Schlafen an der Sonne eintrat. Der Fall erregte einige Unruhe an Bord, da man ein Ausbrechen des Gelben Fiebers fürchtete, welches noch in Saint-Louis herrscht. Am Abend desselben Tages war man mit dem Laden fertig und wir fuhren endlich ab, der Heimat zu!

Die frische Seeluft stellte meine beiden Patienten bald wieder her; dagegen ist der französische Marinearzt recht krank. Am 10. Januar mittags ankerten wir vor Santa-Cruce auf Teneriffa; die See war sehr bewegt, das Wetter kalt und unfreundlich. Der Pic und ein grosser Theil des Landes waren in Nebel gehüllt, sodass wir nichts sehen konnten. Als das Sanitätsboot ankam, wurden wir sofort in Quarantäne gelegt und niemand durfte das Schiff verlassen. Mit dem ersten Kohlenschiff, welches zurückging, schickte ich an den deutschen Consul einen Brief, worin ich ihm die Verhältnisse darlegte und ihn ersuchte, meine Ausschiffung zu ermöglichen. Ich könnte ja am Lande eine Quarantäne durchmachen. Derselbe kam auch bald in einem kleinen Boote auf Sprechweite an das Schiff heran, erklärte aber, es sei unmöglich! Die Spanier seien sehr streng in dieser Hinsicht, und da wir von einem Platze kämen, in welchem das Gelbe Fieber endemisch sei, so hätte man es rundweg abgeschlagen. Auch sei auf den Canarischen Inseln kein Lazareth zur Abhaltung der Quarantäne. Es bleibt mir

also nichts übrig, statt nach Mogador nach Bordeaux zu fahren, und von da muss ich mit meinen drei Leuten durch ganz Spanien bis Tanger fahren, um sie dort abzubezahlen. Das vertheuert natürlich die Reise enorm.

Nachdem wir Kohlen, Provision und Wasser genommen hatten, verliessen wir am 11. Januar gegen 3 Uhr Teneriffa. Die See war noch immer sehr schlecht und die folgenden Tage wurde es immer schlimmer, sodass das Schiff furchtbar rollte. Am 14. mittags passirten wir die Breite von Lissabon; wegen des entgegenwehenden Sturmes kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Am 15. und 16. Januar war es etwas ruhiger, dafür hatten wir viel Regen, am folgenden Tage, besonders aber am 18. Januar erreichte die schlechte See ihren Höhepunkt. Das Schiff musste gedreht (beigelegt) werden, und so blieben wir den ganzen Tag und die Nacht liegen. Das Drehen des Schiffes war gefährlich und ging unter entsetzlichen Schwankungen vor sich. Wir befinden uns nur noch wenige Meilen von der Barre entfernt, die in die Gironde führt, und wir hatten gehofft, am 18. Januar schon im Fluss zu liegen. In der folgenden Nacht, die eine schreckliche war, früh 4 Uhr, riskirte der Kapitän die Weiterfahrt. Gegen Mittag wurde es etwas besser, wir konnten die Küstenlinien unterscheiden und um 3 Uhr kam ein Pilot, der uns über die Barre führte, sodass wir nun in ruhigem Wasser uns befanden. Bald erreichten wir das freundliche Städtchen Pauillac, aber wir durften nicht nach Bordeaux, sondern mussten in das Lazareth, um eine Quarantäne durchzumachen. Dieses Lazareth besteht aus einer Anzahl unter sich durch Mauern getrennter Gebäude inmitten eines grossen Parkes. Wir erhielten zusammen ein Haus, sodass wir völlig isolirt waren, und einige Beamte wohnten mit uns. Der Pensionspreis beträgt pro Mann und Tag 9 Frs.; die Verpflegung ist eine vorzügliche, ebenso die Sauberkeit in den Zimmern.

Ehe wir in das Haus traten, hatten wir noch in einem besondern Gebäude eine Durchräucherung unserer Personen und Sachen durchzumachen.

Das Wetter war sehr kalt und Schnee bedeckte die edeln Weinberge des Medoc, wir mussten in den Zimmern tüchtig heizen lassen. Schon am 22. Januar wurden wir entlassen, fuhren nach der Bahnstation Pauillac und von da nach Bordeaux, wo ich noch denselben Abend vom deutschen Consul Winter und einigen Herren der dortigen Geographischen Gesellschaft begrüsst wurde.

Benitez und Kaddur schickte ich über Marseille mit dem Schiff nach Tanger, ich selbst reiste mit Hadsch Ali durch Spanien nach Cadiz und von da nach Tanger; wir trafen ungefähr zu gleicher Zeit ein. In Cadiz musste ich infolge einer sehr starken Erkältung ein paar Tage liegen bleiben; Sevilla war nämlich während unserer Fahrt durch Spanien überschwemmt und wir mussten einen Tag lang im Eisenbahncoupé zubringen.

Ein überaus herzlicher Empfang wurde uns in Tanger zutheil von seiten aller Vertreter europäischer Mächte, insbesondere aber seitens des deutschen Ministerresidenten und des österreichischen Consuls; die paar Wochen, die ich hier verbrachte in dem gastfreundlichen Hause des deutschen Ministers, gehören mit zu den angenehmsten Erinnerungen.

Endlich musste ich aber auch von hier scheiden, und ich trat langsam die Heimreise durch Spanien und Frankreich an; in Madrid, Bordeaux, Marseille, Montpellier, Lyon und Paris fanden Extrasitzungen der Geographischen Gesellschaften statt, in denen es mir vergönnt war, einen kurzen Bericht über meine Reise zu geben. Im April 1881 kam ich in Berlin an und im Mai traf ich nach zwanzigmonatlicher Abwesenheit wieder in Wien ein.

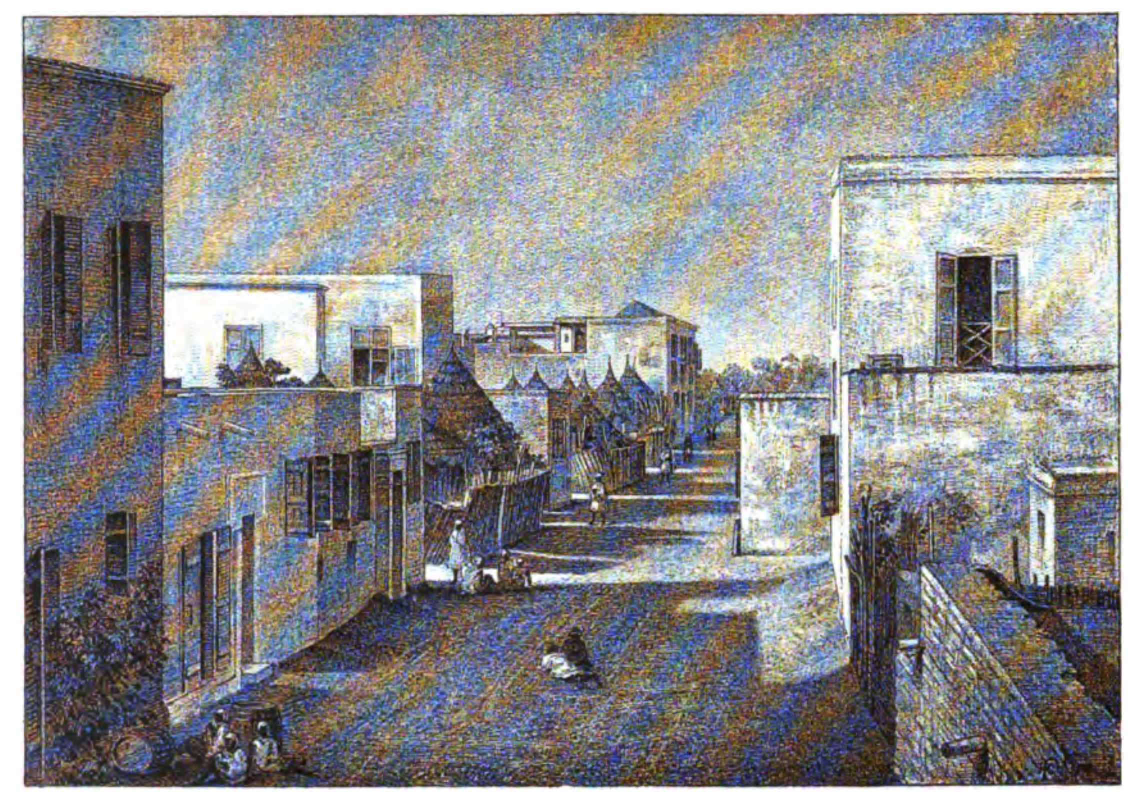
ZEHNTES KAPITEL.

DIE FRANZÖSISCHEN COLONIEN AM SENEGAL.

Aufenthalt in Saint-Louis. — Schlechter Hafen. — Gelbes Fieber. — Die Stadt Saint-Louis. — Wasserleitung. — Weihnachtsfest. — Die Colonie Senegambien. — Ausdehnung. — Flüsse. — Klima. — Bevölkerung. — Geschichtliches. — Verträge mit den Eingeborenen. — Ackerbau, Handel und Industrie. — Sudanbahnen und Transsaharien.

Der Aufenthalt in Saint-Louis, der Hauptstadt Senegambiens, die wir am 22. November 1880 erreicht hatten, verlängerte sich gegen meinen Willen auf fast sechs Wochen. Mir war vom damaligen Gouverneur, Brière de l'Isle, ein hübsches Haus zur Verfügung gestellt worden, während meine drei Begleiter in einem Gasthause untergebracht wurden. In letzterm speisten wir gemeinsam. Benitez habe ich späterhin doch in das Spital gegeben, damit er dort ordentlich curirt werde; er verblieb 12 Tage darin und fühlte sich wiederhergestellt. Man zahlt pro Tag 10 Frs. die innere Einrichtung, Verpflegung u. s. w. ist in diesem Hospital in jeder Beziehung entsprechend.

Auch ich hatte während meines Aufenthalts in Saint-Louis einige Fieberanfälle, die aber bald wieder vorübergingen. Die Aufnahme, die ich seitens des Gouverneurs und der Bevölkerung fand, war eine sehr ehrenvolle. Die „Population civile“ veranstaltete ein Festmahl, an dem ein grosser Theil der Notabeln des Ortes theilnahm; ich gab



RUE NATIONALE IN SAINT-LOUIS.

II. S. 313.

dabei ein kurzes Résumé über meine Reise. Ebenso stattete ich dem Gouverneur Brière de l'Isle einen Bericht über die Ergebnisse meiner Expedition ab, die um so grösseres Interesse erregten, als die Gallieni'sche Expedition damals noch immer im Innern sich befand und schon seit langem keine Nachrichten von derselben eingelaufen waren. Ich konnte freilich auch nichts Neues über Gallieni mitbringen, da auf meiner Route nur ganz vage Gerüchte über den Aufenthalt der Franzosen in Segu circulirten. Aber noch während meines Aufenthalts in Saint-Louis trafen Briefe und Karten von Gallieni ein, und wenige Monate später ist dann auch die Expedition zurückgekehrt.

Von seiten des Gouverneurs erhielt ich auch in bereitwilligster Weise die nöthigen Summen vorgestreckt, um alle meine Angelegenheiten erledigen und den Aufenthalt sowie die Heimreise bestreiten zu können.

Wie schon erwähnt, durfte ich Saint-Louis nicht nach Belieben verlassen, da unter den Truppen das Gelbe Fieber ausgebrochen war. Die gewöhnliche Verbindung Europas mit Senegambien geschieht durch die südamerikanische Linie der Messagerie, deren Schiffe von Bordeaux aus Dakar anlaufen, oder mittels der liverpooler Postdampfer, welche die westafrikanischen Handelsplätze regelmässig befahren; auch diese berühren Dakar. Es ist nun ausserordentlich ungünstig, dass diese Dampfer nicht direct nach Saint-Louis kommen können, da die Passagiere genöthigt sind, von Dakar noch eine vierundzwanzigstündige Fahrt in einem kleinen Küstendampfer zurückzulegen; es kann aber auch vorkommen, dass die See so schlecht ist, dass dieser Dampfer nicht fahren kann, und müssen die Reisenden dann einen dreitägigen Kamelritt durch die Landschaft Cayor ausführen, um Saint-Louis zu erreichen. Die Mündung des Senegal an letzterm Orte ist durch eine Sandbarre versperrt, welche nur schmale, noch dazu häufig wechselnde

Kanäle zum Durchpassiren von Schiffen mit geringem Tiefgang hat. Diese Barre ist aber auch nicht immer passirbar, und oft genug kommt es vor, dass eine ganze Anzahl von Schiffen ausserhalb und innerhalb der Barre tage-, ja wochenlang warten muss, ehe sie weiter können. Die See ist hier sehr schlecht, die Brecher ganz gewaltig und die Kanäle ändern oft ihre Lage, sodass nur Lootsen, welche beständig die Barre sondiren und eigens dazu angestellt sind, die Schiffe herein- und hinausführen können. Der Tiefgang des Schiffs muss aber unter allen Umständen ein geringer sein; deshalb pflegt man einerseits abgehende Schiffe nur halb zu beladen und dann erst über die Barre zu führen, und andererseits werden ankommende vollgeladene grosse Segelbarken schon ausserhalb der Barre theilweise entladen.

Am Gouvernementshause wird jeden Morgen eine Flagge aufgezogen, welche den Stand der Barre andeutet; eine rothe Fahne bedeutet: Barre gut und passirbar; eine blaue Fahne: schlechte Barre, Kanal versandet und hohe Brandung. Die Wächter am Thurme des Gouvernementhauses sind im Stande, mittels Fernrohre die von den Lootsen an der Barre gegebenen Signale zu erkennen.

Es ist demnach unbegreiflich, wie bei so ungünstigen Hafenverhältnissen ein so bedeutendes Handelscentrum wie Saint-Louis entstehen konnte und sich behaupten kann. Der grosse Fluss, der eine bequeme Einfahrt in ein reiches Hinterland bietet, ist doch von ganz ausserordentlicher Bedeutung, sodass die Kaufleute die Unbequemlichkeiten und Kosten eher ertragen, als z. B. nach den viel günstiger gelegenen Gorée und Dakar überzusiedeln. Man wird nun auch begreifen, wie wichtig eine Eisenbahn von Dakar nach Saint-Louis ist, auf der Passagiere, Waaren und Briefe in kürzester Zeit sicher befördert werden können.

Beim Ausbruch des Gelben Fiebers in Saint-Louis unterlassen es die englischen und französischen Dampfer, in

Dakar Passagiere aufzunehmen, um nicht später in Quarantäne gelegt zu werden; auch konnte ich zuletzt nicht einmal die Stadt verlassen, da man dieselbe von der Aussenwelt absperrte, um eine Verschleppung der Krankheit zu verhüten.

Während meiner Anwesenheit in Saint-Louis trat das Gelbe Fieber nur unter den Truppen auf, die denn auch bald aus der Stadt verlegt und in die weitere Umgebung in Zelten untergebracht wurden. Die Krankheit war in einer inmitten der Stadt gelegenen Kaserne ausgebrochen, die schon lange als Seuchenherd bezeichnet wird; und zwar waren es die algierischen Spahis, bei denen die Seuche zuerst auftrat. Es sind dies Leute, die am wenigsten regelmässig leben und am meisten zu Excessen aller Art geneigt sind. Die Bevölkerung hat schon wiederholt die Entfernung der Kaserne aus der Stadt verlangt, aber bisher vergeblich. Uebrigens war die 1880iger Epidemie bei weitem nicht so schlimm als diejenige zwei Jahre früher. Damals hat die Seuche furchtbar gehaust unter der Bevölkerung in Saint-Louis sowol wie in Dakar, Gorée und Rufisque; es sind im Jahre 1878 nicht weniger als 22 Militärärzte dem Gelben Fieber in Senegambien erlegen, eine enorme Zahl, wenn man bedenkt, dass die Gesammtzahl der Aerzte, welche auf den verschiedenen Plätzen vertheilt sind, nicht viel über 30 betragen dürfte. Man ist jetzt im Begriff, den in Ausübung ihrer Pflicht dahingerafften Aerzten auf dem Friedhof von Saint-Louis einen Denkstein zu errichten. Am besten widerstandsfähig sind die aus Westindien hier eingewanderten und hierher versetzten Mulatten und Mestizen.

Saint-Louis liegt auf einer Sandinsel, die durch zwei Arme des Senegal gebildet wird, und ist vom Meere durch einen langen schmalen Sandstreifen getrennt, der Langue de Barbarie genannt wird.

Die Stadt ist regelmässig gebaut, besitzt breite Strassen und Häuser mit flachen Dächern, Galerien und Terrassen. Die militärische Lage ist insofern günstig, als feindliche Schiffe nur schwer über die Barre bis vor die Stadt dringen können; dagegen kann dieselbe von aussen sehr leicht beschossen werden. Vor Angriffen seitens der Eingeborenen schützt die insulare Lage. Zwei Brücken auf Pfählen verbinden die Stadt mit der Langue de Barbarie, während eine schöne, 600 m lange Schiffbrücke den Verkehr mit dem linken Ufer des Senegal herstellt.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Gouvernementsgebäude, welches an Stelle der ehemaligen Forts errichtet ist, ein recht schönes Bauwerk mit grossen, luftigen Corridoren, von wo man in die Bureaux gelangt, an die sich die hübsche Privatwohnung des Gouverneurs anschliesst. Um dieses Gebäude gruppiren sich die europäischen Quartiere, während die Eingeborenen sich nach aussen hin anschliessen. Die Stadt zählt gegen 16000 Einwohner. Bemerkenswerth ist noch die katholische Kirche, die grosse Moschee, das Gerichtshaus, die Kasernen für Infanterie und Artillerie, die Quartiere für Cavalerie und Train, das Militär- und Civilhospital und das Gebäude der Artilleridirection.

Auf der Langue de Barbarie befinden sich zwei Dörfer, Guet N'dar und N'dar-Toute (N'dar ist der Name bei den Eingeborenen für Saint-Louis, auch bei den Arabern und selbst in Timbuktu weiss man von N'dar zu erzählen, während die Namen Saint-Louis und Senegal dort unbekannt sind); die erstere sehr grosse Ortschaft wird fast ausschliesslich von Fischern bewohnt, welche die Stadt mit trefflichen Seefischen versorgen, während sich in N'dar-Toute Gärten und kleine Villen von Europäern befinden, die dort während der heissen Zeit Kühlung und die Gelegenheit zum Baden suchen.

Die beiden Dörfer Bouëtville und Sor, auf der Insel Sor,



BRÜCKE ÜBER DEN SENEGAL BEI SAINT-LOUIS. II. S. 317.

werden von eingeborenen Händlern bewohnt, die mit den zahlreich aus dem Innern ankommenden Karavanen in Verbindung stehen. Auf den Sanddünen und wo immer Gelegenheit sich bietet, befinden sich Anlagen von Gärten oder Anpflanzungen von Gartenfrüchten, welche beweisen, dass sich aus der scheinbar so sterilen sandigen Umgebung von Saint-Louis etwas machen liesse. In Saint-Louis selbst ist eine zwar kleine, aber reizende Gartenanlage als öffentlicher Spaziergang eingerichtet; man findet hier eine Menge tropischer Pflanzen. Sehr beliebt ist auch die Promenade über die Brücke durch eine lange Palmenallee bis zum Meere, das sich dort donnernd an dem sandigen Ufer bricht. Ueberhaupt sind verschiedene Alleen von Dattelpalmen angelegt, deren einige noch bis auf General Faidherbe's Zeit zurückreichen.

Saint-Louis besitzt, ebenso wenig wie die Städte Dakar und Gorée, Brunnen. Während der trockenen Zeit hilft man sich in Saint-Louis mit Cisternen, die entweder Regenwasser enthalten oder das Wasser aus Schiffscisternen entnehmen, welche den Fluss hinauffahren und dort angefüllt werden, wo der Einfluss des Meerwassers nicht mehr zu besorgen ist. Auch hat man kleine Löcher in den sandigen Boden am Flussufer gegraben, aus denen ein durch den Sand filtrirtes Wasser fast ohne allen Salzgeschmack entnommen wird. Während der Regenzeit ist das Flusswasser salzfrei bis an die Mündung herab.

Um diesem Wassermangel abzuhelfen, hat man schon verschiedene Projecte gemacht. An der Nordseite der Insel hat man einen Artesischen Brunnen gegraben, derselbe gab aber nur Brackwasser. Schon ein früherer Gouverneur, Pinet-Labrade, hat die Anlage einer Wasserleitung in Betracht gezogen, aber erst jetzt scheint dieselbe in Wirklichkeit treten zu sollen. Der Conseil général hat im Jahre 1879 eine Summe von 1,600000 Frs. bewilligt zur Versorgung

der Stadt mit Wasser. Etwa 12 km von Saint-Louis entfernt, wird man das Wasser mit Dampfmaschinen in ein 90 m hohes Wasserschloss pumpen und von da in eisernen Röhren der Stadt zuführen.

Die einheimische Bevölkerung hat zum grössten Theil den Islam angenommen. Die Moschee ist ziemlich umfangreich; auf einem grossen freien Platze pflegen die hier anwesenden Araber Fantasias zu reiten. Dicht dabei sind die aus Stroh und Matten errichteten Hütten der hier lebenden kleinen Bambara-Colonie, während die Wolof ausschliesslich in steinernen Häusern wohnen.

Saint-Louis besitzt eine Gouvernements-Buchdruckerei, welche den wöchentlich zweimal erscheinenden officiellen „Moniteur du Sénégal“ sowie das jährlich erscheinende „Annuaire du Sénégal et Dépendances“ herausgibt.

Kurz vor meiner Ankunft war der „Cercle“ (Casino) wieder eröffnet worden, nachdem zwei bisher bestandene Vereine vom Gouverneur aufgelöst worden waren. Es ist eine Vereinigung der Kaufleute, Beamten und Offiziere, die ein Gebäude mit Restaurant und Spielzimmern gemiethet haben; jeder bessere in Saint-Louis anwesende Fremde kann leicht eingeführt werden. Die Harmonie zwischen Civilbevölkerung und Gouverneur schien während meiner Anwesenheit keine sehr grosse zu sein.

Die in Saint-Louis etablirten Geschäftsleute sind ausschliesslich Franzosen; es gibt keinen Engländer oder Deutschen, die selbständig ein Geschäft hätten. Einige Deutsche leben in Saint-Louis als Employés oder Repräsentanten französischer Firmen.

Sehr interessant war die Feier des Weihnachtsfestes in Saint-Louis. Die schwarze christliche Bevölkerung pflegt zu dieser Zeit grosse Umzüge zu halten und dabei allerhand Gegenstände aus buntem Papier, Schiffe, Häuser u. s. w. herzustellen, im Innern zu beleuchten und dann mit Gesang

und Musikbegleitung herumzuführen. Zuerst wird beim Gouverneur gehalten, dann werden alle Strassen durchzogen und bei jedem Hause hält man an; auf jeder Seite des Zuges sind Leute mit grossen Klingelbeuteln, in denen die erhaltenen Geldgeschenke aufgefangen werden. Die herumgetragenen prächtig erleuchteten Schaustücke sind oft mit grosser Kunstfertigkeit zusammengestellt; ich sah Schiffe von einigen Metern Länge mit allem Zubehör, grosse, gegen 2 m hohe Häuser und Kirchen, im Innern mit Kerzen beleuchtet, die vorsichtig von den Leuten durch die Strassen getragen wurden. Es ist das natürlich ein willkommenes Schauspiel für die liebe schwarze Jugend, und die Strassen sind angefüllt mit Menschen, sodass die Passage abends dort, wo der Umzug hält, gestört ist. Die angesammelte, nicht unbeträchtliche Geldsumme wird dann unter die Mitwirkenden vertheilt; der Gouverneur pflegt sich hierbei stets mit einer grössern Summe zu betheiligen.

In dem hübschen mir vom Gouverneur eingeräumten Hause befand sich auch zur Zeit ein Gefangener, ein Marabut der Futa. Er bewohnte einen der Parterreräume, war soweit frei, nur durfte er das Haus nicht verlassen; ein schwarzer Polizeisoldat mit Familie war hier gleichfalls einquartiert. Die Futa zwischen Matam und Salde machen den Franzosen noch immer allerhand Anstände, sodass wiederholt Kriegsschiffe hinaufgeschickt werden müssen. Aus einem der Dörfer hatte man nun diesen einflussreichen Mann aufs Schiff gelockt und war mit ihm abgefahren. Es ist besonders wichtig, die Telegraphenlinien nach innen auszubauen, und während sonst alle Posten untereinander telegraphisch verbunden sind, war die Strecke Matam-Salde bisher noch frei, sodass die Depeschen hier durch Boten befördert werden mussten. Die Futa erklärten sich gegen die Legung des Telegraphendrahtes, und so konnte man bisher nichts thun. Jetzt wird diese Schwierigkeit gewiss

gehoben sein, nachdem so viel Militär am obern Senegal beschäftigt ist und infolge dessen ein Contact der einzelnen Forts unter sich und mit dem Gouverneur in Saint-Louis dringend nöthig erscheint.



Fig. 16. Typus eines Arabers in Saint-Louis.

Ausdehnung der Colonie. — Die Colonie „Sénégal et Dépendances" erstreckt sich über mehrere Punkte des linken Ufers des Senegal, umfasst die Küste und einen kleinen Theil des sogenannten Senegambien, d. h. der Länder zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, und reicht gegen Süden längs der Küste auf einen Theil der Territorien zwischen Saint-Marie de Bathurst und Sierra Leone. Die



LANDSCHAFT BEI SAINT-LOUIS.

II. S. 321.

Küste Afrikas ist hier niedrig und von zahlreichen Sandbänken eingerahmt, an welchen sich die Wogen des Atlantischen Oceans brechen; an den Mündungen der Flüsse haben sich infolge dessen Versandungen gebildet, die von den Fahrzeugen nur bei ruhiger See und mit ortskundigen Piloten, welche die Veränderungen, denen die Kanäle durch die Sandmassen unterworfen sind, genau verfolgen, passirt werden können. Die östlichern Theile der Colonie dagegen sind gebirgig, und von der Landschaft Futa Dschalon her ziehen sich in nördlicher und westlicher Richtung die zahlreichen Ausläufer aus dem Gebirge im Innern. Der Anblick des Landes zwischen Senegal und Gambia ist, mit Ausnahme der gebirgigen Partien, ein trauriger und öder. Es sind vorherrschend sandige Landstrecken mit spärlicher und kümmerlicher Vegetation, die nicht im entferntesten an die Flora der subtropischen Regionen erinnert. Trotzdem ist der Boden fruchtbar und die nicht sehr dichte Bevölkerung könnte grössere Strecken bebauen und die Producte gegen europäische Erzeugnisse eintauschen, wenn sie nicht durch zu häufige Fehden untereinander von einer ausgedehntern und ruhigen Bewirthschaftung des Bodens abgelenkt würde. Erst im Süden des Gambia, beim Fluss Casamance, erhält die Gegend einen Charakter, wie ihn alle Länder unter diesen Breitengraden besitzen. Die wichtigsten Flüsse sind:

1) Der Senegal, nächst dem Nigir einer der bedeutendsten Ströme Westafrikas, entsteht aus der Vereinigung der Flüsse Bakhoy und Bafing, bei dem Militärposten Bafulabe. An seiner Mündung liegt zwischen zwei Armen auf einer Sandbank der Hauptort der Colonie, und nächst Saint-Paul de Loanda die grösste und schönste Stadt in Westafrika überhaupt, Saint-Louis.

Eine mannichfaltige Bevölkerung bewohnt das Stromgebiet dieses Flusses; an beiden Ufern im Oberlauf finden

sich Bambara, Sarakollé, Tukuleur und Fulbe; am rechten Ufer des Mittel- und Unterlaufes wohnen Mauren, und am linken Ufer Tukuleur, Fulbe und Wolof. Die grossen Landstrecken haben besondere Namen und man unterscheidet folgende Landschaften: am rechten Ufer Guidimaka, Dschomboko, Kaarta und Fuladugu; am linken Ufer: Walo, Dimar, Toro, Futa, Damga, Guoye, Bumbdu, Kaméra, Bambuk, Biania Kadugu. Einige von diesen Landschaften gehören zu Frankreich, andere stehen nur unter dessen Protectorat, und noch andere sind völlig unabhängig. Die beiden wichtigsten der sehr wenigen Nebenflüsse des Senegal sind: von Süden der Falémé und von Norden der Kuniakari. Zur Sicherheit des französischen Einflusses am Senegal hat man längs dessen linkem Ufer die folgenden Forts errichtet: Richard Toll, Dagana, Podor, Aéré, Salde, Matam, Bakel, Medina, Bafulabe (weiterhin Kita).

2) Der Fluss Salum entspringt in einer grossen, während der Regenzeit überschwemmten Ebene, durchfliesst die Landschaft gleichen Namens und hat drei Hauptmündungsarme. Es bewässert die südwestlichen Theile von Sine, Guilor und Bar. Ungefähr 60 Seemeilen im Innern befindet sich an seinem rechten Ufer das Fort Kaolack.

3) Der Gambiafluss gehört den Engländern.

4) Der Casamance, dessen Quellgebiete noch nicht näher durchforscht sind, durchfliesst eine vegetationsreiche schöne Landschaft; im Oberlauf am rechten Ufer befindet sich der Posten Sédin; im Unterlauf, auf einer Insel, der Posten Carabane; zwischen diesen beiden, und zwar am linken Ufer, ist die portugiesische Niederlassung Ziginchor.

5) Die Flüsse Cacheo, Rio Géba, Rio Grande und Casini liegen ausserhalb der französischen Besitzungen; die Portugiesen haben hier einige Niederlassungen.

6) Der Rio Nuñez kommt aus dem Gebirgslande Futa Dschalon, durchschneidet das Land der Landuman, Nalus

und Baga und mündet etwas nördlich vom Cap Verga ins Meer. Der befestigte Posten Boké, am linken Ufer, sichert die zahlreichen französischen Factoreien, welche an beiden Flussufern errichtet sind. In der Nähe der Mündung befindet sich der hübsch gelegene Zollposten Victoria.

7) Der Rio Pongo fliesst durch das Land der Susu und Baga und mündet bei Cap Verga in mehrern Armen ins Meer. Nicht weit von der Hauptmündung befindet sich der französische Zollposten Boffa.

8) Der Fluss Mellacorrée, der das Land der Susu und Mandingo bewässert, mündet etwas nördlich von Freetown. Ein französischer Militärposten, Benty, befindet sich am linken Ufer nicht weit von der Mündung. Die Einwohner des Landes stehen unter dem Protectorat Frankreichs.

Zwischen Senegal und Gambia befinden sich die von Wolof, Serer und Fulbe bewohnten Landschaften Cayor, Baol, Sine, Rip (Bardibu), Niani, Ulé, Dentilia.

Die Colonie Sénégal et Dépendances wird in zwei Arrondissements getheilt, und zwar in das von Saint-Louis und in das von Dakar-Gorrée. Jedes dieser Arrondissements ist in Regionen getrennt, deren Administration dem Commandanten der Militärposten (Cercle) anvertraut ist, unter Oberaufsicht der Regierung in Saint-Louis.

Die klimatischen Verhältnisse Senegambiens können für Europäer nicht als günstig bezeichnet werden. Es gibt am Senegal zwei scharf voneinander getrennte, verschiedene Jahreszeiten. Die erste derselben, vom December bis Anfang Mai reichend, ist trocken, kühl und würde angenehm sein an den Küstenplätzen, wo der wichtigste Handelsverkehr stattfindet, wenn nicht die heissen Ostwinde während eines grossen Theiles des Tages wehten, sodass manchmal die Temperatur um die Mittagszeit 20° mehr beträgt als des Morgens.

Im übrigen ist die Temperatur in dieser Saison sehr

veränderlich. Im allgemeinen kann man sagen, dass die Morgen- und Abendtemperaturen ungefähr 11° C. betragen; zur Mittagszeit steigt dann das Thermometer bis 23—25° C. im Schatten und 35—36° in der Sonne. Wenn die glühenden Ostwinde herrschen, erreicht das Thermometer auch wol 40° im Schatten.

Diese Saison ist im allgemeinen nicht ungesund für die Europäer, aber ihr folgt die so verderbliche Regenzeit. Im Innern ist diese Jahreszeit nur drei Monate lang angenehm, dann kommt eine Periode sehr starker Hitze, sodass es während dieser Zeit ebenso ungesund für Europäer ist wie im Winter. Während sechs Monate fällt kein Tropfen Regen und der Senegal bietet dann ein trauriges Bild. Der sogenannte Winter, d. h. Regenzeit, beginnt Ende Mai oder Anfang Juni und dauert bis Ende November. Die vier mittlern Monate in dieser Jahreszeit haben zahlreiche und heftige Gewitter und Tornados. Das gilt nicht nur von den Küstenstrecken, sondern auch tief im Innern des Continents ist es so in diesen Breiten. Ich hatte von Mitte Juli bis October auf der Reise von Timbuktu zum Senegal viele und sehr starke Gewitter. Während der ganzen Zeit hält sich das Thermometer auf 27—30° im Schatten und einem Mittel von 40° in der Sonne.

Mit Beginn der Regenzeit Ende Mai oder Anfang Juni ändern sich die Winde und der Senegal und Gambia schwellen in beträchtlicher und sehr schneller Weise an. Während der Senegal in der trockenen Jahreszeit ein nicht unansehnlicher Fluss ist, ändert er sich jetzt plötzlich in einen grossen wasserreichen Strom um; stellenweise, an Felsenengen, entstehen Stromschnellen, er tritt an einigen Punkten über seine Ufer, sodass nun die grössten Schiffe den Strom befahren können.

Die grossen Flusserweiterungen, wie die Cayar und Panié-Foul genannten, die in der trockenen Zeit nur Sümpfe

sind, werden zu wirklichen Binnenseen, auf denen grosse Dampfer verkehren können. Das Anwachsen des Flusses ist auch bei Saint-Louis bemerkbar und man beobachtet das Steigen des Wassers in der Stadt selbst um etwa einen Meter; während in der trockenen Zeit das Wasser daselbst salzig ist, wird es jetzt trinkbar infolge des Vorherrschens der hier mündenden Stromgewässer. Diese Wasserverhältnisse haben nun zweifellos Einfluss auf die Gesundheitsverhältnisse der Colonie. Infolge des Zurückweichens der Gewässer in der trockenen Zeit bleiben grosse sumpfige Stellen mit verwesenden Organismen zurück, die allerhand Krankheiten hervorbringen.

Die ersten starken Regen erscheinen in der Regel Mitte Juli, werden dann häufiger und endigen im August, um im September wiederzukehren. Im October sind sie wieder selten und hören allmählich ganz auf. Diese Zeit, wo die Regen seltener werden und die Wässer zurücktreten, um Sümpfe zurückzulassen, ist die schlimmste Periode; jetzt entwickeln sich in besonderer Fülle jene Miasmen, welche die Malaria, die Sumpffieber, erzeugen, eine Plage, welche an der ganzen westafrikanischen Küste, vom Senegal bis nach Benguela reicht.

Nun hat aber Senegambien noch etwas vor den andern Colonien Westafrikas voraus, das ist das Gelbe Fieber. Nirgends in Westafrika kennt man dasselbe, vielleicht vereinzelte Fälle abgerechnet, hier aber in Saint-Louis, Dakar und Gorrée hat es sich bereits festgesetzt, und fast jedes Jahr sterben Leute daran, in manchen Jahren gibt es sogar entsetzliche Epidemien, wie 1878, und während meiner Anwesenheit 1880 trat auch eine Epidemie auf. Es ist zweifellos von Westindien eingeführt worden. Zahlreiche Beamte, Offiziere u. s. w. in Senegambien stammen aus den westindischen Besitzungen der Franzosen und sie halten erfahrungsmässig das Klima hier besser aus, sind auch bis

zu einem gewissen Grade gegen das Gelbe Fieber unempfindlich und werden selten davon befallen.

Bevölkerung. — Im Unter- und Mittellauf wohnen, und zwar nur am rechten Ufer, wie erwähnt, maurische Stämme, besonders die Trarza, Brakna und Duaïsch; es bildet also gewissermassen der Senegal eine scharfe Grenze zwischen Mauritanien, mit seiner arabisch-berberischen Bevölkerung, und Nigritien, mit den Negern. Die Mauren führen ein Nomadenleben, sie sind kriegerisch und oft genug mussten die Franzosen gegen sie zu Felde ziehen; dabei aber auch grausam, habgierig und heuchlerisch.

Diese drei grossen Kabylen sind jetzt infolge von Verträgen, auf deren Durchführung die Franzosen streng sehen, auf das rechte Ufer des Senegal beschränkt und dürfen nur an gewissen Punkten und zu gewissen Jahreszeiten zum Zweck des Verkaufes von Gummi das andere Ufer betreten. Es hat langwierige Kämpfe gebraucht, ehe es den Franzosen gelang, diese Bestimmungen zur Durchführung zu bringen.

Unter der schwarzen Bevölkerung am Senegal sind die wichtigsten Stämme die Fulbe, Tukuleur, Mandingo, Sarakollé, Wolof, Serer, Dschola und Bambara. Es ist das eine jetzt übliche Eintheilung der Völkerstämme jener Gegenden, die aber nicht auf ethnographischer Grundlage beruht, vielmehr nur gewissermassen zu Verwaltungszwecken beibehalten wird. Die Fulbe bewohnen vorherrschend die Districte Futa, Damga, Bumdu und Futa Dschalon. Die Malinké und Soninké (Mandingnes et Sarakpollés) haben mehr den Negertypus, und bewohnen besonders das innere gebirgige Quellgebiet der Flüsse Senegal, Nigir und Gambia. Die Malinké haben den Islam nicht angenommen oder nur *pro forma* und sind sehr geschickte und schlaue Händler, die den Golddistrict Bambuk in ihren Händen haben; die Sarakpollé dagegen sind strenge Mohammedaner.

Die Wolof und die Serer, welche das Cayor, die Districte



NEGERQUARTIER IN SAINT-LOUIS. II. S. 327.

Walo, Dscholof und einen grossen Theil von Baol und Sine bewohnen, gehören zu den grössten und schönsten aller Negervölker in Afrika. Es ist eine im allgemeinen sanfte, etwas eitle und apathische Bevölkerung, die aber auch sehr tapfer sein kann; sie sind Ackerbauer und Fischer und leben mit den Franzosen in guten Beziehungen. In Saint-Louis und der Umgebung haben sehr viele das Christenthum angenommen.

Einen originellen Negerstamm bilden die Djola, die die Umgebung des Flusses Geba bewohnen und sich wesentlich von den andern Schwarzen unterscheiden durch ihre Körperbeschaffenheit, ihre Farbe, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche. Sie haben grobe Gesichtszüge, breite Nase, dicke Lippen und hervorstehenden Bauch. Sie geniessen Hundefleisch, sind einem Fetischismus ergeben und tätowiren den Körper. Sehr eigenthümlich sind ihre Leichenceremonien. Der Todte wird in seiner Hütte einen Tag hindurch ausgestellt und die Verwandten und Freunde, nachdem sie den Verlust beklagt haben, richten der Reihe nach Fragen an den Todten nach der Ursache, warum er die Welt verlassen habe. Endlich, nachdem keine Antwort erfolgt, rufen sie aus, es sei unrecht, den Todten zu beklagen, er habe jetzt ein viel besseres Leben als auf der Erde, und es beginnen nun mehrere Tage anhaltende Festivitäten.

Die Bambarabevölkerung endlich ist wichtig für Senegambien, da durch sie Elfenbein und andere Naturproducte des reichen Hinterlandes herbeigebracht werden; ein Theil von ihnen hat den Islam angenommen, aber nur gezwungen, ebenso wie sich die Malinké dem Islam soviel wie möglich entziehen, wogegen die Serer rasch die Lehre Mohammed's annahmen. Die Bewohner des Cayor, der Landschaften Sine und Baol sind Gläubige, insofern sie alles glauben, was der Quran lehrt; dagegen sind sie mit gewissen Verboten, besonders in Betreff geistiger Getränke, nicht einverstanden.

Die christliche Religion hat nur in Saint-Louis, Gorée und Dakar einige, aber auch noch nicht sehr bedeutende Erfolge aufzuweisen. Die Geistlichkeit steht unter einem apostolischen Präfecten und umfasst fünf Pfarrbezirke: Saint-Louis, Gorée, Dakar, Rufisque und Joal. Es gibt ferner Schulen für Kinder, die von den Soeurs de Saint-Joseph de Cluny et de l'Immaculée-Conception geleitet werden; die Schwestern besorgen auch die Krankenpflege.



Fig. 17. Wolof-Frau von Saint-Louis.

Die Erfolge sind unbedeutend, wie das in so vorwiegend mohammedanischen Ländern nicht anders sein kann, besonders wenn Missionare verschiedener Confessionen sich in einem Lande niedergelassen haben; die strenge Einheit des Islam muss auf die Eingeborenen entschieden einen grössern

Einfluss machen als die verschiedenen christlichen Sekten, die nicht immer im besten Einvernehmen miteinander leben.

Was die Zahl der Bevölkerung Senegambiens betrifft, so gibt E. Fallot („Bulletin de la Société de Géographie de Marseille“, 1883) folgende Zahlen an:



Fig. 18. Wolof von Saint-Louis.

Die Stadt Saint-Louis	15930
Weichbild von Saint-Louis . . .	22738
Ualo	10976
Richard-Toll	335
Latus	50029

Transport	50029
Dagana	2009
Dimar	5864
Podor	1361
Toro	32700
Lao	20170
Islabé	10550
Unabhängige Futa	81450
Matam und Umgebung	508
Damga	32050
Bakel und Umgegend	2302
Guoye	7500
Medina	487
Kamera	12000
Kasso	10000
Logo	5000
Natiaga	3000
Thal des Bakoy zwischen Bafulabe und Baulé	3200
Fuladugu	10000
Landschaft Kita	10000
Gangaran	10000
Beledugu	15000
Manding	20000
Bambuk	?
Bondu	10000
Futa Dschalon	600000
Cayor	300000
Dakar und Cap Vert	6887
Gorée	3243
Rufisque sammt Weichbild	7794
Diander	20108
Baol	?
Latus	1,293212

Transport	1,293212
Portudal und Joal	5000
Sine und Salum	?
Sedhiu	1827
Carabane	547
Casamance	?
Rio Nuñez	?
Rio Pongo	30253
Mellacorée	?
Summa	1,330839.

Natürlich können diese Zahlen nur approximativ richtig sein, die meisten Landschaften sind überhaupt erst selten und flüchtig von europäischen Reisenden besucht worden, und diese können nur im allgemeinen Zahlen angeben nach dem Eindruck, den ihnen die Vertheilung und Dichtigkeit der Bevölkerung gemacht hat. In den Städten und den Militärposten ist andererseits eine Volkszählung vorgenommen worden und sind daher diese Zahlen verlässlicher.

Durchschnittlich sind die verschiedenen Völkerschaften Senegambiens intelligent und dem Verkehr mit Europäern nicht abgeneigt, aber die wenigsten von ihnen lieben es, sich als französische Unterthanen zu betrachten. In dieser Beziehung sind nur die in der Umgebung von Saint-Louis wohnenden Wolof den Franzosen wirklich treu ergeben, dagegen sind Futa, Bambara und Fulbe noch immer unsichere Bundesgenossen, theils sogar noch offene Feinde. Die Culturfeindlichkeit des Islam tritt hier in ihrer ganzen Schärfe hervor. Die Franzosen werden noch manchen Kampf mit der kriegerischen Bevölkerung dieser Länder auszufechten haben, ehe sie sich des ungestörten Besitzes Senegambiens erfreuen können, und es ist begreiflich, wenn die Volksvertreter in Paris manchmal ungeduldig werden in der Bewilligung neuer Summen zu Gunsten der westafrikanischen

Colonien. Die in derartige Culturarbeiten gesteckten Gelder rentiren sich meist erst recht spät, manchmal auch gar nicht, aber man darf diesen einseitigen Standpunkt nicht anwenden bei der Colonialwirthschaft. Hier handelt es sich um Erlangung und Erhaltung einer einflussreichen Stellung im internationalen Welthandel sowol, als um die moralische Pflicht eines grossen Volkes, an der Verbreitung der europäischen Civilisation in activer Weise theilzunehmen. Trotz der so häufig gehörten Phrase, Frankreich verstehe nicht zu colonisiren, hat dieses Land in Afrika schon sehr viel gethan, und man kann nur wünschen, dass die grossen Projecte, die man in Senegambien hat, ihrer Realisirung entgegengehen.

Geschichtliches. — Ein chronologischer Ueberblick der Colonie Senegambien nach dem in Saint-Louis jährlich erscheinenden „Annuaire“ mag hier Platz finden.

1360 (ungefähr). Entdeckung des Senegal durch Seefahrer von Dieppe.

1446 (ungefähr). Die Portugiesen etabliren sich an den Ufern des Senegal.

1455. Errichtung eines portugiesischen Fort bei Arguin.

1626. Gründung der „Compagnie Normande“, einer Vereinigung von Kaufleuten aus Dieppe und Rouen.

1638. Am 5. Februar bemächtigen sich die Holländer des Fort bei Arguin.

1664. Die „Compagnie des Indes occidentales“, infolge eines königlichen Erlasses gegründet, kauft alle Besitzungen der Compagnie Normande.

1672. Ein Erlass vom 9. April zwingt die Compagnie des Indes occidentales, alle Besitzungen und Privilegien einer neuen Gesellschaft zu verkaufen, welche, infolge eines königlichen Schreibens vom Monat Juni 1679, den Namen „Compagnie d'Afrique“ annimmt

und ausschliesslich das Privilegium erhält, zwischen dem Cabo Blanco und dem Cap der guten Hoffnung Handel zu treiben.

1677. Die Franzosen nehmen den Holländern die Insel Gorée und die Faktoreien in Rufisque, Portudal und Joal weg; im Vertrage von Nimwegen vom 10. August 1678 wird der Besitz anerkannt.

1681. Die Compagnie d'Afrique, durch die grossen Verluste während der Kriege mit den Holländern ruinirt, ist genöthigt, alle Vorrechte und Besitzungen einer neuen Gesellschaft zu überlassen, welche sich unter dem Namen „Compagnie du Sénégal, côte de Guinée et d'Afrique" gebildet hat. Infolge der Erlasse des Königs vom 12. September 1684 und vom 6. Januar 1685 wird die Concession auf das Gebiet zwischen Cabo Blanco und Sierra Leone beschränkt, und sie nimmt infolge dessen den Namen „Compagnie du Sénégal" an.

1694. Die Compagnie du Sénégal sieht sich genöthigt, alle Privilegien und Besitzungen einer neuen Gesellschaft zu verkaufen.

Diese Gesellschaft, die sich unter dem Namen „Compagnie royale du Sénégal, cap Nord et côte d'Afrique" etablirt hatte, erhält durch Patent vom März 1696 ein Privilegium auf die Dauer von 30 Jahren.

1699. Errichtung des Fort Saint-Joseph bei Dramané (Kaméra), welches 1701 durch Hochwasser weggerissen, dann neu errichtet und am 23. December 1702 durch die revoltirende einheimische Bevölkerung niedergebrannt wurde.

1709. Die Compagnie royale du Sénégal, cap Nord et côte d'Afrique sieht sich infolge von Schulden und zahlreichen Processen genöthigt, alle Privilegien

der Compagnie du Sénégal zu übertragen. Der Verkauf wird durch Erlass des Staatsraths vom 18. März bestätigt, und die neue Gesellschaft erhält am 30. Juli ihre Patente.

1713. Das Fort Saint-Joseph wird bei Makhana wieder aufgebaut.

1715. Errichtung des Fort Saint-Pierre bei Kaïnura am linken Ufer des Falémé (eines südlichen Zuflusses vom Senegal).

1717. Ueberlassung von Portendic an die Franzosen seitens der Mauren am Senegal; die Convention von La Haye vom 13. Januar 1727 bestätigt die Franzosen in dieser Besitzung.

1718. Infolge Kaufvertrags vom 15. December 1718, bestätigt durch Beschluss des Staatsraths vom 10. Januar 1719, erhält die Compagnie des Indes von der Compagnie du Sénégal alle Rechte, Concessionen, Privilegien, Gebäude, Forts und Factoreien. Der König erklärte die Privilegien für ewige Zeiten, und fügte noch die Küste zwischen Sierra Leone und Cap der guten Hoffnung hinzu, für welche Strecken schon im Jahre 1685 die Compagnie de Guinée das Privilegium erhalten hatte.

1721. Die Holländer errichten eine Niederlassung in Portendic.

1723. Die Mauren, als Herren von Portendic, überlassen dasselbe an Andrée Brue, Generaldirector der „Compagnie du Sénégal“.

1724. Die Franzosen bemächtigen sich des von den Holländern besetzten Fort bei Arguin.

1743. Errichtung des Fort Podor an der Westseite der Insel Morphil.

1758. Besetzung Senegals und Gorées durch die Engländer.

1763, 1765, 1787. Gorée wird den Franzosen zurückerstattet;

diese Insel wird von durch den König ernannten Gouverneuren verwaltet. In den Jahren 1763, 1765 und 1787 Ueberlassung des Grünen Vorgebirges und der benachbarten Landschaften, von Pointe des Mamelles bis zum Cap Bernard, mit den Ortschaften Dakar und Sine, an die Franzosen seitens des Damel (Herrschers) von Cayor.

1779. Der Herzog von Lauzun bemächtigt sich in der Nacht vom 20. Januar des Fort Saint-Louis.

1783. Der Friedensvertrag vom 3. September zwischen Frankreich und England erkennt die Oberhoheit der Franzosen über den Senegal an. Seit dieser Zeit wird der Senegal von königlichen Gouverneuren verwaltet.

1785. Der König übergibt der „Compagnie de la Guyenne“ das ausschliessliche Privilegium des Gummihandels für neun Jahre. Im Jahre 1785 wurde dieses Recht einer Gesellschaft abgetreten, welche den Titel „Compagnie de la Gomme“, später „Compagnie du Sénégal“ führte.

1800. Die Insel Gorée fällt in die Hände der Engländer.

1809. Die Engländer bemächtigen sich Saint-Louis am 14. Juli.

1814. Der Vertrag von Paris, vom 30. Mai, gibt den Franzosen alle Niederlassungen, welche dieselben am 1. Januar 1792 an der Westküste Afrikas besessen haben, zurück.

1817. Effective Uebernahme der Besitzungen am Senegal durch Oberst Schmaltz am 25. Januar.

1819. Am 8. Mai kommt ein Vertrag mit dem Brack (König, Herrscher) und den vornehmsten Chefs der Wolof zu Stande, nach welchem dieselben für immer die Inseln und das Land der Wolof als Eigenthum den Franzosen übergeben.

1820. Errichtung des Fort Bakel am linken Ufer des Senegal, in der Landschaft Gadiaga.
1821. Errichtung des Militärpostens Dagana.
1822. Colonisations- und Culturversuche am Senegal, infolge königlichen Erlasses vom 7. Januar.
1824. Einführung des Strafgesetzbuches in die Colonie Senegal.
1828. Etablirung der „Société de Galem et du Oualo" (Wolof).
1830. Einhaltung mit den Colonisations- und Culturversuchen am Senegal.
1831. Veröffentlichung des Gesetzes vom 4. März 1831 betreffend die Unterdrückung des Sklavenhandels.
1833. Einrichtung der Miliz am Senegal. Veröffentlichung des Gesetzes vom 24. April 1833 betreffend die gesetzgebende Verwaltung der Colonien.
1840. Veröffentlichung der königlichen Botschaft vom 7. September 1840 über das „Gouvernement du Sénégal et Dépendances".
1842. Errichtung des Fort Merinaghen an den Ufern des Sees Guier (Paniéfoul).
1843. Errichtung des Fort Lampsar bei Saint-Louis.
1845. Errichtung des Fort Sénudébu am linken Ufer des Faléméflusses (an Stelle des alten Fort Saint-Pierre).
1848. Veröffentlichung des Decrets vom 27. April betreffend die Befreiung der Sklaven und Aufhebung der Conseils coloniaux.
1854. Neubau des Fort Podor. Errichtung von festen Handelscentren in Podor und Dagana.
1855. Errichtung des Fort Medina. Gründung der Banque du Sénégal, der Regierungsdruckerei und des „Journal officiel de la colonie" in Saint-Louis.
1856. Annexion des Landes der Wolof, der Dörfer Dagana, Bakel und Sénudébu, der Inseln Thionq und Ndiago.

1857. Verzichtleistung der Engländer auf den Handel von der Mündung des Flusses Saint-Jean bis nach Portendic im Austausch gegen die Factorei Albreda, welche ihnen seitens der Franzosen überlassen wird.

Einrichtung des Bataillons der senegalischen schwarzen Tirailleure.

Errichtung des Fort Matam in der Landschaft Futa-Damga.

1858. Annexion der Dörfer Gaé, Réfo, Bokol und verschiedener Districte in der Umgebung von Saint-Louis.

Versuche zur Ausbeutung der Goldminen bei Kéniéba in der Landschaft Bambuk. Friedensverträge mit den maurischen Stämmen der Trarza, Brakna und Duaïsch.

Verträge in Betreff der Ueberlassung von Territorien seitens der Eingeborenen am obern Senegal, unter anderm des linken Flussufers von Bakel bis zur Mündung des Falémé, sowie das Recht, längs des ganzen Falémé Niederlassungen zu errichten.

1859. Errichtung des Fort Salde (Tébéku). — Occupation von Rufisque, Joal und Kaolakh. Theilung des Futagebietes in drei unabhängige Gebiete: Danga, Futa und Toro. — Annexion von Dimar.

1860. Unterwerfung des Districts von Basse-Casamance bis Zighinchor. Erforschungsreisen von Vincent, Mage, Pascal, Lambert, Bourel, Azan, Aliun-Sal, Bu el Mogdad, Braouézec.

Die Landschaften Toro und Danga stellen sich unter die Protection Frankreichs.

Friedensvertrag mit Hadsch Omar, wonach die Grenzen seines Gebietes zu denjenigen Territorien gehören, welche unter dem Schutze Frankreichs stehen, und zwar sind die letztern: die Nordhälfte von Bambuk,

die Hälfte (am linken Flussufer) von Khasso, Bondu, Kaméra, Guoq, Guidi-Makha, Damga, Futa, Toro, Dimar, Walo, Cayor, Dscholof, Baol, Sine, Salum und die Besitzungen bei Gorée.

1861. Friedensvertrag mit Cayor, wonach an Frankreich fallen: Diander, Gandiol, Gangunė und die ganze Küste.

1862. Einrichtung einer Telegraphenlinie zwischen Gorée und Saint-Louis.

1863. Errichtung eines Hafens in Dakar.

1864. Annexion von Ndiambur und Saniokhor. — Errichtung eines Leuchtthurmes erster Klasse am Grünen Vorgebirge.

1865. Construction einer Schiffbrücke über den grossen Flussarm zwischen Saint-Louis und Bouëtville. — Annexion der mittlern Provinzen des Cayor. — Verträge mit den Chefs von Rio-Nuñez, wodurch dieser Fluss unter das Protectorat von Frankreich gestellt wird.

1866. Errichtung der Militärposten von Boké, Ndiague und Aéré. — Verträge mit den Chefs am Rio-Pongo und Mellacorrée, wodurch diese Flüsse unter das Protectorat von Frankreich gestellt werden. — Einrichtung zweier Feuerthürme vierter Ordnung, den einen am Cap Manuel, den andern bei Almadie.

1867. Errichtung der Posten von Talem, Khaulu, Keur-Mandumbé-Khary; von Benty am Mellacoréefluss; Bau eines Gefängnisses, eines Gebäudes für Hafenadministration, sowie einer Artilleriedirection in Dakar.

1869. Einrichtung einer Direction für innere Verwaltung am Senegal.

1870. Einrichtung der Handelskammern in Saint-Louis und Gorée.

1871. Die Colonie Senegambien schickt einen Repräsentanten zur Nationalversammlung. Publicirung des Decrets am Senegal betreffend die Abschaffung der Verhaftsbefehle.

1872. Einrichtung der Municipalräthe in Saint-Louis und Gorée. — Organisation dieser Städte zu Communen.

1873. Abschaffung der Colonialcontrole am Senegal.

1874. Errichtung des Militärpostens Muïd, eines Pulvermagazins für Kaufleute in Saint-Louis und eines Lazareths am Cap Manuel.

1875. Uebertragung der öffentlichen Angelegenheiten des zweiten Arrondissements nach Dakar.

1876. Eintritt der Colonie Senegambien in den Weltpostverein.

1877. Einrichtung der Telegraphenleitung von Dagana nach Podor. — Veröffentlichung der Einführung des Strafgesetzbuches.

1878. Gorée und Dakar werden durch eine Telegraphenleitung verbunden. — Vorstudien wegen einer Wasserleitung von Khassak nach Saint-Louis und wegen einer Eisenbahn von Saint-Louis nach Dakar. — Forschungsreisen von Soleillet in den benachbarten Gebieten.

1879. Einrichtung eines Generalrathes am Senegal. — Errichtung des Militärpostens Bafulabé am obern Senegal.

Seit 1879 bis jetzt ist nun ausserordentlich viel geschehen für die Hebung der Colonie, sowol nach aussen wie nach innen. Die Mission Gallieni's nach Segu, sowie die dann folgenden Expeditionen von Oberst Derrien, haben das Land zwischen Nigir und Senegal genau erforscht, man hat Militärposten noch über Bafulabé hinaus errichtet, Telegraphen gelegt und sogar schon eine Eisenbahn in Angriff genommen. Ebenso energisch ist man mit den Herrschern

von Cayor vorgegangen, die sich dem Bau einer Eisenbahn von Dakar nach Saint-Louis widersetzten, welche dringend nöthig ist; die Bahn dürfte bald dem Verkehr übergeben werden. Aber auch in der innern Verwaltung ist viel geschehen, und besonders Saint-Louis hat sich bedeutend gehoben. Es ist dies heutzutage ein Ort, in dem man ebenso leben kann wie in einer europäischen Stadt. Man findet alle europäischen Artikel daselbst, Hotels, Kaffeehäuser, Clubs, Freimaurer, Hospitäler, Schulen, Kirchen, öffentliche Gärten, und in den Wohnhäusern einen vollständig modernen Comfort. Wenn die Wasserleitung fertig sein wird, dürften sich auch die Gesundheitsverhältnisse bessern, da dann für eine noch grössere Reinhaltung der Strassen gesorgt werden kann; freilich, das Gelbe Fieber scheint bereits endemisch zu sein, und das dürfte erst nach längerer Zeit ausgerottet werden können. Der sehr lästigen Verkehrsstörung wegen des schlecht zugänglichen Hafens wird durch die Eisenbahn von Dakar abgeholfen werden, mehrere grosse Brücken erleichtern den Verkehr mit den umgebenden Ortschaften, und den grössten Theil des Jahres befahren Dampfer den Strom bis weit in das Innere hinein. In der Bevölkerung herrscht, wie überall bei den Franzosen, ein reges politisches Leben und man glaubt, die Stadt, wie überhaupt die Colonie würde sich noch schneller entwickeln, wenn Civilgouverneure eingesetzt würden statt der Militäverwaltung. Ob Senegambien dazu schon reif ist, kann ich nicht beurtheilen, jedenfalls muss einer Colonie mit einer kriegerischen Nachbarschaft von Eingeborenen Militärverwaltung vorangehen, ehe dieselbe in derselben Weise wie das Mutterland administrirt werden kann.

Als eine Probe, wie die Franzosen ihre Verträge mit den Eingeborenen abschliessen, mag der folgende Vertrag hier Platz finden:

TRAITÉ AVEC LE FOUTA.

Gloire à Dieu, Maître des Mondes, Créateur de tout ce qui existe dans les cieux et sur la terre!

Au nom du Gouvernement Français.

Entre nous, G. Brière de l'Isle, colonel d'infanterie de marine, commandeur de la Légion d'honneur, gouverneur du Sénégal et Dépendances, représenté par M. le lieutenant-colonel d'infanterie de marine Reybaud, chevalier de la Légion d'honneur, commandant supérieur des troupes, d'une part, el les différents chefs du Fouta, tous électeurs de l'Almamy, d'autre part, a été conclu:

Article 1er. Le Fouta prenant la ferme résolution de vivre en paix avec les Français, s'engage à observer religieusement les traités du 15 août 1859, du 10 août 1853 et du 5 novembre 1864, ainsi que les modifications qui vont y être apportées par la stipulation suivante:

Article 2. Le pays du Lao, commandé actuellement par Ibra-Almamy qui s'étend depuis Wandé et Koïlel dans l'Ouest jusqu'à M'boumba dans l'Est, ainsi que le pays des Irlabés, commandé actuellement par Ismaïla, comprenant les villages de Walla, Vacétaki, N'gouye, Saldé, Peté, désirant rester, à l'avenir, en dehors de toutes les agitations politiques si nombreuses dans le Fouta, les chefs du Fouta reconnaissent solennellement un fait déjà accompli en réalité depuis plusieurs années, celui de la séparation de ces deux pays du reste du Fouta.

Article 3. Le Lao et l'Irlabé formant chacun un état indépendant, se placent sous la protection de la France dans les mêmes conditions que le Toro.

Article 4. Les chefs du Fouta s'engagent solennellement à ne plus élever désormais aucune prétention sur les pays placés sous la protection de la France, tant par le présent traité que par les traités antérieurs, ces prétentions ne

pouvant avoir d'autre résultat que de troubler les rélations amicales avec les Français et de nuire à la prospérité du pays.

Article 5. Les chefs du Fouta s'engagent à empêcher toute incursion de leurs sujets et des gens auxquels ils donnent hospitalité dans le Djoloff, pays placé sous le protectorat de la France. De son côté, le Bourba-Djoloff s'engage à ne rien entreprendre contre le Fouta et ne pas permettre le passage dans son pays aux Peuls, venant du Cayor ou d'autres lieux pour aller faire des villages dans le Fouta.

Fait et signé en double expédition, à Galoya, le 24 octobre 1877.

Signé: P. Reybaud.

(Suivent les signatures d'Abdoul Boubakar et des autres chefs du Fouta.)

Ont signé comme témoins:

M.M. J. Gaillard, lieutenant de vaisseau, commandant de l'Archimède.

Rémy, capitaine d'infanterie de marine, directeur des affaires politiques.

Hamat-N'diaye-An, cadi à Saint-Louis.

Houry, lieutenant d'infanterie de marine.

Ackerbau, Handel und Industrie. — In dem Masse, als die Fehden der am Senegal lebenden Völker unter sich sowol wie mit den Franzosen aufhören, gewinnt auch der Feldbau an Ausdehnung. Von der richtigen Ansicht ausgehend, dass Naturproducte, wie Elfenbein, Gummi u. s. w., allmählich in geringerer Menge auf den Markt kommen werden, sieht die Regierung in Ackerbau und Plantagenwirthschaft eins der wichtigsten Momente für die Entwickelung Senegambiens. Es wurde demnach am 29. December 1874

eine landwirthschaftliche Gesellschaft in Saint-Louis gegründet, um die Bewirthschaftung der Felder bei den Eingeborenen zu fördern. Man hat zahlreiche Samenarten vertheilt, die geeignet erscheinen, in diesen Ländern fortzukommen, und man ist jetzt im Begriff, eine Baumschule zu gründen. Baumwolle und Erdnüsse werden neben Mais und Sorghum bereits in den Ländern am obern Senegal, in Kaarta u. s. w. gebaut, und es gäbe noch zahlreiche andere Nutzpflanzen, welche dort gedeihen könnten. Im Unterlauf des Senegal ist der Feldbau unbedeutender, man zieht hier die bequemere, aber weniger solide Handelsthätigkeit vor, und die Eingeborenen kaufen sich ihre Lebensbedürfnisse in der Regel sogar gegen baares Geld. Insbesondere wichtig wäre der Anbau von Erdnüssen; es geschieht das zwar schon in grossem Masse, aber es verlangt der Anbau so geringe Mühe und ist der Ertrag ein so günstiger, dass diese nützliche Pflanze nicht genug cultivirt werden kann.

Die Entwickelung des Handwerks und der Industrie ist bei den Bewohnern des Senegalthales nicht bedeutend; es scheint, dass man mit einer Art Verachtung auf alle Handarbeiter herabsieht, und es nur für eines Mannes würdig hält, an Fehden theilzunehmen oder in zwecklosem Debattiren die Zeit zu verbringen. Die Einrichtung der Sklaverei, wie sie bei den Mohammedanern gestattet ist, sowie die Sitte, dass alle das Haus betreffenden Arbeiten auch von den Frauen besorgt werden, bringt es mit sich, dass die Männer sich an ein träges Leben gewöhnt haben und alle Arbeit als etwas Demüthigendes verabscheuen.

Die einzigen Fabriken, wenn man so sagen darf, im ganzen Lande sind Ziegeleien und Kalköfen in der Nähe von Saint-Louis und Dakar. Der thonige Boden einerseits und die Masse von Austernschalen andererseits, die man

in der Umgebung von Saint-Louis findet, gestatten eine leichte Darstellung von Ziegeln und Kalk.

Von Professionisten leben in den Städten Tischler, Maurer, Kalfaterer, Weber und Schmiede. Unter den letztern findet man sehr geschickte Goldarbeiter und ihre Erzeugnisse, die mit sehr primitiven Werkzeugen hergestellt werden, haben eine gewisse Originalität und guten Geschmack.

Die Weberei wird ausschliesslich von den Schwarzen betrieben. Zu 15 oder 20 Mann vereinigt sitzen sie unter Matten und arbeiten da gemeinsam an schmalen Streifen von Baumwollzeug, die ungefähr 2 m lang sind und zu den dort üblichen weiten Toben zusammengenäht werden.

Senegambien besitzt goldreiche Minen in den Landschaften Bambuk und Tambaura, die früher von seiten des Gouvernements ausgebeutet, dann aber aufgegeben wurden wegen des gar zu schlechten Klimas in der Umgebung des Postens Kéniéba, der zu diesem Zwecke errichtet worden war. Das Gold findet sich im sandigen Alluvialgebiet als Waschgold, dann aber auch im Quarz und Thonschiefer. Die Schwarzen graben während der trockenen Jahreszeit 7—8 m tiefe Gruben und die Frauen waschen die Erde in sehr einfacher Weise in Calabassen aus, wobei natürlich die Ausbeute sehr gering ist und viel Gold verloren geht. Wie schon bemerkt, ist in Saint-Louis eine recht hübsch entwickelte Goldarbeiter-Industrie; die Schwarzen haben sehr originelle Muster; Ringe, Schmetterlinge, Kreuze, Sterne, eingefasste Käferdecken, Ohrringe, Amulette u. s. w., meistens in Filigranmanier kann man dort in grosser Menge kaufen. Die Sachen werden gewogen; das Gramm Gold rechnet man 14—15 Frs. und dann nimmt man noch 25 Procent des Goldwerthes für Façon und Arbeitslohn.

In den Umgebungen von Bakel soll natürliches Quecksilber vorkommen, in kleinen Körnern; die Eingeborenen sammeln es in kleinen konischen Löchern mit stark geneig-

ten Wänden; ebenso findet man in den Gebirgen am obern Senegal Blei- und Silbererze, aber an einen bergmännischen Betrieb dieser Naturproducte kann nicht gedacht werden. Europäische Arbeiter können in diesem Klima unmöglich schwere Arbeit verrichten, und die Eingeborenen sind zu ungeschickt und zu träge für derartige schwierige Arbeiten; man müsste Chinesen in diese Länder einführen, aber auch daran ist nicht zu denken, weil der französische Einfluss in vielen Theilen des Innern noch ein viel zu geringer ist.

Die Hauptsache für Senegambien ist und bleibt der Handel, und in der That sind hier bereits die Export- und Importverhältnisse recht günstig.

Dem oben citirten Aufsatze entnehmen wir einige Daten, die am besten für den Aufschwung der Colonie sprechen.

Der Handel mit dem Mutterlande Frankreich allein betrug:

	Import		Export	
1855 . .	7,870349	Frs.	6,564409	Frs.
1859 . .	12,639497	„	9,527867	„
1863 . .	18,643897	„	14,499793	„
1869 . .	18,135563	„	17,209364	„
1876 . .	12,759479	„	14,121349	„
1878 . .	12,463030	„	15,959940	„
1880 . .	16,487870	„	25,319398	„
1881 . .	20,291630	„	19,161292	„

Es repräsentirte demnach im Jahre 1881 der Gesammthandel Senegambiens allein mit Frankreich einen Werth von 39,452922 Frs.; fügt man hierzu den Verkehr mit den andern Ländern, der im Vorjahre gegen 8 Mill. Frs. betrug, so kann man sagen, dass gegenwärtig die Handelsbewegungen Senegambiens einen jährlichen Umsatz von rund 48 Mill. Frs. repräsentiren.

Was nun die Naturproducte betrifft, die von Senegam-

bien exportirt werden, so sind die beiden wichtigsten der von verschiedenen Akaziensorten gewonnene Gummi sowie die Erdnüsse (französisch *Arachides*, englisch *Ground-nuts*, *Arachis hypygaea*). Das erstere Product war bis vor einigen Jahren das dominirende, gegenwärtig aber sind es die Erdnüsse, welche die grösste Bedeutung haben und wol auch noch mehr bekommen werden.

Von Gummi wurden exportirt:

1863	1,676378	kg	im	Werthe	von	2,346929	Frs.
1876	2,486395	„	„	„	„	3,141997	„
1880	3,969035	„	„	„	„	5,278816	„
1881	2,359296	„	„	„	„	2,700937	„

Im Gegensatz hierzu hat der Handel mit Erdnüssen, einer vor 40 Jahren höchstens den Botanikern bekannten Pflanze, rapid zugenommen:

						Werth	
1851	wurden	exportirt	?	kg	Erdnüsse	2,489470	Frs.
1855	„	„	?	„	„	1,997216	„
1859	„	„	8,629661	„	„	2,243712	„
1863	„	„	9,037349	„	„	6,778012	„
1876	„	„	23,984941	„	„	6,503037	„
1880	„	„	52,816040	„	„	13,204010	„
1881	„	„	59,970115	„	„	14,991034	„

Man sieht aus dieser Tabelle, dass gleichzeitig mit einer grössern Massenproduction eine Entwerthung des Artikels eintrat.

Diese Erdnüsse gehen fast ausschliesslich nach Bordeaux und Marseille, wo in grossen Fabriken „Olivenöl“ aus denselben dargestellt wird. Die Frucht ist sehr ölhaltig, das Oel ist wohlschmeckend und, wenn gut bereitet, vom wirklichen Olivenöl nur schwer zu unterscheiden; letzteres wird bekanntlich in bei weitem nicht genügender Menge erzeugt, und da man überall auf Erden, wo Europäer wohnen, die-

ses Oel verbraucht, so wird man begreifen, dass ein beträchtlicher Theil desselben Arachisöl ist.

Die zwei kleinen Kerne, welche das Oel liefern, befinden sich in einer graugelben Schale, die auch etwas ölhaltig ist und zu Futterkuchen verarbeitet wird; man sagte mir in Saint-Louis, dass der Werth der Schale schon die Transportkosten dieser nützlichen Pflanze deckt.

Von andern Exportartikeln seien erwähnt: Kautschuk (im Jahre 1880 für 138000 Frs. exportirt), Schmuckfedern (1880 für 288000 Frs.), Gold (1880 für 36000 Frs.), Leinsamen (1880 für 27000 Frs.), Felle (1881 für 135000 Frs.), conservirte Fische (1881 für 171000 Frs.). Getreide wird wenig exportirt, ebenso unbedeutend ist vorläufig noch der Handel mit Reis, Baumwolle, Indigo, Cacao, Kaffee, Bauholz, Ebenholz, Farbehölzern u. s. w., Artikel, die alle in den reichen Hinterländern vorkommen oder cultivirt werden könnten. Interessant für Saint-Louis ist noch der Handel mit lebenden Vögeln, besonders kleinen Finkenarten, die man bei uns häufig als Zimmervögel findet.

Es ist nicht zu zweifeln, dass bei ruhigen politischen Verhältnissen und nach Herstellung geeigneter Communicationswege dieser Handel noch einer bedeutenden Ausdehnung fähig ist.

Was den Import betrifft, so sind dabei so ziemlich alle europäischen Artikel vertreten, in erster Linie aber das sogenannte „Guinée“, ein blauer Baumwollstoff, der in ganz enormer Menge importirt wird. Ursprünglich kam derselbe aus den französischen Colonien Hinterindiens, gegenwärtig aber wird er vorherrschend in Belgien und England fabricirt, und zwar in verschiedenen Qualitäten, von denen eine schlechter als die andere ist, und wobei die starke Appretur die Fadenscheinigkeit des Gewebes verdecken muss. Die von den Eingeborenen hergestellten Stoffe sind unendlich besser, natürlich aber auch theuer. Dieses Guinée dient

in Senegambien und in einem Theile des Sudan als Geld; ein Stück Guinée repräsentirt einen gewissen Werth, der verschieden ist je nach der Entfernung von der Küste.

In den Städten Senegambiens dient natürlich französisches Geld als Circulationsmittel, im Innern aber werden neben Guinée auch noch Salz, Kaurischnecken und ungemünztes Gold als Zahlungsmittel benutzt.

Einen ungeahnten Aufschwung wird der Handel in Senegambien nehmen, wenn es den Franzosen gelingt, die beiden projectirten Eisenbahnen fertig zu stellen. Es ist dies einmal die Partie von Dakar durch die Landschaft Cayor nach Saint-Louis, und dann die Senegal-Nigirbahn, von Bafulabé aus über Kita und Bamaka an den Nigir. Da der Senegal wenigstens einen grossen Theil des Jahres schiffbar ist, so könnten dann die Waaren vom Schiff aus per Eisenbahn, Fluss, dann wieder per Eisenbahn bis nach Segu am Nigir geschafft werden, wo Dampfer für eine weitere Verbreitung derselben im Sudan sorgen werden; und umgekehrt kommen auf dieselbe Weise die Producte des innern Afrika schnell und billig an die See.

Die Fragen, die bei derartigen Eisenbahnbauten zu berücksichtigen sind, beziehen sich einmal auf die politischen Verhältnisse der betreffenden Regionen, dann auf die technischen Schwierigkeiten und endlich auf die eventuelle Rentabilität. Meiner Ansicht nach nun sind in Senegambien alle diese Fragen in einem für das Unternehmen günstigen Sinne lösbar.

Wenn auch die französische Herrschaft sich vorläufig nicht weit über die Militärstationen hinaus erstreckt, so ist doch die Mehrzahl der verschiedenen Volksstämme schon so sehr an die Franzosen gewöhnt und zu sehr von den Vortheilen, die ein directer Handelsverkehr mit den Europäern mit sich bringt, überzeugt, als dass man ernstliche Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Der stark

ausgeprägte gesunde Handelsgeist der dortigen Völker wird bald die unendlichen Vortheile eines schnellen Verkehrs begreifen, um so mehr, als ja ihnen allein der Gewinn zugute kommt und die Franzosen die einheimische Bevölkerung in keiner Weise auspressen können. Derartige Vorwürfe, wie man sie den Engländern bei Behandlung der Ostindier gemacht hat, lassen sich bei der im Grunde genommen doch armen Bevölkerung Senegambiens den Franzosen gegenüber nie vorbringen. Es ist natürlich, dass der französische Handel in erster Linie gehoben wird, aber auch die einheimische Bevölkerung nimmt an den segensreichen Vortheilen einer geordneten und schnellen Communication in entsprechender Weise theil. Und das wird der letztern bald einleuchten.

Freilich wird es noch immer verschiedener Kämpfe bedürfen, besonders mit den Futaleuten sowie dem Bambara-Anhang von Amadu-Segu, bei denen neben den Herrschergelüsten auch noch religiöse Motive ins Spiel kommen, aber endlich wird die grosse Masse des Volks sich doch von einem Autokraten lossagen, der so wenig für die Entwickelung der unter ihm stehenden Länder gethan hat und der sein Ansehen nur durch Grausamkeit und Räubereien aller Art aufrecht erhalten kann. Es wäre ein grosser Vortheil für die Franzosen, wenn es einem ihrer Gouverneure oder dem Chef einer Expedition gelänge, mit den Bambara ein Bündniss zu schliessen und der Miswirthschaft des treulosen Amadu und seiner fanatischen Futaclique ein Ende zu machen.

In ähnlicher Weise, wie sich die politischen Verhältnisse in Senegambien nicht ungünstig gestalten für die Anlage neuer Verkehrsstrassen, speciell auch einer Eisenbahn, sind auch die technischen Schwierigkeiten nicht zu grosse. Die Schiffahrt auf dem Senegal ist eine ziemlich lebhafte und würde es noch mehr werden, wenn man mittels einiger

Regulirungsarbeiten die Möglichkeit schaffen würde, das ganze Jahr hindurch bis Medina zu fahren; das also scheint nur eine Geldfrage zu sein. Was nun das Terrain zwischen Senegal und Nigir, speciell zwischen den Orten Medina, Bafulabé, Kita und Bamaku betrifft, so war dasselbe allerdings bisher wenig bekannt. Die Expedition Desbordes hatte eine topographische Abtheilung mit sich, um genaue Terrainstudien anzustellen. Die Resultate scheinen günstig gewesen zu sein, denn man hat den Bahnbau begonnen und bereits jetzt fährt auf einer nicht unbedeutenden Strecke die Locomotive. Die Wasserscheide zwischen beiden Strömen wird nicht durch hohe Gebirge gebildet, sondern nur durch leicht zu passirendes niedriges Hügelland. Dagegen scheint das Gebiet stellenweise menschenarm und öde zu sein, eine Folge der Verwüstungszüge Hadsch Omar's. Mein Weg führte mich nördlich von dieser Route durch reichbevölkerte und wohlangebaute Gegenden; der Bau einer Bahn dürfte zweifellos bald zur Bildung von neuen Ansiedelungen führen.

Noch geringer sind die Terrainschwierigkeiten für die Eisenbahn von Dakar nach Saint-Louis durch die Landschaft Cayor. Diese Bahn ist schon weit fortgeschritten und dürfte ihre vollständige Eröffnung nicht mehr lange Zeit währen. Der Deputirte für Senegambien wird es hoffentlich durchsetzen, von der ungeduldigen Kammer in Paris die noch nöthigen Summen zu erhalten, um diese wichtige Culturarbeit zu einem befriedigenden Abschluss zu bringen. Natürlich wird man wol auf Jahre hinaus auf eine Rentabilität der Sudanbahnen verzichten müssen, aber auch diese Verhältnisse werden sich bessern, wenn der Handel, was unausbleiblich ist, beträchtlich an Ausdehnung gewinnt. Gegenwärtig wird der Handel in der Weise betrieben, dass die französischen Handelshäuser ihre Agenten für mehrere Monate auf den Fluss schicken, um von den oft weit her-

kommenden Arabern und Negern die Producte einzukaufen. Ganz anders aber würden sich die Verhältnisse gestalten, wenn die europäischen Artikel schnell und sicher nach Segu befördert werden könnten. Dort würden dann die Europäer in directen Contact treten mit den Bewohnern des dichtbevölkerten und reichen mittlern Sudan, mit den Haussa-Männern und andern, und ein gewaltiger Schritt für die Erschliessung eines grossen Theils von Innerafrika wäre damit gethan.

Es zeigt sich also, dass in Senegambien die politischen und technischen Verhältnisse sowol als auch die ökonomischen den Eisenbahnprojecten nicht ungünstig sind. Diese optimistische Anschauung erleidet nun freilich eine Einbusse durch einen Factor, der bisher nicht mit in Rechnung gezogen wurde, der zwar mit der Eisenbahn direct nichts zu thun hat, wohl aber mit denjenigen, welche dieselbe bauen und später benutzen sollen; das ist das Klima. Die Länder im Stromgebiet des Senegal und Gambia gehören mit zu den ungesundesten Theilen Afrikas. Nicht genug, dass die dort lebenden Europäer von den einheimischen Malariafiebern zu leiden haben, hat sich daselbst auch noch das Gelbe Fieber eingebürgert, das man in den meisten Gegenden Westafrikas nicht kennt. Nun ist aber erfahrungsgemäss das schlechteste Klima der Welt nicht im Stande, einen Platz, der günstig zu Handelsunternehmungen ist, zu veröden; immer werden neue Europäer kommen, um die sich darbietenden Vortheile auszubeuten. das sieht man an zahllosen Plätzen in Afrika und Asien. Der Handelsgeist und die Speculationslust, der Drang zu erwerben, ist zu gross im Menschen, um sich durch eine Gefahr, die endlich grösser ist als jede andere, abschrecken zu lassen. In Senegambien speciell wird man der Mithülfe der nicht unintelligenten Bevölkerung sich versichern, und so werden die im Bau begriffenen Eisenbahnen — die Cayor-

bahn und die Senegal-Nigirbahn — von vorläufig noch ganz unberechenbaren Consequenzen für die Entwickelung dieser Länder sein. Man kann nur wünschen, dass die Franzosen ihren ganzen Ehrgeiz und ihre ganze Kraft für diese civilisatorischen Werke ersten Ranges einsetzen mögen; man darf derartige Unternehmungen nicht einseitig vom Standpunkte der Rentabilität beurtheilen, obgleich sicher auch, früher oder später, reelle Vortheile daraus entspriessen.

In einem gewissen Zusammenhange mit dieser Sudanbahn steht die sogenannte Transsaharien. Dieselbe soll vom südlichen Algerien aus, vermuthlich mit Berührung der grössern und stark bevölkerten Oasencomplexe von Figig und Tafilalet sowie des Tuat durch die ganze westliche Sahara nach Timbuktu geführt werden. Hier, resp. im Hafenorte Kabara sollen dann Nigirdampfer die europäischen Producte aufnehmen und weiter in das Innere von Afrika bringen. Da der Nigir zwischen Timbuktu-Kabara und Segu aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens für kleinere Dampfer schiffbar ist, so würde auf diese Weise mit Benutzung der Sudanbahn ein directer Verkehr zwischen Algerien und Senegambien hergestellt werden. Zweifellos eine grosse Idee, deren Ausführung aber vorläufig noch sehr ernste Hindernisse im Wege stehen.

Die französichen Militärposten in Algerien reichen zwar ziemlich weit nach Süden hinab, aber der Einfluss der Regierung ist in diesen Regionen doch schon ein beschränkter; existirt ja noch im nördlichen Algerien, wo zahlreiche Europäer wohnen, eine grosse mit der französischen Verwaltung unzufriedene Partei, wie die jüngsten Aufstände daselbst beweisen. Wenn es nun auch möglich sein wird, in Algerien etwa bis in die Breite von El Golea die Vorarbeiten für Eisenbahnen auszuführen, so hört doch das weiterhin auf. Es folgt nach Süden zu die grosse Oasengruppe des Tuat, nach Westen hin liegt das gleichfalls wichtige Tafilalet.

beides Regionen, die wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung und wegen des lebhaften Handels daselbst unbedingt bei Anlage einer Eisenbahn berücksichtigt werden müssen. Nun sind aber diese beiden Oasengruppen bisher erst von sehr wenigen Europäern besucht worden, und eine Reise dorthin gehört heute noch zu einem der gefährlichsten Unternehmen. Tafilalet (übrigens nominell zu Marokko gehörig) ist der Sitz zahlreicher fanatischer Schurafa, welche stets geneigt sind, die Bevölkerung gegen die Ungläubigen aufzuhetzen. Obgleich von dem so leicht erreichbaren Fâs aus eine relativ gute und vielfach von Karavanen begangene Strasse dahin führt, so ist es bisher nur erst einem wissenschaftlich gebildeten Reisenden, Gerhard Rohlfs, gelungen, auf diesem Wege Tafilalet zu erreichen.

Fast noch gefährlicher für die Franzosen als diese Region ist das sogenannte Tuat, eine grosse Oasengruppe, welche vorherrschend von einer Familie der Tuarik bewohnt wird, die sich stets besonders feindselig den Christen gegenüber gezeigt hat. Auch das Tuat haben nur wenige Europäer gesehen und diese wenigen haben schwere Tage daselbst gehabt. Wol haben die Franzosen wiederholt Verträge mit den Bewohnern dieser Gegenden abgeschlossen, aber was sind diesen treulosen Menschen Verträge, noch dazu mit Andersgläubigen! Ist ja unter anderm das bekannte Fräulein Tinné auch nur ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit geworden, indem sie ihr Unternehmen auf Grund eines Vertrags auszuführen beschloss, den die Franzosen mit den Tuarik abgeschlossen hatten. Wenn es also schon ungemein schwierig für Einzelreisende ist, das Tuat zu erreichen, um wie viel mehr Hindernisse werden sich einer Colonne von europäischen Ingenieuren, Soldaten u. s. w. entgegenstellen, welche beauftragt ist, die sorgfältigsten Terrainstudien und Vermessungen vorzunehmen, wie sie zur Anlage von Eisenbahnen nöthig sind! Es würde demnach die erste Bedingung

sein, dass die Franzosen sich vollständig zu Herren des südlichen Algerien und des Tuat machen; da aber, wie sich jetzt zeigt, die Araber in Algerien noch immer bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu revoltiren versuchen, wird es doch wol nöthig sein, bei derartigen Colonisationsarbeiten ganz anders vorzugehen als bisher. Aber selbst wenn es gelänge, das Tuat den französischen Besitzungen einzuverleiben, so genügte das doch keineswegs, um die Traversirung der Sahara zu einem nur einigermassen sichern Unternehmen zu machen. Von allen Seiten her drohen die Schwierigkeiten: im Westen hat man die fanatischen Araber und Berber des südlichen Marokko in den Oasengruppen von Figig und Tafilalet, und im Osten ist das unter türkischer Herrschaft stehende Fezzan mit bedeutenden Handelsplätzen, wo sich übrigens am ehesten noch ein für die Franzosen günstiges Arrangement treffen liesse. Im Süden aber ist das fast ganz unbekannte Gebirgsland Ahaggar, dessen Bewohner, fast ausschliesslich Tuarik, sich bisher am erfolgreichsten gegen europäische Eindringlinge gewehrt haben und die den französischen Unternehmungen den ernstesten Widerstand bereiten würden. Sind doch diese Leute die Anstifter und Mitschuldigen an dem so überaus bedauernswerthen Massacre der Expedition Flatters. Diese verschiedenen Gruppen der Tuarik, sowol der in der Sahara frei umherschweifenden, als auch der mehr oder weniger sesshaften, zu unterwerfen, dürfte den Franzosen allein wol schwerlich gelingen; eher würde so etwas den Türken möglich sein.

Man erkennt hieraus, dass die politischen Verhältnisse im nördlichen Afrika derart sind, dass das Project einer Transsaharien mindestens als verfrüht bezeichnet werden muss. Sollte es je den Franzosen oder irgendeiner andern europäischen Nation gelingen, jenes Völkergemisch im nördlichen oder nordwestlichen Afrika zu unterwerfen

oder sich zu Freunden zu machen, dann wäre in politischer Beziehung die Hauptfrage gelöst.

Als man in Paris nicht unbedeutende Summen zur Vornahme von Vorarbeiten für die Wüstenbahn von den Kammern verlangte und auch erhielt, war man doch wol nicht genügend orientirt über das Verhältniss der Franzosen zu der mohammedanischen Bevölkerung Nordafrikas, oder man griff die Idee mit einem unverständlichen Optimismus auf. Gerade von Frankreich sind ja zahlreiche Versuche gemacht worden, Timbuktu zu erreichen; so mancher tüchtige und für seine Sache begeisterte Forscher verlor sein Leben oder musste schweren Herzens umkehren, aber eben seine Eigenschaft als Franzose hat ihm gewiss mehr geschadet als genützt. Die Eingeborenen dieser Länder wissen recht gut, dass sie von den Franzosen in Bezug auf ihre Selbständigkeit am meisten zu fürchten haben. Man sollte sich in Frankreich wohl vor Augen halten, dass ein grosser Theil der Bevölkerung Nordafrikas noch bis heute den neuen Herren direct feindlich gesinnt ist und nur gezwungen das Joch trägt. Es ist das sehr zu bedauern, da es meiner Ansicht nach nur im Interesse der Civilisation ist, wenn die schönen unter der Herrschaft des Islam verwahrlosten Länder am Mittelmeer in die Hände einer europäischen Macht kommen. Hoffen wir, dass nach den zahlreichen Aufständen, Christenmassacres u. s. w. die Franzosen von jetzt an einen richtigern Weg einschlagen, um sich die arabische Bevölkerung zu Freunden, oder — wenn es schon nicht anders geht — dieselbe unschädlich zu machen.

Ebenso ungünstig als die politischen Verhältnisse scheinen mir die technischen Fragen für eine Transsaharien zu liegen.

Ist man jetzt auch im allgemeinen über die Terrainverhältnisse der Sahara besser informirt als noch vor einem Decennium, weiss man auch, dass die Sahara keine einför-

mige Tiefebene ist, sondern eine Hochebene mit äusserst mannichfaltiger Bodenbeschaffenheit, so werden doch specielle Terrainstudien nicht unbedeutende Schwierigkeiten für die Tracirung einer Bahn ergeben. Der Mangel an Wasser, oder richtiger die ungünstige Vertheilung desselben, die zahlreichen tiefeingeschnittenen Wads, vor allem aber die ausgedehnten Dünenregionen werden Hindernisse bilden, die endlich, bei dem heutigen Stand der Technik nicht absolut unüberwindbar, aber doch enorm schwierig zu beseitigen sind.

Sind auch im grossen und ganzen die grössern Dünencomplexe (Areg, Igidi) feststehend, so treten doch innerhalb dieser oft sehr langen und breiten Reihen von Sandbergen Veränderungen in der Configuration der Kämme und der Lage der einzelnen Berge zueinander ein, die einen festen Bahnkörper zu errichten kaum gestatten. Man müsste überall die lockern Sandanhäufungen vermeiden und nur den festen Untergrund zu benutzen suchen, ohne damit hindern zu können, dass die Sandmassen durch die Winde häufig ihre Lage, Grösse und Gestalt ändern. Die beiden Factoren Zeit und Geld würden vielleicht auch genügen, diese Dünenhindernisse zu beseitigen, aber es ist kaum zu bezweifeln, dass sich, wenn man wirklich ernsthaft an den Bau der Bahn gehen würde, noch zahlreiche, unberechenbare und uncontrolirbare Schwierigkeiten finden werden.

Sind also die politischen und technischen Verhältnisse für eine Wüstenbahn nicht besonders hoffnungsvoll, so scheint auch die ökonomische Frage nicht sehr ermunternd zu wirken. Von einer Verzinsung des enormen Anlagekapitals könnte wol auf Decennien hinaus keine Rede sein, ja wie jetzt die Handelsverhältnisse in der Sahara und in Timbuktu liegen, würden die jährlichen Erhaltungskosten der Bahn bei weitem nicht gedeckt werden. Wir haben bei Betrachtung der Handelsverhältnisse von Tim-

buktu gesehen, dass der Export im allgemeinen gering ist, und dass der Sklavenhandel eine Haupteinnahme bildet. Das, was jährlich an Gold, Elfenbein, Gummi und Straussfedern von Timbuktu aus exportirt wird, hat wol in einigen Eisenbahnzügen genügend Raum. Andererseits gilt es als Erfahrungssatz, dass sich da, wo Eisenbahnen gebaut werden, Handel und Verkehr, oft in bedeutenden Proportionen, heben. Sicherlich würde auch der Export bedeutend steigen, denn es gibt dort Naturproducte, die unverwerthet liegen müssen, weil sie den Kameltransport nicht lohnen (es mag nur an Felle erinnert werden), aber jedenfalls wird noch sehr viel Zeit vergehen, ehe hier eine Wendung zum Bessern eintritt.

Etwas günstiger als der Export gestalten sich die Verhältnisse für den Import von Waaren mittels einer Saharabahn. Nimmt man an (sehr optimistisch), dass jährlich 50000 Kamelladungen Waaren nach Timbuktu kommen, wovon man aber wol nur die Hälfte als von Norden, also in der Richtung der projectirten Eisenbahn kommend, rechnen kann, und jedes Kamel mit drei Centnern Ladung, so lässt sich berechnen, wie viel Eisenbahnzüge zum Transport dieser Waaren nöthig sind. Auf einen lebhaften Personenverkehr darf man wol kaum zählen, wie man ja endlich auch nicht die von dem Sudan kommenden und in die nordafrikanischen Länder gehenden Sklaven mittels Eisenbahn verfrachten kann.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung der Verhältnisse, dass, so unsicher und nebelhaft noch das ganze Project der Transsaharien ist, ebenso gesund und zukunftsreich die bereits begonnenen Eisenbahnen in Senegambien erscheinen. Unsere Ansichten über die genannten grossen Unternehmungen lassen sich in Folgendem zusammenfassen. Für die Saharabahn: 1) Die technischen Schwierigkeiten sind mit Hülfe von Zeit und Geld nicht unüberwindbar. 2) Von

einer Rentabilität der Bahn kann auf Decennien hinaus keine Rede sein. 3) Die politischen Verhältnisse Nordafrikas sind derart, dass gegenwärtig noch nicht einmal die alleroberflächlichsten Vorarbeiten für eine Eisenbahn durch die Wüste gemacht werden können.

Für die Sudanbahnen: 1) Die technischen Schwierigkeiten scheinen, abgesehen vom schlechten Klima, nicht bedeutend zu sein. 2) Der Verkehr der Küste mit dem Innern dürfte derart steigen, dass die übrigens nicht einmal so bedeutenden Herstellungskosten der Bahn durchaus nicht als verlorenes Kapital anzusehen wären. 3) Die politischen Verhältnisse für die Franzosen sind nicht ungünstig und würden vollkommen beruhigend sein, wenn es gelänge, den schädlichen Einfluss des Sultans von Segu und seiner Futaclique in irgendeiner Weise zu brechen.

ELFTES KAPITEL.

DIE EHEMALIGE BEWOHNBARKEIT DER SAHARA.

Natur der Sahara. — Hamada. — Es-Serir. — Dünen. — El-Eglab. — El-meraia. — El-Azauad. — Uebergangszone. — Alte Schriftsteller über Nordafrika. — Zahlreiche Flussthäler. — Grosse Säugethiere in Nordafrika. — De Bary's Krokodilteiche. — Kamel und Pferd. — Aegyptische Bauwerke. — Petroglyphen. — Steinzeit in Nordafrika. — Ursachen der Wüstenbildung. — Humboldt und Peschel. — Passatwinde. — Klimawechsel. — Wirkungen der Entwaldung. — Entstehung des Sandes. — Saharameer.

Obgleich durch die neuern Reisenden in Nordafrika zahlreiche Details über die wahre Natur der Sahara bekannt geworden sind, so begegnet man doch noch sehr häufig den ältern Anschauungen, wonach diese Wüste als eine ungeheuere, mit Sand bedeckte Tiefebene aufgefasst wird. Noch immer spricht man von dem sogenannten alten Saharameer und stellt sich vermuthlich vor, diese ganze ungeheuere Fläche sei ein trocken gelegter Meeresboden, obgleich man wohl weiss, dass, wenn ein Meer, oder ein Theil eines solchen, auf künstliche oder natürliche Weise trocken gelegt wird, ein ausschliesslich sandiges Terrain nicht hervorgebracht werden kann. Es ist in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, und ist auch aus den Höhenangaben auf den beigegebenen Itinerarien ersichtlich, dass die westliche Sahara nicht eine Tiefebene, sondern eine durchschnittlich mehr als 200 m über dem Spiegel des Mittelmeeres gelegene Hochebene ist; für die

übrigen Theile der Sahara ist vielfach dasselbe nachgewiesen. Auch die angebliche Einförmigkeit existirt nicht, wie man beim Verfolg meiner Reiseroute bemerkt haben wird. Hat man das gewaltige, sich von SW nach NO erstreckende Atlasgebirge überschritten, so gelangt man zunächst auf die Hamada, die Steinwüste, die sich in einer breiten Zone in westöstlicher Richtung ausdehnt. Der Südabhang des Atlas ist sehr steil und der Uebergang aus der Bergregion in die Hochebene ist ein sehr plötzlicher. Diese Hamada, die gegen 400 m Seehöhe hat, besteht aus einer flachen Ebene von vorherrschend dunkelblauem Kalkstein; die fast horizontalen Schichtflächen sind vegetations- und wasserlos, und nur da, wo eine kleine Partie Flugsand auftritt oder ein flaches trockenes Flussbett die spiegelglatte Fläche unterbricht, finden sich die niedrigen holzigen Kräuter, die den Kamelen zur Nahrung dienen. Die Gesteinsmassen der Sahara gehören zum grössten Theil der Kohlenkalkformation an, wie zahlreiche ausgewitterte Petrefacten — besonders Producten und Spiriferen, sowie Encriniden — beweisen. Stellenweise stösst der Wanderer auf eine von Arabern Es-Serir genannte Gegend, eine horizontale Ebene, die mit Millionen von kleinen, meist abgerollten Steinen bedeckt ist, und zwar sind dies verschiedene Quarzvarietäten: Kiesel, Achat, Jaspis, Hornstein u. s. w., sowie Brauneisensteinknollen. Diese Rollstücke, wie auch die die Ebene bedeckenden Petrefacten haben eine eigenthümliche gescheuerte Oberfläche, eine Wirkung der Reibung mit den vom Wind bewegten Quarzkörnchen des Wüstensandes.

Ein vier- bis fünftägiger Marsch über die Hamada bringt den Reisenden nach einer kleinen Oase, Tenduf, ein Städtchen, das erst einige zwanzig Jahre alt ist, aber bereits eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Hübsche Häuser, Gärten und Wasserreichthum machen die Oase zu einem angenehmen Rastort, besonders da auch die Bewohner, den

Kabylen Maribda und Tazzerkant angehörig, nicht bösartig sind. Von hier aus gehen jährlich mehrere grosse Karavanen nach Timbuktu; die Bewohner besitzen zahlreiche Kamele, die sie an Händler vermiethen oder für deren Rechnung Waaren nach dem Süden transportiren. Die eigentliche Hamada erstreckt sich nur noch wenig südlich von Tenduf und verliert sich dann in einer kolossalen Masse von Sanddünen, der Region Igidi (arabisch Areg). Diese Igidi besteht aus einer ganzen Reihe von langen Bergzügen mit Spitzen von einigen hundert Fuss Höhe, die aber nur aus feinem lockern Quarzsand zusammengesetzt sind. Man glaubt, von der Ferne gesehen, ausgedehnte Gebirge mit pittoresken Formen vor sich zu haben.

Die Sandgebirge streichen im allgemeinen SW—NO, steigen von NW aus langsam an und fallen steil nach der der herrschenden Windrichtung entgegengesetzten Seite ab. Die Passage für Karavanen ist beschwerlich, da die beladenen Thiere mehrere Fuss tief in den weichen reinen Sand einsinken; auch ist in diesen Aregregionen die Hitze sehr bedeutend, sodass diese Stellen zu den unangenehmsten Partien der Wüste gehören, um so mehr auch, als diese Hügelreihen ihre Contouren beständig ändern, oft selbst im ganzen ihren Platz wechseln, sodass die Führer häufig genug hier irren. Dagegen ist in dieser Aregregion nicht selten Wasser unter dem Sande und dem entsprechend eine wenn auch dürftige Vegetation. Selbst die Thierwelt ist hier vertreten, und kleine Heerden von Gazellen und Antilopen sieht man hin und wieder flüchtig vorbeijagen.

Nach Passirung dieser Dünenregion gelangt man wieder auf ein ebenes bald felsiges, bald sandiges Terrain, bis man nach wenigen Tagen die Landschaft El-Eglab erreicht, in der Berge und Bergzüge von Granit und einem porphyrischen Gestein erscheinen. Es treten diese an der südlichen Grenze der grossen paläozoischen Platte (Carbon und Devon) auf,

die die Nordhälfte der westlichen Sahara zusammensetzt; weiter im Süden traf ich nie wieder auf diese versteinerungsreichen Schichten.

Die Landschaft ändert sich nun häufig; bald passirt man eine sandige Ebene, bald eine steinige Partie; hin und wieder treten kleine Aregregionen auf; man überschreitet viele, verschieden grosse, ausgetrocknete Flussläufe, die alle ihre Richtung von Ost nach West haben, sodass der Charakter des Ganzen durchaus nicht so einförmig ist, wie man erwarten sollte.

Man gelangt dann in das breite Thal des Wad Teli und in die Nähe des Städtchens Taudeni, berühmt und wichtig wegen seiner ausgedehnten Steinsalzlager, die seit undenklicher Zeit ausgebeutet worden sind. Tausende von Kamelladungen Salz gehen von hier jährlich nach Timbuktu.

Die Gegend von Taudeni ist wichtig; während die Sahara bisher ein Plateau von 250—300 m Seehöhe bildete, senkt sich hier das Terrain bis auf 150 m, aber immer noch über dem Spiegel des Meeres, sodass von einer Depression in diesem Theile der Sahara nicht die Rede ist. Südwärts von Taudeni, von Wad Teli und Wad Dschuf an, steigt das Terrain wieder; es wechseln Stein- und Sandwüste mit kleinen Aregregionen, selbst kleine Hügelreihen aus Quarzit treten auf. Nach Ueberschreitung einer unfruchtbaren, mit Steinblöcken bedeckten Ebene, die El-Dschmia heisst, kommt man auf eine grosse, vollständig mit Halfa bewachsene Ebene, die den Namen El-meraia, der Spiegel, führt. Diese Landschaft erstreckt sich bis an die grosse Aregregion, welche kurz vor der Stadt Arauan beginnt, und noch eine Tagereise weit nach Süden reicht. Die Lage dieser Stadt ist eine trostlose. Inmitten einer riesigen Dünenregion gelegen, ist sie, obgleich sehr reich an Wasser, ohne die geringste Spur von Vegetation; denn die heissen Südwinde, die hier vorherrschen, lassen keine Gewächse

aufkommen, und die zahlreichen Kamele, die hier zusammentreffen, müssen meilenweit weggetrieben werden, bis sich Futterkräuter finden. Einen Tag südlich von Arauan beginnt dann der grosse Mimosenwald, El-Azauad, der sich noch weit über Timbuktu hinaus erstreckt. Dieser Mimosenwald, der auch weit nach Osten reicht, da andere Reisende südlich von Murzuq in gleicher Breite auch eines solchen Waldes erwähnen, bildet die Verbindung der thier- und pflanzenarmen Wüste mit dem tropischen Sudan. Je weiter man nach Süden kommt, um so mehr treten zwischen den einzelnen harzreichen Mimosen andere üppigere Pflanzen auf, die Thierwelt wird reicher, hin und wieder finden sich sogenannte Dayas, wasserhaltige Teiche, man stösst auf zahlreiche nomadisirende Araber mit grossen Heerden, bis man mit dem Orte Bassikunnu die erste feste Ansiedelung erreicht, die schon im tropischen Sudan liegt, wie das Auftreten von mächtigen Baobabbäumen, von kräftigen *Euphorbiaceen* u. s. w. sowie auch des Laterit, einer für das tropische Afrika charakteristischen eisenreichen Bodenart, beweist.

Haben wir also im Vorstehenden gesehen, dass die Sahara durchaus nicht eine grosse mit Sand bedeckte Tiefebene ist, sondern eine Hochebene mit sehr vielgestaltiger Terrainbeschaffenheit, mit zahlreichen alten Flussläufen und Bergen, mit Dünenregionen und Halfaflächen, mit Hamada und Sandwüste, kurz haben wir die Frage behandelt: was ist die Sahara, so kommen wir nun zur Discussion der Frage: was war die Sahara?

Es ist schon im Verlauf unserer Reiseschilderung wiederholt angedeutet worden, dass wir eine Menge von Zeugnissen historischer und physischer Natur dafür besitzen, dass die Sahara einst von einer ganz andern Beschaffenheit war, als sie sich uns heute darstellt, und dass der Zeitraum, innerhalb dessen eine so tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen ist, wahrscheinlich ein relativ sehr kurzer

ist. Diese Zeugnisse nehmen wir einmal aus den alten Schriftstellern, die über die nordafrikanischen Länder berichtet haben, andererseits aus der jetzigen physischen Beschaffenheit der Wüste, sowie aus dem Fehlen von Naturobjecten, die ehemals sicher hier vorhanden waren.

Zunächst muss die Thatsache hervorgehoben werden, dass die Wüste von zahlreichen Flussthälern durchzogen ist, von denen allerdings der bei weitem grösste Theil gegenwärtig wasserlos und versandet ist. Diese Wadis heben sich mit ihren Steilrändern überall sehr deutlich vom Terrain ab, sodass man deren Breite und Herkommen genau feststellen kann. Es sind ausschliesslich Flussbetten, die ihre Entstehung der Erosion der fliessenden Gewässer verdanken, sodass also die Sahara einst ein reichbewässertes Land gewesen sein muss. Die Entstehung dieser zahlreichen, oft breiten und tiefen Entwässerungskanäle ist zweifellos alt und hat vielleicht die Erosion begonnen zu einer Periode, die als gleichalterig mit der Diluvialzeit betrachtet werden kann; die vollständige Austrocknung und Versandung aber dieser Ströme, Flüsse und Bäche scheint noch nicht sehr alt zu sein und dürfte auch kaum auf mehr als einige Jahrtausende zurückzuführen sein.

Die Wadis selbst entspringen grösstentheils in den Gebirgs- und Hochplateauländern der centralen Sahara, von wo aus sich die Gewässer nach Norden und Nordosten zu ins Mittelmeer, nach Süden zu in den Nigir (und Tsadsee), und nach Westen zu in den Atlantischen Ocean ergossen; aber auch am linken Ufer des Nil sehen wir ausgetrocknete Wadis, sodass dieser gewaltige Strom, der sich durch die geringe Zahl seiner Nebenflüsse auszeichnet, deren früher von der Libyschen Wüste her gehabt haben muss.

Die Sahara ist noch viel zu wenig durchforscht, um den genauen Verlauf der zahlreichen Wadis auch nur annähernd zu kennen; aber die Existenz derselben ist zweifellos, und

nimmt man an, dass die verschiedenen breiten und tiefen Flusseinschnitte, welche ich bei meiner Durchquerung der westlichen Wüste von Norden nach Süden zu passirte, voll von Wasser sind, wie sie früher einmal gewesen sein müssen (denn es sind, wie erwähnt, ausschliesslich Erosionsthäler, die mit der geologischen Tektonik nichts zu thun haben), so würde sich wol die westliche Sahara als eine vegetations- und thierreiche Gegend darstellen, mit regelmässigen Niederschlägen, bewohnt von einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung. Und was für die westliche Sahara gilt, gilt auch für die übrigen Theile dieser ausgedehnten Wüste, die qualitativ überall dieselbe ist, und deren verschiedene Partien sich nur quantitiv insofern unterscheiden, als nach Osten zu der „Verwüstungsprocess" entschieden an Intensität zunimmt, sodass wir das Maximum von Sandmassen, Wassermangel und Verödung in der Libyschen Wüste haben, während nach Westen zu die Verhältnisse sich günstiger gestalten.

Aus alten Schriftstellern wissen wir, dass Nordafrika früher von grossen Säugethieren bewohnt war, die schon lange nicht mehr die Existenzbedingungen daselbst finden. Die Karthager benutzten afrikanische Elefanten zu Kriegszwecken, ein Beweis, einmal, dass der afrikanische Elefant zähmbar ist wie der indische, und dass im nördlichen Tunis damals ein grösserer Wasserreichthum und infolge dessen ein reicheres Pflanzenleben existirt haben muss. Ueberhaupt war ja im Alterthum die Südküste des Mittelländischen Meeres berühmt wegen der grossen Fruchtbarkeit des Bodens. Hippopotamus und Krokodile werden erwähnt als Bewohner der ins Mittelmeer mündenden Flüsse, sowie das Wad Draa, welch letzterer gewaltige Strom jetzt nur noch in seinem Oberlauf Wasser führt, während Mittel- und Unterlauf gegenwärtig breite lehmig-sandige Ebenen bilden, in denen Gerstenfelder angelegt sind; nur in besonders regen-

reichen Jahren erreicht ein schmaler Wasserstreifen den Atlantischen Ocean. Durch den leider zu früh verstorbenen De Bary wissen wir, dass heute noch inmitten der Sahara Teiche existiren, vielleicht Relicten alter Flüsse, die von Krokodilen bewohnt sind. Das alles deutet doch natürlich darauf hin, dass die jetzt versandeten Wadis ehemals reichlich mit Wasser gefüllt waren.

Das Kamel, jetzt unentbehrlich für die Passirung der Sahara, existirte zu Anfang der christlichen Zeitrechnung noch nicht in Nordafrika, sondern ist erst über Aegypten aus Asien eingeführt worden. Aber auch nach Aegypten scheint es erst sehr spät gekommen zu sein, da es nirgends auf ägyptischen Denkmälern abgebildet ist, und man gewiss ein so charakteristisches Thier nicht ausgelassen hätte, wo man alle andern Hausthiere benutzt hat. Und doch berichten die alten Schriftsteller, dass seit alter Zeit ein Verkehr der Bewohner des nördlichen Afrika mit den südlicher gelegenen Theilen stattgefunden habe, und dass die Garamanten mit Pferden Reisen und Kriegszüge unternommen haben. Freilich werden auch schon damals wasserarme Gegenden erwähnt. Heutzutage kann ein grösserer Trupp Pferde die Sahara nirgends passiren, man müsste denn für jedes Pferd mehrere Kamelladungen Wasser und Futter mitnehmen.

Die kolossalen Bauwerke der alten Aegypter, die jetzt inmitten der Wüste stehen, hat man sicherlich ursprünglich an einem Orte errichtet, der zugänglich war und an welchem Menschen bequem leben konnten, sodass wir annehmen müssen, auch das Nilthal sei einst viel breiter gewesen als jetzt. Zahlreiche und ausgedehnte Ruinen im südlichen, jetzt völlig „verwüsteten“ Algerien beweisen, dass daselbst ehemals eine blühende Cultur bestanden habe.

Wir müssen die erwähnten Umstände unbedingt mit als Beweise dafür auffassen, dass noch in historischer Zeit,

mögen es nun zwei- oder viertausend Jahre her sein, das ändert bei dem heutigen Standpunkt der Kenntniss von dem Alter des Menschengeschlechts nichts, gewisse Theile der Sahara wasserreich und bewohnbar gewesen sind und dass sich seit jener Zeit die Verhältnisse zu Ungunsten der in Rede stehenden Landstrecken geändert haben.

In vielen Theilen der Erde findet man sogenannte Petroglyphen, Zeichnungen und Abbildungen auf Steinen; besonders häufig sind dieselben in Südamerika, aber es gibt deren auch in Nord- und Südafrika. Unbarmherzig sind diese Petroglyphen von den meisten Reisenden als die Schrift eines uralten Volkes erklärt worden und die wildesten ethnographischen Hypothesen haben sich daraus gebildet. Jetzt weiss man, dass die Mehrzahl dieser Zeichnungen einen harmlosern Ursprung haben, dass die Mehrzahl derselben, wenigstens in Nordafrika, Spielereien von Hirtenbuben, manche vielleicht auch Wegweiser oder Erinnerungen irgendwelcher Art sind. Im südlichen Marokko, im sogenannten Anti-Atlasgebirge, fand ich solche Abbildungen auf Steinen, die mir als von Hirten herrührend bezeichnet wurden. Schon Mardochai ben Serur hat dieselben gesehen und davon Abbildungen an die pariser Geographische Gesellschaft geschickt. Werthvoll sind dieselben, da sie Figuren von Thieren zeigen, die jetzt nicht mehr in jenen Gegenden leben und leben können, wie Elefant, Krokodil, Giraffe. Auch diese Petroglyphen kann man mit benutzen unter den Zeugnissen für eine Veränderung der physischen Beschaffenheit der betreffenden Länder; die damaligen Bewohner mussten die Bekanntschaft von Thieren gemacht haben, die jetzt nicht mehr die Existenzbedingungen finden und welche vielleicht damals schon als Seltenheiten und Merkwürdigkeiten in dem Kalkfelsen des Atlasgebirges verewigt wurden.

Schliesslich, um noch weiter zurückzugreifen, muss auch

auf das Steinzeitalter aufmerksam gemacht werden. Afrika hat ebenso seine Steinzeit gehabt wie Europa, und die Funde in Aegypten, Algerien, an der Goldküste, der Somaliküste, bei Mozambique und vor allem im Caplande sind ganz unleugbare Beweise dafür. Neuerdings aber hat man selbst tief in der Wüste Werkzeuge aus der Steinzeit gefunden: Gerhard Rohlfs bei Kufara, und ich bei Taudeni, inmitten der westlichen Sahara. Die von mir gefundenen Werkzeuge bestehen aus hartem Grünstein, sind gut gearbeitet und geglättet und gleichen ganz denen, die man in Europa gefunden hat. Es ist nun ganz undenkbar, dass Leute, die noch nicht die Kenntniss der Metalle besassen, sondern sich mit Steinen behalfen, in einer Wüste gewohnt haben sollen, wo die Existenzbedingungen so ausserordentlich ungünstig sind; sie werden im Gegentheil in fruchtbaren, waldreichen Gebieten gelebt haben, aus denen die Sahara zweifellos einmal bestanden haben muss. Die Sahara würde sicherlich noch manchen Beitrag zur Urgeschichte der Menschheit liefern, wenn die Schwierigkeiten der Erforschung nicht zu grosse wären; ich meine damit nicht etwa die klimatischen, denn diese lassen sich bis zu einem gewissen Grade umgehen und ändern, sondern ich meine ausschliesslich die Bevölkerung, welche mehr aus Habsucht als aus religiösem Fanatismus das Eindringen und die intensivern Forschungen der Europäer unmöglich macht.

In den vorstehenden Zeilen ist ein Theil jener Umstände aufgeführt worden, die, meiner Ansicht nach, als Zeugnisse dafür dienen müssen, dass die Sahara früher bewohnbar und bewohnt gewesen ist und dass noch zu Anfang der christlichen Zeitrechnung einzelne Theile derselben günstigere Verhältnisse in Bezug auf Bewohnbarkeit zeigten, als dies heutzutage der Fall ist. Es fragt sich also nur, welches waren die Ursachen, die eine solche grossartige Veränderung in der physischen Beschaffenheit eines so

ausgedehnten Landstriches hervorgerufen haben? Wie ist die Trockenheit der Luft und die geringe Menge von Niederschlägen in der Sahara zu erklären?

Es ist bekannt, dass Humboldt zuerst darauf aufmerksam machte, dass die aus dem Innern Asiens kommenden Nordostpassate eine austrocknende Wirkung hervorbringen, und Peschel ergriff enthusiastisch diese Idee und wollte hieraus allein die „Verwüstung“ eines grossen Theils von Asien und Afrika erklären. Allein es muss vor allem berücksichtigt werden, dass in Nordafrika sehr selten Nordostwinde wehen. Fast alle Reisenden sprechen in der nördlichen Sahara nur von Nord- und Nordwestwinden, in der westlichen Sahara hatte ich bis weit nach Süden hin ausschliesslich angenehm kühlende Nordwestwinde und erst später traten die heissen Südwinde auf. Auch meine Begleiter, von denen einige schon oft die Reise nach Arauan und Timbuktu unternommen hatten, und zwar zu den verschiedensten Jahreszeiten, haben stets Nordwestwinde, also vom Atlantischen Ocean herkommende Luftströmungen gehabt. Man kann also die Passatwinde allein unmöglich als die Schöpfer der Wüstenregionen bezeichnen, wenn auch in gewissen Theilen ihr Einfluss nicht geleugnet werden soll.

Man hört oft das Wort Klimawechsel. Allein es ist wol schwer zu sagen, was man darunter versteht und wie derselbe hervorgebracht werden soll. Es ist damit gar nichts erklärt, um so weniger, als man dieses Wort nur auf Vorgänge anwenden sollte, die sich innerhalb geologischer Zeiträume abspielen, nicht aber bei Erscheinungen, die auf einige Jahrtausende zurückzuführen sind. Eine kosmische Ursache anzuführen bleibt immer mislich, und statt weithergeholter Hypothesen sollte man versuchen, die Erscheinungen auf die möglichst einfache Weise zu erklären.

Austrocknende Winde mögen bei dem Verwüstungsprocess eines grossen Theils von Afrika mit eine Rolle ge-

spielt haben, aber ich möchte hier, bei Besprechung der Frage, wie die Sahara entstanden ist, auf einige Umstände aufmerksam machen, die vielleicht manches auf sehr einfache Weise erklären.

Wie früher erwähnt, entspringen aus den Gebirgs- und Tafelländern der centralen Sahara zahlreiche und grosse Flüsse, die, zwar jetzt ausgetrocknet, nach den verschiedensten Richtungen hin verlaufen. Es ist hier also das Quellgebiet von einer Menge von Strömen. Es ist nun ganz undenkbar, dass ein Terrain, von dem so viele Flüsse entspringen, nicht eine reiche und üppige Vegetation besessen haben müsse. Wir müssen annehmen, dass diese Gebirge der centralen Sahara einst reich bewaldet oder wenigstens mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt gewesen sind; ohne diese können wir uns einen regelmässigen Kreislauf des Wassers, wie er nun einmal auf der ganzen Erde existirt und existirt hat, nicht denken. Es müssen sogar sehr starke Niederschläge in jener Quellenregion gewesen sein, denn die Flüsse haben tiefe und breite Betten ausgehöhlt, brauchten also bedeutende Wassermassen; diese finden sich aber einmal nur in waldreichen Gegenden, und tragen andererseits, bei ihrem langen Lauf, selbst wieder zur Erzeugung von Pflanzenwuchs in den durchströmten Landstrichen bei.

Wir kennen freilich die centrale Gebirgsregion der Sahara nur wenig; aber so viel wissen wir, dass eine reiche und üppige Vegetation heutzutage daselbst nicht existirt, dass zwar noch kleine wasserführende Bäche existiren, aber die grössern Wadi doch ausgetrocknet und versandet sind. Die Vegetation der Gebirge ist nun im Lauf der Jahrtausende verschwunden, vielleicht theilweise durch künstliche Entwaldung. Die Folge wird sein: zunächst eine grössere Unregelmässigkeit in dem Kreislauf des Wassers, ein Nachlassen der Niederschläge, eine Entfernung der Humusschicht,

eine intensivere Zersetzung des Gesteins, eine Abnahme der Wassermenge in den Flüssen, welch letztere endlich das Stadium erreicht hat, wie wir es jetzt vor uns haben. Die grossen Massen Sand (zersetzter Sandstein und Quarzit) wurden nicht mehr dem Meere zugeführt, da das Wasserquantum nicht genügend war, sondern blieben im Flussbett, bis endlich der Wasserzufluss so abnahm, dass nun die meisten Flüsse als trockene Wadis erscheinen. Uebrigens findet man heute noch unter dem Sand in diesen Wadis gar nicht so selten etwas Wasser, und die früher erwähnten Krokodilteiche in der Sahara sind vermuthlich nichts weiter als etwas tiefere Reste eines ehemaligen grossen Flusses.

Was Entwaldungen hervorzubringen vermögen, sehen wir an vielen Orten: in Algerien, Spanien, Istrien u. s. w., und ich kann mir sehr gut vorstellen, dass eine lange Zeit andauernde (künstliche oder natürliche) Entwaldung in den Quellgebieten der Gebirgsländer in der centralen Sahara wol eine grossartige Veränderung in der physischen Beschaffenheit des Landes hervorbringen kann. Es dürfte also wol diese Entwaldung bei Discussion der Frage über Entstehung der Wüsten nicht ausser Acht gelassen werden.

Man spricht immer von einem alten Saharameer. Wenn man dabei das Wort „alt“ in geologischer Bedeutung anwendet, so hat man ja recht; es hat zur Carbon- und Devon-, zur Kreide- und wahrscheinlich auch Tertiärzeit stellenweise Meere gegeben, aber die heutige Sandbedeckung eines grossen Theiles der Wüste hat mit einem alten Meeresboden nichts zu thun. Es ist dies einfach ein durch Atmosphärilien zerstörtes Sandstein- oder Quarzitgebirge. Der Sand selbst ist in grossen Mengen in den Flussthälern angehäuft oder auch durch die herrschenden Winde zu Dünenbergen zusammengeweht. Es ist jedenfalls unstatthaft, in den Sandflächen einen alten Meeresboden zu sehen; der

Sand stammt vielmehr aus den Flussbetten, aus denen er herausgeweht und weithin zerstreut wird.

Die Mehrzahl der westafrikanischen, südlich von der Sahara noch jetzt ins Meer mündenden Flüsse führt sehr bedeutende Mengen Sand; geradezu auffallend beobachtete ich das beim Ogowe, bei dem in der Trockenheit ausserordentlich lange, mehrere Meter hohe Sandbänke aus dem Wasser hervorragten. Ebenso sind die Mündungen dieser Flüsse sehr sandig, z. B. Ogowe und Congo, sodass nur schmale Wasserstrassen zwischen den mächtigen Sandmassen an der Mündung für Schiffe freibleiben. Die Ursache liegt darin, dass alle diese Flüsse den sehr quarzitreichen Rand des westafrikanischen Schiefergebirges durchbrechen müssen, meist in senkrechter Richtung, sodass gleichzeitig Terrassen, Wasserfälle und Stromschnellen entstehen, die Quarzitbrocken aber werden in langem Laufe zu Sandkörnern abgerollt und kommen als solche endlich in ungeheuerer Menge bis an den Atlantischen Ocean.

Würden beispielsweise auf irgendwelche Weise die riesigen Wälder im Quellgebiet des Ogowe und seiner Nebenflüsse zerstört, so kann ich mir recht wohl vorstellen, dass, die nöthige Zeit und Intensität vorausgesetzt, in den Ländern zwischen Aequator und Congo ähnliche Verhältnisse geschaffen werden könnten, wie wir sie sowol in der nördlich gelegenen Sahara als auch im Süden in der Kalahariwüste haben.

Neuerdings ist man, besonders von seiten der Franzosen, bestrebt, die Wüste nutzbar zu machen, und die Erbohrung zahlreicher artesischer Brunnen in Algerien ist jedenfalls der richtigste Weg, um der verarmten arabischen Bevölkerung neue Strecken Culturlandes zu gewinnen. Jedenfalls halten wir eine solche stille, aber stetig fortschreitende Culturarbeit für wichtiger und werthvoller als die noch immer nicht aus der Welt geschaffte Idee, einen Theil der Schotts

in Algerien unter Wasser zu setzen. Wir geben, vorausgesetzt, dass die Messungen richtig sind, natürlich zu, dass technisch es möglich ist, vom Mittelmeer einen Kanal in die Schotts zu graben, können aber nicht die Ueberzeugung gewinnen, dass der Nutzen im richtigen Verhältniss zu dem Verbrauch von Mitteln steht, wobei wir die Befürchtung, dass man einen grossen salzigen Sumpf schaffen wird, der das Klima verschlechtert, an dieser Stelle gar nicht weiter berücksichtigen wollen.

Das andere grosse französische Wüstenproject, die Transsaharien, haben wir an anderer Stelle besprochen.

ZWÖLFTES KAPITEL.

SCHLUSSBETRACHTUNGEN.

Die Entdeckung neuer und die Erforschung früher schon bekannter Landstriche in Afrika geht heutzutage ausserordentlich schnell vor sich und Angehörige aller civilisirten Nationen nehmen daran theil. Die Ursachen, warum dies bisher so langsam geschah, liegen in den Schwierigkeiten einmal des Landes selbst und in der Wildheit seiner Bewohner. Vor allem das fast überall verderbliche Klima, der Mangel an schiffbaren Strömen, an Verkehrswegen überhaupt, die dichte Bewaldung der Flussthäler, die breite Zone der schwer passirbaren Sahara, welche die milden Gebiete des mediterranen Afrika von dem tropischen Theile des Continents trennt, das alles war den Bestrebungen ebenso hinderlich wie die wilde, einem wüsten Fetischismus ergebene einheimische schwarze Bevölkerung. Aber Aehnliches finden wir auch in andern Theilen der Erde. Die Wüsteneien Innerasiens und Australiens sind ebenso schwierig zu passiren wie die Sahara; die Anthropophagen von Neuguinea sind viel gefährlicher als die Njam-Njam in den Ländern am obern Nil und die Fan am Ogowe, und die dortigen klimatischen Verhältnisse wie auch auf den Sunda-Inseln sind ebenso mörderisch wie die Ost- und Westküste Afrikas. Es kommt nun in Afrika noch ein anderer Umstand hinzu, der schwer in die Wagschale fällt, das ist der

Islam. Jeder christliche Reisende in der Nordhälfte des Continents hat neben dem Kampfe mit Klima und räuberischer Bevölkerung auch noch den Kampf mit dem Islam aufzunehmen, und hieran sind eben mehr Forscher gescheitert als an andern ungünstigen Verhältnissen der zu bereisenden Länder. Es ist leicht begreiflich, dass ein Reisender, der wegen seiner Eigenschaft als Christ von den Tuarik todtgeschlagen worden ist, eine allgemeinere Theilnahme erregt, als ein anderer, der dem Tropenfieber erlag, und da die Zahl derer, die dem mohammedanischen Fanatismus zum Opfer fielen, gar nicht so unbedeutend ist, so begleiten den in mohammedanische Länder ziehenden Forscher neben den allgemein menschlichen Sympathien noch speciell diejenigen des Christen.

Zwar zeigen fast alle Religionen das Bestreben, die weltherrschende zu werden, und nur die Mittel dazu sind verschieden, aber keine hat sich dieser Aufgabe in rücksichtsloserer Weise zu entledigen gesucht als der Islam. Es ist die einzig privilegirte Religion von Gottes Gnaden und darf keine andere als ebenbürtig anerkennen; wo aber der Islam unter der Bevölkerung Eingang findet, soll eben auch gleichzeitig das Land in den Besitz der streitbaren Missionare übergehen. Der Islam verlangt die Weltherrschaft und war zweimal nahe daran, etwas Derartiges zu erreichen: einmal im 8. Jahrhundert und dann im 16. Er wurde über die Pyrenäen und die Donau zurückgedrängt, und gegenwärtig, wol schon seit Anfang dieses Jahrhunderts, führt er in Europa wenigstens nur eine klägliche Scheinexistenz. Wol breiten sich die Bekenner Mohammed's in Afrika und Indien gewaltig aus, aber die rohen Negerstämme Innerafrikas, die mühselig ihr Allah Kebir plappern können, werden wol nie so gewaltige Allahstreiter werden wie die Araber und Türken. Für Europa kann also der Islam nie wieder eine Gefahr werden; die Drohung der Entfaltung

der „grünen Fahne des Propheten“ und die „Erklärung des heiligen Krieges“ hat ihre Bedeutung verloren, und höchstens in Asien oder Afrika könnte damit eine vorübergehende Hemmung in der allgemeinen Entwickelung eintreten.

Der Islam hat scheinbar etwas Imposantes, wenn er in seiner ganzen Grösse und Reinheit dasteht, aber sowie er sich nur zu irgendeiner Concession gegenüber der modernen europäischen Cultur hergibt, wird er zur lächerlichen Caricatur. Derselbe muss sich principiell völlig ablehnend gegenüber dieser Cultur verhalten, er will und darf dieselbe nicht acceptiren, und von diesem Gesichtspunkte aus verschliessen sich die Mohammedaner — mögen es Araber oder Türken, Berber oder Neger sein — dem Eindringen abendländischer Emissare. Die echten Gläubigen fühlen, dass, sowie das Volk sich mit europäischen Anschauungen vertrauter macht, das Reich des Islam zu Ende ist; ein so starres, conservatives, jeden Fortschritt absolut ausschliessendes Religionssystem kann nur bestehen, wenn es völlig intact gelassen wird, und für den frommen Moslim darf es nichts weiter auf Erden geben als el Qurân und dessen Ausleger. Die Folge ist also in Afrika und einem Theile Asiens die religiöse Unduldsamkeit, die dann beim gemeinen Volk oft in der rohesten Weise zum Ausdruck kommt und unter der die europäischen Pioniere der Wissenschaft in erster Linie zu leiden haben. Mit diesem Fanatismus paart sich eine im Charakter aller Morgenländer liegende unbegrenzte Habgier, die gemeiniglich noch grösser ist als die religiöse Unduldsamkeit, und der die Religion oft genug nur als Vorwand für systematisch ausgeführte Räubereien, Mord und Todtschlag dienen muss.

Die zahlreichen Europäer, die jetzt als Touristen den sogenannten Orient besuchen, bringen vielfach eine falsche Meinung vom Islam und den Mohammedanern mit. Sie

reisen unter dem Schutze Europas und sehen nur das dem Neuling sicherlich Interessante des mohammedanischen Lebens; ihnen imponiren die ruhigen, würdigen Gestalten der Araber und Türken, die gläubig auf den Ruf des Muezzin zur Moschee schreiten, um sich vor Allah in den Staub zu werfen. Dabei wissen sie nicht, dass in diesen Gebeten zur Vertilgung der Ungläubigen aufgefordert wird, und dass den Gläubigen, der sich besonders im Kampfe für die einzige und heilige Religion Mohammed's ausgezeichnet hat, unaussprechliche Freuden dereinst erwarten. Harren doch seiner im Paradies in blumenreichen Gärten an kühlenden Quellen mit köstlichem Wasser die ewig jungfräulichen Huris, mit keusch niedergesenkten Blicken, schön wie Rubinen und Perlen, schlank und mit grossen schwarzen Augen!

Aber diese Vorliebe für die Mohammedaner haben nicht blos die flüchtig durchreisenden Touristen, auch zahlreiche Geschäftsleute erklären, viel lieber mit Türken und Arabern verkehren zu wollen als mit den im Orient ansässigen Christen. Es kann wol nicht geleugnet werden, dass diese letztern infolge des jahrhundertelangen Druckes jenes Gefühl für Rechtlichkeit verloren haben, das als Basis eines gesunden Handels angesehen werden muss. Angesichts der Miswirthschaft und Brutalität, mit der die Osmanen in dem Südosten Europas geherrscht und die christlichen Bewohner unterdrückt haben, ergab sich als Reaction eine aufs Höchste getriebene Schlauheit und Geriebenheit zum Schutz von Hab und Gut, und so etwas verliert sich erst in Generationen wieder, wenn das Gefühl der Sicherheit wieder zur Oberhand gekommen ist.

Der Islam erzieht seine Bekenner direct zur Heuchelei und Lüge gegenüber dem Ungläubigen, und jeder, der längere Zeit mit Mohammedanern zu thun gehabt hat, wird sich gewiss bitter beklagen über die Lügenhaftigkeit

und Treulosigkeit derselben; die wenigen Ausnahmen beweisen eben nur die Regel.

Dass es kein zu scharfes Urtheil ist, wenn man den Mohammedanern Raubsucht und religiöse Unduldsamkeit vorwirft, dafür gibt es Belege genug. Man sehe nur einmal die Liste der Opfer an, die in den letzten fünf oder sechs Decennien, seit Beginn der modernen Afrikaforschung, der Habgier und dem Fanatismus der Mohammedaner in Nordafrika erlegen sind: der englische Major Gordon Laing ermordet im Jahre 1826 zwischen Timbuktu und Arauan; der Engländer Davidson ermordet im Jahre 1836 zwischen Tenduf und El-Arib; die Ermordung Vogel's und später von Beurmann's an den Grenzen von Wadai; die Holländerin Fräulein Tinné ermordet im Jahre 1869 im Wad Aberdschudsch zwischen Murzuq und Rhat; die französischen Reisenden Dorneaux-Duperré und Joubert im Jahre 1872 ermordet vier Tagereisen südöstlich von Rhadames; Bouchart, Paulmier und Ménoret 1875 ermordet in Metlili, auf dem Wege zum Tuat; die beiden eingeborenen Führer des Reisenden Largeau 1876 ermordet auf dem Wege nach Rhat; die Ermordung des österreichischen Malers Ladein im Jahre 1880 in Marokko; die Verbrennung eines Juden in Fâs, der Hauptstadt Marokkos, während meiner Anwesenheit daselbst im Januar desselben Jahres; der Ueberfall der Gallieni'schen Expedition nach Segu seitens mohammedanischer Bambaraneger im Jahre 1881; das furchtbare Gemetzel unter den Mitgliedern der Expedition Flatters 1881, die Ermordung dreier algerianischer Missionare, des P. Richard und seiner Begleiter bei Rhadames im December 1881; Charles Soller ermordet 1881 am Schott Debaia im Wad Draa; die Vernichtung der italienischen Expedition Giulietti auf dem Wege von der Assab-Bai nach dem Qalima; die Ermordung des österreichischen Reisenden Dr. Langer durch Araber (auf asiatischer Seite);

ferner die Gefangenschaft Barth's in Timbuktu und die Gefangenschaft Nachtigal's bei den Tubu; die lebensgefährliche Verwundung von Gerhard Rohlfs im Jahre 1864; die Plünderung der Rohlfs'schen Expedition nach Kufrah 1879 durch Leute der Sekte Es-Senusi; die Plünderung Soleillet's auf dem Wege vom Senegal nach Adrar 1879; sowie der Angriff auf mich und meine Begleitung durch die Wad-el-Alûsch bei Timbuktu, die geplante Massakrirung meiner Expedition durch Sidi Husseïn in Ilerh und der Angriff des Pöbels auf mein Haus in Tarudant im Jahre 1880. Die Aufstände in den letzten Jahren in Algerien, Tunis und Aegypten sind reich an Greuelthaten gegen Andersgläubige. Die Ermordung von Hunderten friedlicher spanischer Colonisten durch die Horden Bu-Amema's in Algerien und das Massacre von Alexandria zeigen, dass eine Kafirhetze, wie sie seinerzeit in Syrien stattfand, durchaus kein unmögliches Ereigniss heutzutage noch ist. Die Art und Weise, wie im vorigen Jahre der hochgelehrte Professor Palmer und seine Begleiter Charrington und Kapitän Gill auf der Sinai-Halbinsel ermordet wurden, zeugt von einer bestialischen Grausamkeit der dortigen Araberhorden. Und auf was anderes lässt sich der neueste Aufstand des Mahdi, des falschen Propheten, im ägyptischen Sudan zurückführen als auf einen neuen Versuch des Islam, sich der modernen Cultur und damit seines Zusammensturzes zu erwehren? Es wäre ein grosses Unglück für Aegypten, das bereits sehr viel von der Cultur des Westens acceptirt hat, wenn dieser Aufstand grössere Dimensionen annehmen und nicht bald unterdrückt werden sollte; denn unter der Fahne des Mahdi vereinigen sich alle reactionären Elemente, die ihre Hoffnungen auf die alexandriner Affaire gesetzt hatten und durch das ebenso schnelle wie energische Einschreiten der Engländer enttäuscht worden sind. In den Ländern am obern Nil steckt schon ein gutes Stück Culturarbeit,

und es wäre traurig, wenn ein fanatischer, beutegieriger Narr oder Betrüger das alles wieder zerstören sollte, was durch die aufreibende Thätigkeit der christlichen Reisenden, Missionare und Verwaltungsbeamten, worunter Deutsche und Oesterreicher einen hervorragenden Antheil nehmen, im Laufe der letzten Decennien geschaffen worden ist.

Es ist durchaus keine vollständige Liste der Opfer mohammedanischer Habgier und Unduldsamkeit, die wir gegeben haben, es ist aber auch für die nächste Zukunft noch keine Aussicht auf Besserung der Verhältnisse; das beweist wol am besten der Umstand, dass es heute noch einem gewöhnlichen Handwerksmann gelingen kann, innerhalb kurzer Zeit sich den Nimbus eines Propheten zu verschaffen und ein Heer um sich zu vereinigen, womit der Mahdi Darfur und Kordofan, zwei grosse Provinzen Aegyptens, erobern konnte. Bei all den aufgeführten Fällen, bis herab zu den jüngsten Erpressungen des Mahdi zeigt sich die Thatsache, dass Habsucht und Geldgier eine mindestens ebenso grosse Rolle gespielt haben wie die religiösen Motive; ja in den meisten Fällen war Plünderung der Hauptzweck und der Islam wurde nur als Vorwand benutzt. Der falsche Prophet des Sudan, der sein Unternehmen gern als einen Religionskrieg ausgeben möchte, hat seine Eroberung von Obeid, der reichen Hauptstadt von Kordofan, in einer Weise ausgenutzt, wie es nur Banden von Wegelagerern und Räubern zu thun pflegen; es scheint auch, dass seine Habsucht seinen Fall eher hervorbringen wird als die Siege der ägyptischen Truppen, indem unter seinen Anhängern Unzufriedenheit wegen Vertheilung der reichen Beute herrschen soll.

Es gibt gewiss Leute genug, die das Vorgehen der Europäer gegenüber den eingeborenen oder eingewanderten Völkern anderer Erdtheile für ein Unrecht erklären. Man solle die Naturvölker in ihrer idyllischen Unschuld lassen und

sie nicht mit den Bedürfnissen unsers Culturlebens bekannt machen, vor allem aber solle man ihnen nicht ihr Land wegnehmen. Die stets ruhig und gleichmässig fortschreitende Cultur kümmert sich um solch sentimentale Politik nicht; wer sich den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts zu widersetzen versucht, muss unterliegen, und in einem solchen Falle sind die mohammedanischen Staaten der Mittelmeerländer. Das civilisirte Europa kann unmöglich gleichgültig zusehen, wie diese so gesegneten Erdstriche, in denen schon vor Jahrtausenden sich eine so wunderbare Cultur entwickelt hat, unter dem theokratischen Régime des Islam zu Grunde gehen. Es ist unverständlich, dass dort noch ein Staat existirt, welchem bis tief in unser Jahrhundert hinein die europäischen Grossmächte Tribut zahlten (Marokko), und in welchem noch heute die Vertreter fremder Nationen nicht in der Residenz des Herrschers wohnen, sondern in einem entfernten Küstenorte; ein Land, welches sich überhaupt fester abgeschlossen hat gegen alle fremdländischen Einflüsse als China oder Korea. Unser Zeitalter wird sicherlich den Zusammenbruch all dieser verrotteten Verhältnisse an der Mittelmeerküste Afrikas erleben, und glücklich die Nationen, die zur rechten Zeit sich einen grossen Einfluss in diesen werthvollen Ländern zu verschaffen wissen. England und Frankreich haben, wie es scheint, in erster Linie die schöne und hohe Aufgabe, in einem der gesegnetsten Landstriche der Erde unsere moderne Cultur einzuführen; Italien und Spanien geben sich neuerdings auch Mühe, hierbei zur Geltung zu kommen. Ersteres glaubt ein Anrecht auf Tripolitanien zu haben, sucht aber vorläufig in Abessinien und den Gestaden des Rothen Meeres sich festzusetzen, und Spanien hat ein scharfes Auge auf Marokko; nur die Eifersucht zwischen Frankreich, England und Spanien hält die Selbständigkeit dieses Sultanats bisjetzt aufrecht.

Wir müssen nochmals die überaus culturfeindliche Tendenz des Islam hervorheben, und sehen hierin mit einen Hauptgrund, warum unsere Kenntniss eines grossen Theiles des afrikanischen Continents so ausserordentlich lückenhaft ist. Wie die Verhältnisse heute liegen, repräsentiren die christlichen Mächte Cultur und Fortschritt, der Islam aber ist identisch mit Stillstand und Barbarei. Erst wenn es gelungen sein wird, den schädlichen Einfluss des Islam zu brechen, wird die Arbeit des wissenschaftlichen Forschers nicht mehr von jenen zahlreichen unberechenbaren Zufällen und Gefahren begleitet sein, woran heute noch die stärkste Begeisterung und die vollste Hingabe an die übernommene Aufgabe oft genug scheitern.

Wenn es mir trotz dieser unleugbaren ungünstigen Verhältnisse gelungen ist, das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen, so kamen mir dabei verschiedene Umstände zugute. Ich will keinen besondern Werth auf den Umstand legen, dass ich mich als Mohammedaner und türkischer Arzt ausgab; es galt ja nur, die grosse Menge zu täuschen, der intelligentere Theil der Bevölkerung musste bald merken, dass ich Europäer und Christ bin. Von wesentlichem Nutzen war mir zweifellos mein Begleiter Hadsch Ali Butaleb, der es verstanden hatte, sich den Nimbus eines grossen Scherifs zu verschaffen, und dessen Verwandtschaft mit dem verstorbenen Emir Abd-el-Kader sowie seine grössere Weltkenntniss nur dazu beigetragen haben, dass wir Gefahren entgingen, an denen so mancher meiner Vorgänger gescheitert war. Ein anderer Umstand kam mir zweifellos auch noch zu statten. Die Bewohner Nordafrikas kennen recht wohl die Expansionsbestrebungen der Franzosen und die Annectirungslust der Engländer, und die Thatsache, dass ich keiner dieser Nationen angehörte, was ja gleichfalls bald bekannt wurde, hat sicherlich mitbestimmend gewirkt bei der Aufnahme, die ich bei den verschiedenen massgebenden

Persönlichkeiten fand. Man legte meiner Reise weniger politische Bedeutung bei, als es sonst bei Europäern zu geschehen pflegt, sondern betrachtete mich vielfach als einen harmlosen, neugierigen Reisenden. Sicherlich förderlich für meine Zwecke war auch die Einfachheit des Auftretens, zu der ich infolge des Mangels an Mitteln gezwungen war[1], und schliesslich gehört ein möglichst wenig prätensiöses Benehmen seitens des Reisenden gegenüber den Eingeborenen sicherlich mit dazu, um sich einen Erfolg zu sichern. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, noch weniger natürlich gesucht, von den Waffen Gebrauch zu machen, wenn auch manchmal ein „Kelb-el-Kafiru“ (ungläubiger Hund) vernehmbar war. Man muss das eben über sich ergehen lassen, und sicherlich falsch wäre es, in so einem Falle gleich zum Revolver zu greifen.

Vielleicht hat nun doch meine Reise dazu beigetragen, den Weg nach Timbuktu, besonders vom Senegal aus, zu erleichtern und so die Lücken auszufüllen, welche noch zahlreich über die Verhältnisse jener Ländergebiete existiren.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, dass die zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen immer seltener werden und dass fast jede der neuern Unternehmungen einen politischen oder praktischen Hintergrund hat. Die Reisen der Deutschen bewahren noch am meisten den wissenschaftlichen Charakter, während die Fxpeditionen der Franzosen, Engländer und neuerdings auch die der Italiener und Spanier vorherrschend politischer Natur sind. Es ist eigentlich vollständig überflüssig, zu erwähnen, dass

---

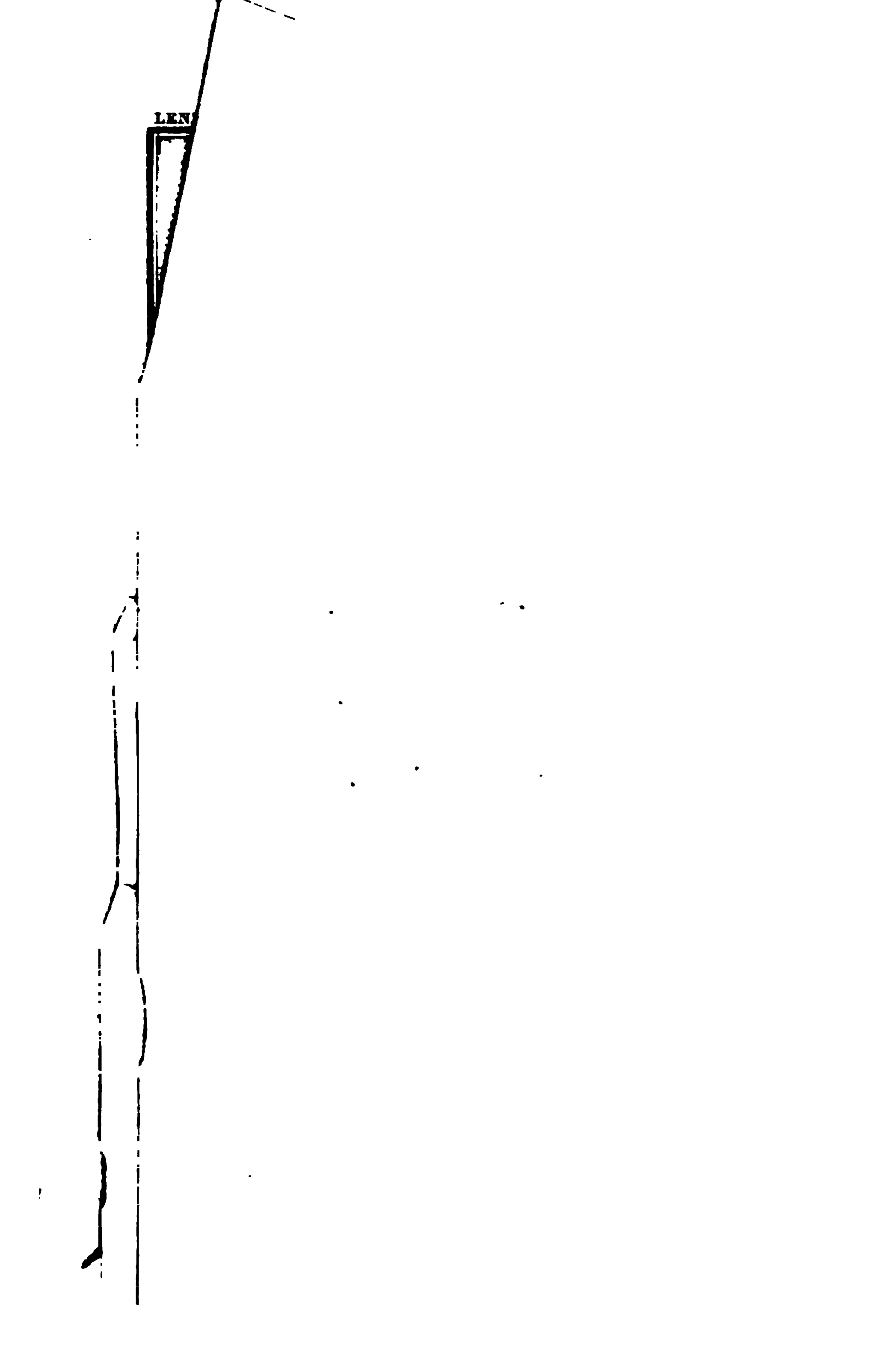
[1] Die ganze Reise hat alles in allem allerdings gegen 25000 Mark gekostet. Darin ist aber mit eingerechnet die von Europa mitgenommene Ausrüstung, die Bezahlung der bedeutenden Honorare an Hadsch Ali und Benitez sowie an die verschiedenen Diener (zusammen gegen 10000 Frs. betragend), der lange Aufenthalt in Saint-Louis, die theuere Ueberfahrt nach Bordeaux und die Reise mit drei Begleitern durch Spanien nach Tanger, dem Ausgangspunkte der Reise.

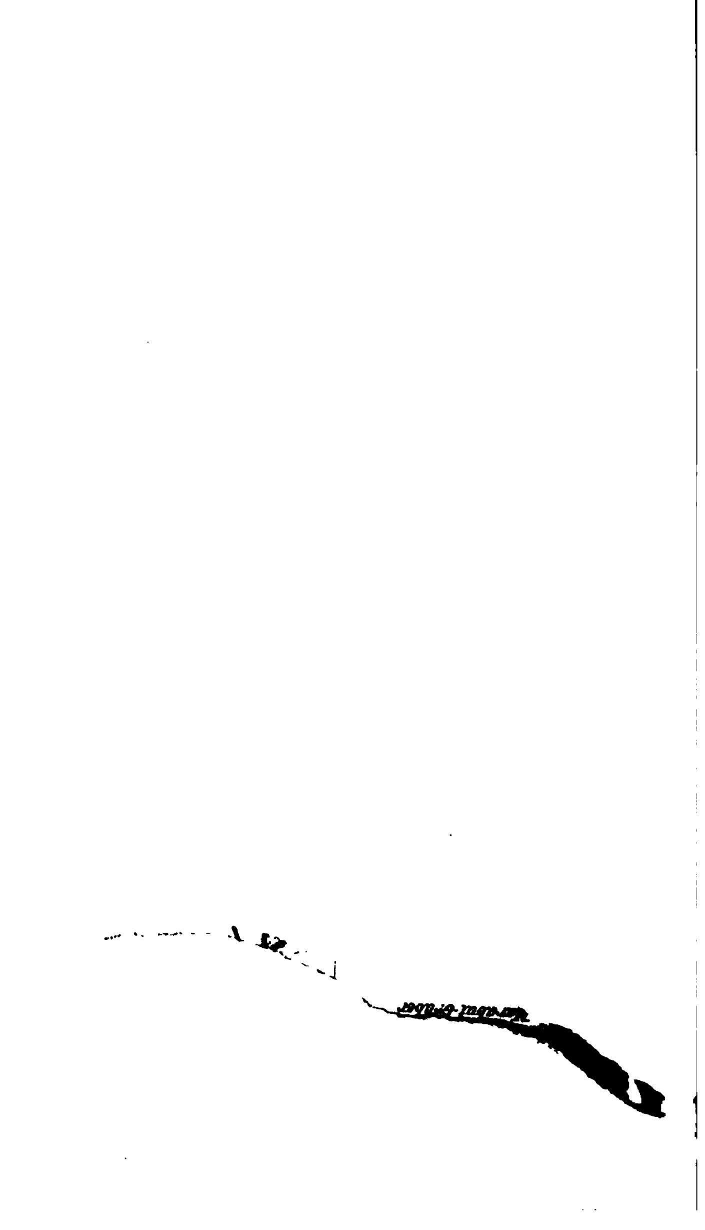
meine Reise einen ausschliesslich wissenschaftlichen Zweck hatte, wenn nicht bald nach meiner Rückkehr in Frankreich Stimmen laut geworden, die mich, sogar in Zeitungen, als einen *éclaireur d'une grande armée prussienne* bezeichneten, das Eintreffen deutscher Soldaten in Algier signalisirten und mich sogar in Zusammenhang brachten mit den letzten Aufständen in dieser französischen Colonie! Auch mein Begleiter Hadsch Ali hat es sich nicht versagen können, vor der Geographischen Gesellschaft in Konstantine darauf hinzuweisen, wie mein ganzes Bestreben darauf gerichtet gewesen sei, mich über die militärischen Verhältnisse in den durchzogenen Ländern zu informiren, und den französischen Chauvinisten war diese lächerliche Aussage genügend, um wieder auf die Gefährlichkeit meines Unternehmens für Frankreich aufmerksam zu machen!

In directem Gegensatz hierzu steht die überaus liebenswürdige Aufnahme, die ich überall bei den Franzosen, in Senegambien sowol als im Mutterlande, bei meiner Rückkehr fand, und ich kann wol sicher annehmen, dass bei dem intelligenten und vorurtheilsfreien Theile dieses mir sonst so sympathischen Volks das Ungereimte der Anschuldigungen erkannt worden ist.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





DR. OSKAR LENZ.

TIMBUKTU.

Sect. 2.

Von Wad-um errebia nach Ulad Errumla.

32

31

Seksaua

KABYLE MZUDI

Djebel Tissa

Argana

Dara Sultan

Kasr er Rumi

Soko Ait Musa

Aglau

Ungedjeme

Pass Bibauan 1150

Errumla

Ebene 150

KABYLE HOWARA

Grosser Wald von Arganbäumen

Atlas

W A D

Lehmboden mit vielen Schluchten

Bebaute Felder und Gärten

Tarudant

Soko Tlaza

Olivengärten

Wald von Arganbäumen

ULAD HAYKIA

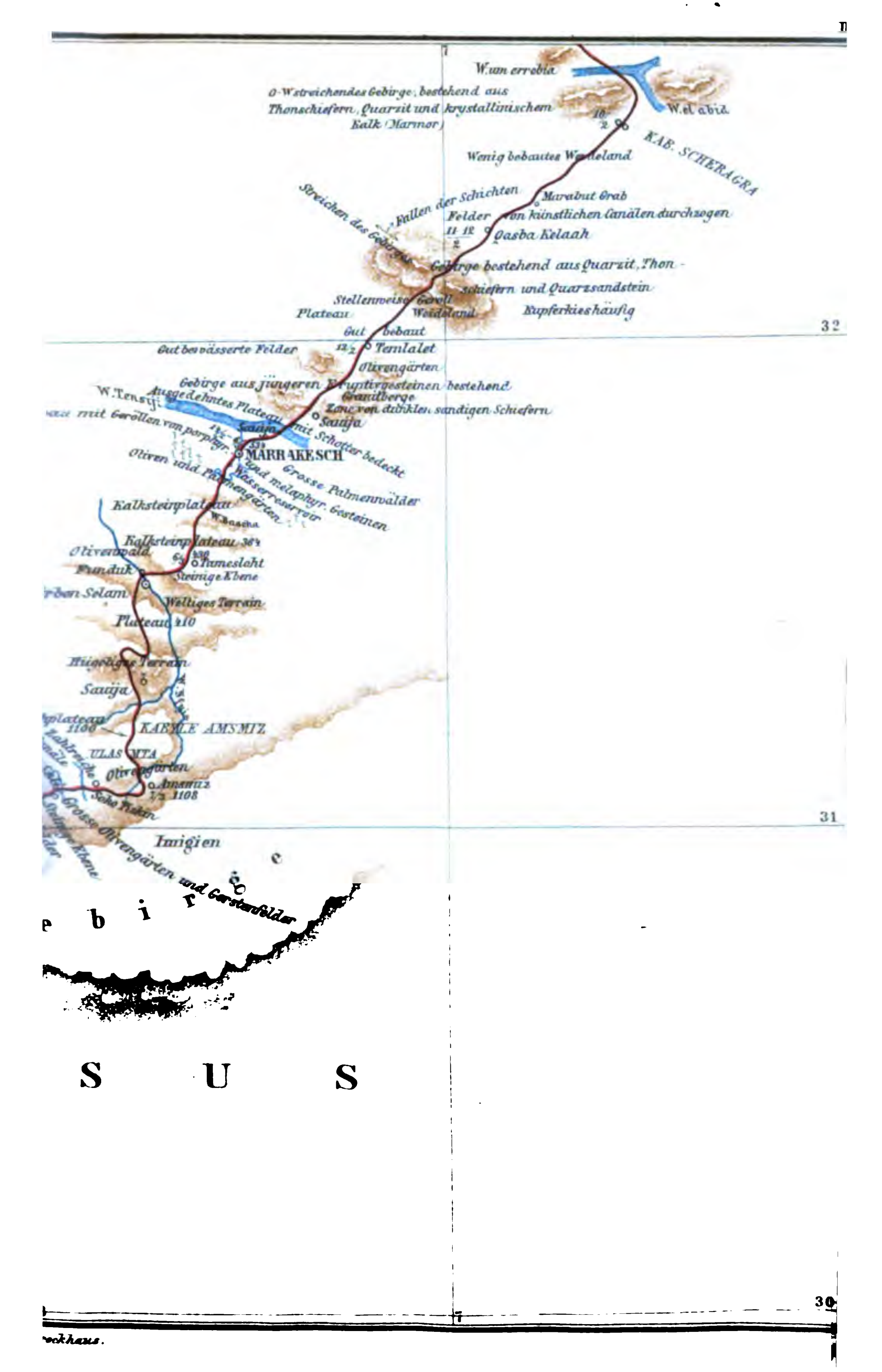
Gerum

ULAD JALUF

Mit Hecken umzogene Gerstenfelder

Said

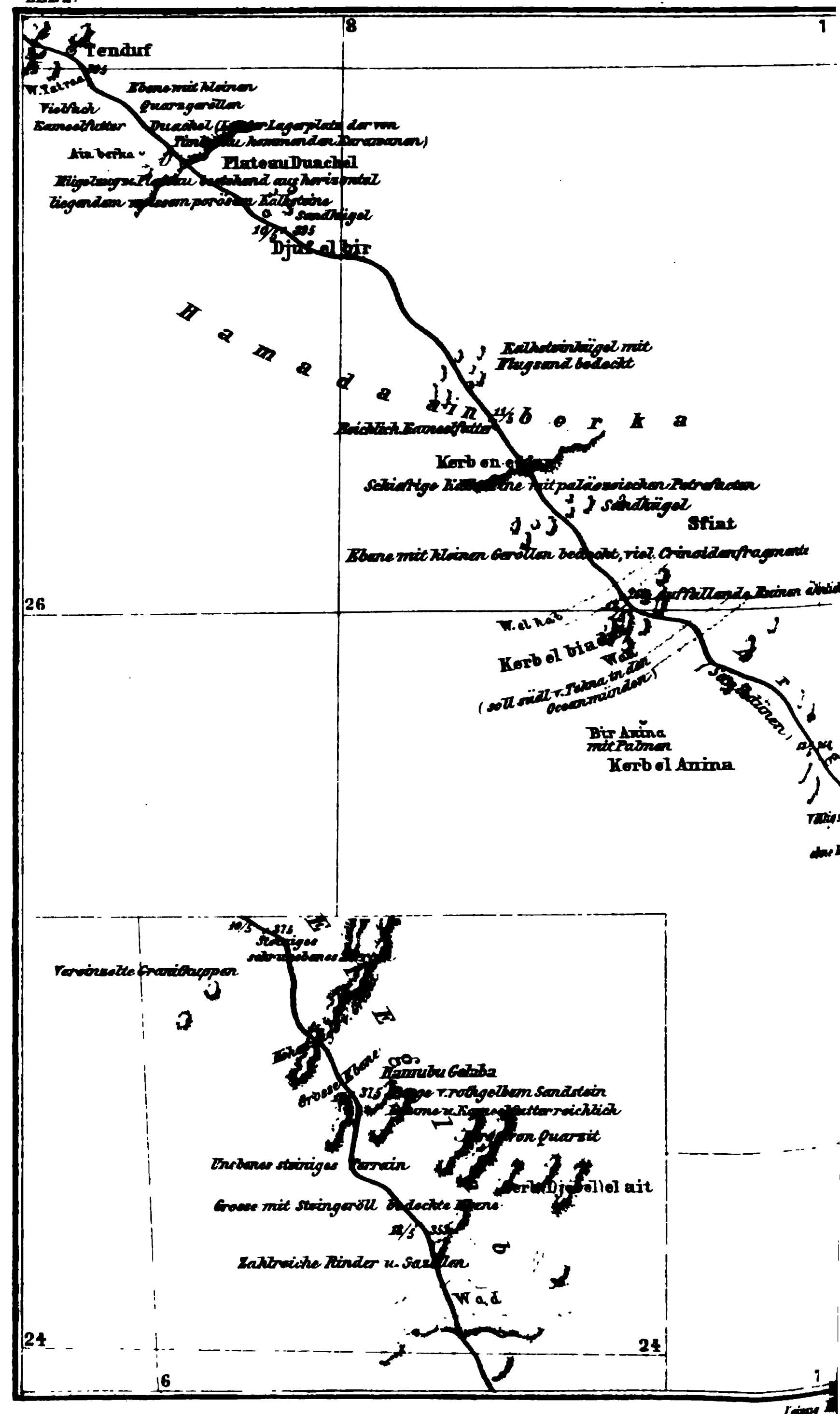
ULAD ERRUMLA


W. um errebia
O-W streichendes Gebirge, bestehend aus Thonschiefern, Quarzit und krystallinischem Kalk (Marmor)
W. el abid
KAB. SCHERAGRA
Wenig bebautes Weideland
Streichen des Gebirges
Fallen der Schichten
Marabut Grab
Felder von künstlichen Canälen durchzogen
Qasba Kelaah
Gebirge bestehend aus Quarzit, Thon-schiefern und Quarzsandstein
Stellenweise Geröll
Plateau
Weideland
Kupferkies häufig
Gut bebaut
Temlalet
Gut bewässerte Felder
Olivengärten
Gebirge aus jüngeren Eruptivgesteinen bestehend
Granitberge
W. Tensift
Ausgedehntes Plateau mit Schotter bedeckt
Zone von dunklen sandigen Schiefern
Sauija
MARRAKESCH
Oliven und Palmengärten
Grosse Palmenwälder
Kalksteinplateau
Kalksteinplateau
Tamesloht
Steinige Ebene
Welliges Terrain
Plateau 410
Hügeliges Terrain
Sauija
KABYLE AMSMIZ
ULAS MTA
Olivengärten
Amsmiz
Imigien
Grosse Olivengärten und Gerstenfelder
S U S
32
31
30

LENZ.

30

K A B


Tenduf
Ebene mit kleinen Quarzgeröllen
Vielfach Kameelfutter
Plateau Duachel
Sandhügel
Djuf el bir
H a m a d a
b e r k a
Kalksteinhügel mit Flugsand bedeckt
Reichlich Kameelfutter
Sandhügel
Sfiat
Kerb el biad
Bir Anina mit Palmen
Kerb el Anina
Vereinzelte Granitkuppen
Grosse Ebene
Berge v. rothgelbem Sandstein
Unebenes steiniges Terrain
Grosse mit Steingeröll bedeckte Ebene
Zahlreiche Rinder u. Gazellen
Wad
8
1
26
24
24
6
7

6

27

DR. OSKAR LENZ.

TIMBUKTU.

Sect. 4.

Von Tenduf nach El Eglab.

26

25

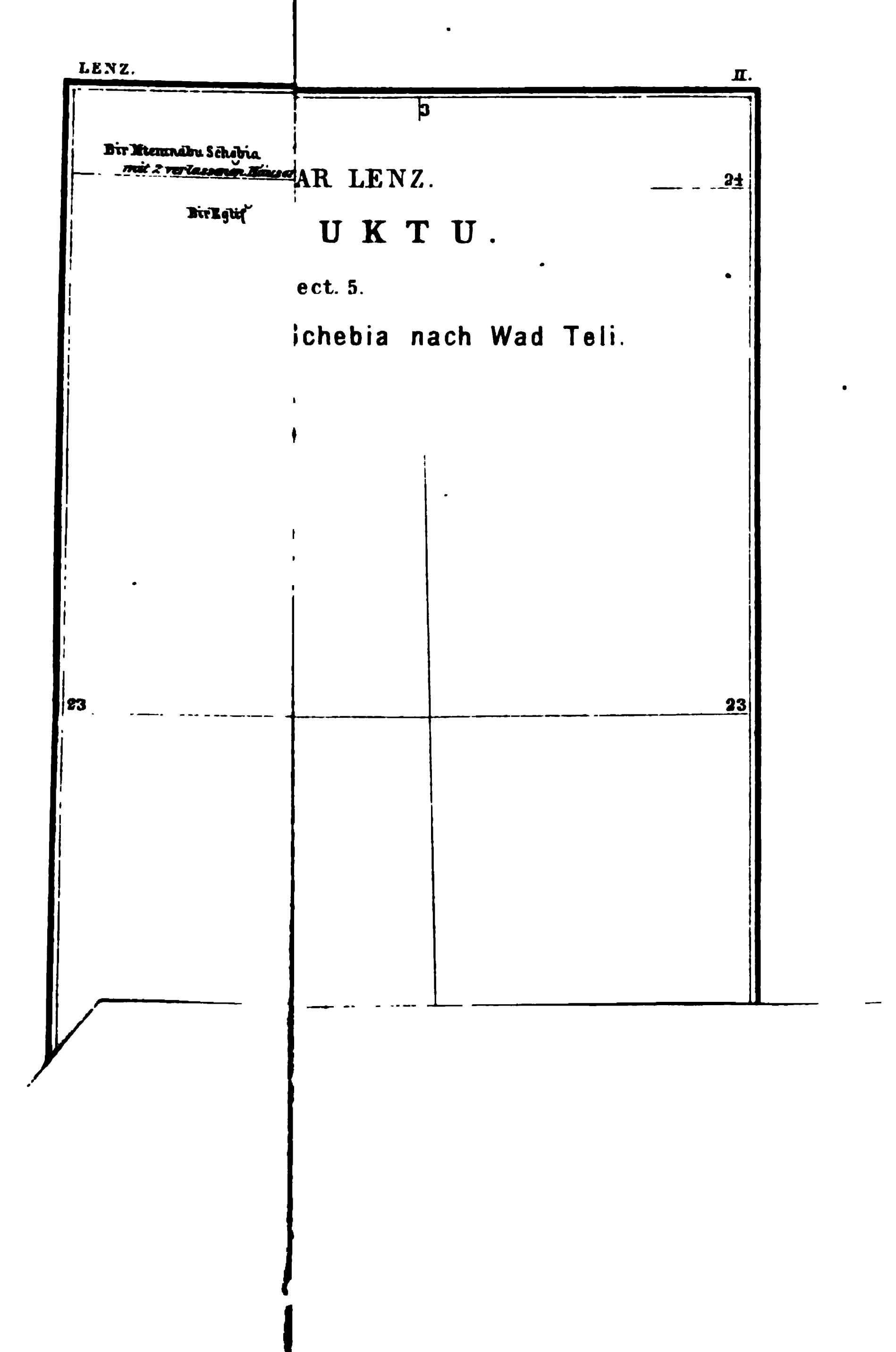
Bir el Abbas

Reichlich Kameelfutter

und Rindern

Vereinzelte Granitkuppen

6


LENZ.
II.
3
Bir Mtemnabu Schebia
mit 2 verlassenen Häusern
Bir Egli
AR LENZ.
UKTU.
ect. 5.
chebia nach Wad Teli.
24
23
23

DR. OSKAR LENZ.

TIMBUKTU.

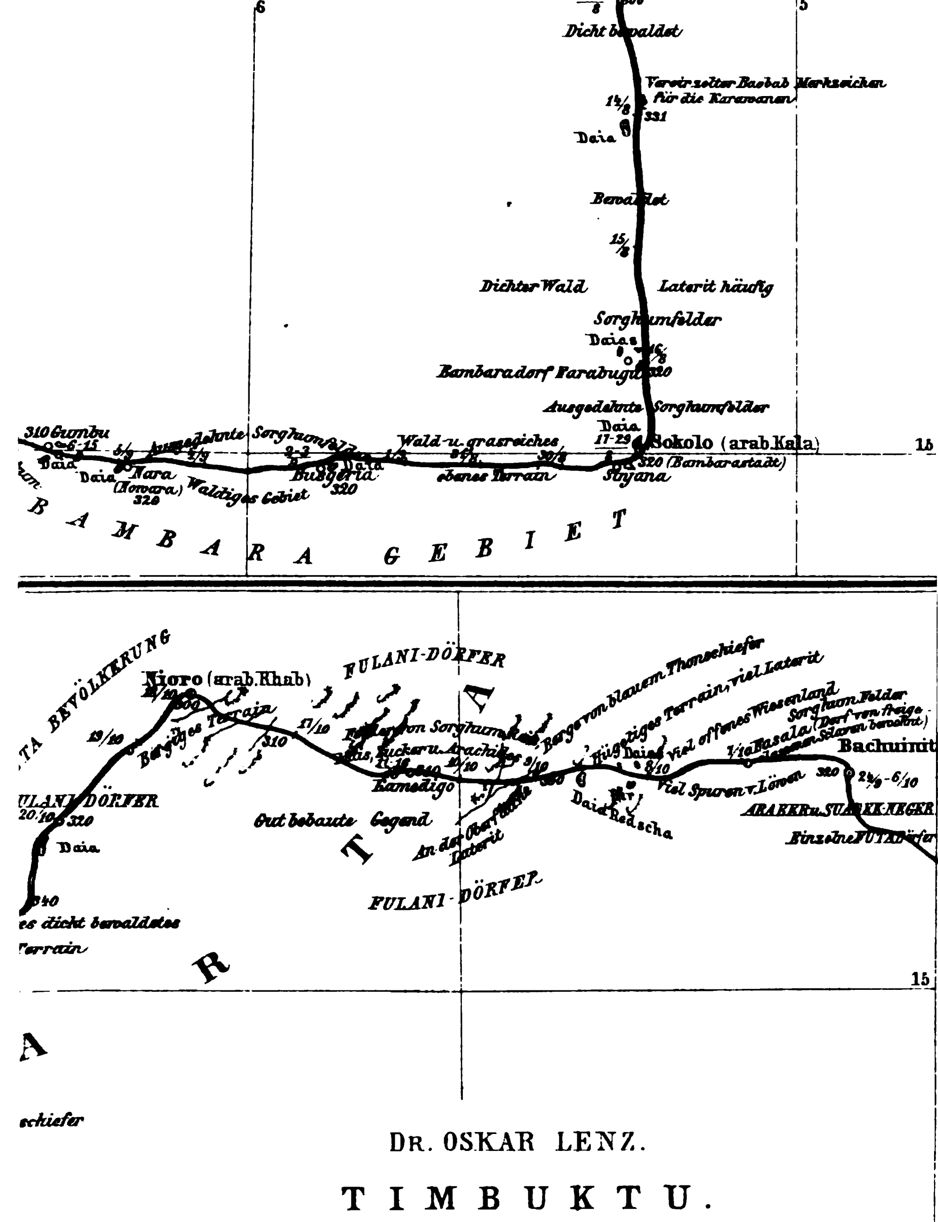
Sect. 6.

Von Wad el Dschuf nach Arauan.

Halfa und Kameelfutter
Vereinzelte Tamarinden
Terrain schwach wellenförmig
Hasseini
Sandige Ebene
Etwas gewelltes Terrain
Reichere Vegetation
Tamarinden
Bahassar
Berge in dieser Richtung zu sehen, welche den Namen Bahusuhum (Steinmeer) führen.
Von
18 18
TUAREG
Wellenförmiges Terrain mit reicher Vegetation
Viel Tamarinden u. Mimosen
Bir Tasntalhai
Bir Arusai
Bir Inalahi
Bir Tamanast
Bir mobila
Grosser Mimosenwald
Viel Wild
Wellenförmiges Terrain
KAB. EL UASRA
KAB. AULAD BUHAUTA
KAB. TUASCHI
KAB. DURSCHAN
ARABER
Landschaft Kontes der Scherif-familie El Bakey gehörig
KAB. RHEGAR
KAB. IS.
KAB. ESKAKNA
KAB. IATAZ
KAB. MUSCHIA
KAB. AULAD BAT
KAB. ITAUALI
Viel Wild
Unfruchtbares sandiges Terrain
Grosse Flächen mit Schutt von Ruinen bedeckt
TIMBUKTU
Viel Vögel und Insecten, auch Gazellen und Antilopen
Djebel Tahakimet
17 17

8
7
23/9
260
Tief gelegenes sandiges Terrain
22/9
180
21/9
200
Rassa
20/9
210
19/9
300
17-18
300
16
15
Zahlreiche kleine Ortschaften mit einer aus ARABERN u. SUANEK NEGERN
bestehenden Bevölkerung. Alle Dörfer sind mit ausgedehnten Sorghum u. Mais
feldern umgeben.
Viel Wa
Unbew
15
Gebirgiges Terrain
K
A
Steinpfiges Gebiet
Daia
An der Oberfläche
Daia
Gebirge aus blauem Thonschiefer
u. Sandstein, sowie Gabbro
Abstieg in das Stromgebiet des Senegal
Baumwollencultur
21-28 Oct.
Arachiden, Mais u. Sorghum
Ausgedehnte Sorghumfelder
Mais, Zucker
Medina, Ulad Chruisi
(ARABER)
Kundakari
100
Baumwolle, Erdnüsse
FUTA und SUANEK
Bevölkerung
2/11
Medina
80
11
10
Gebirgiges

11



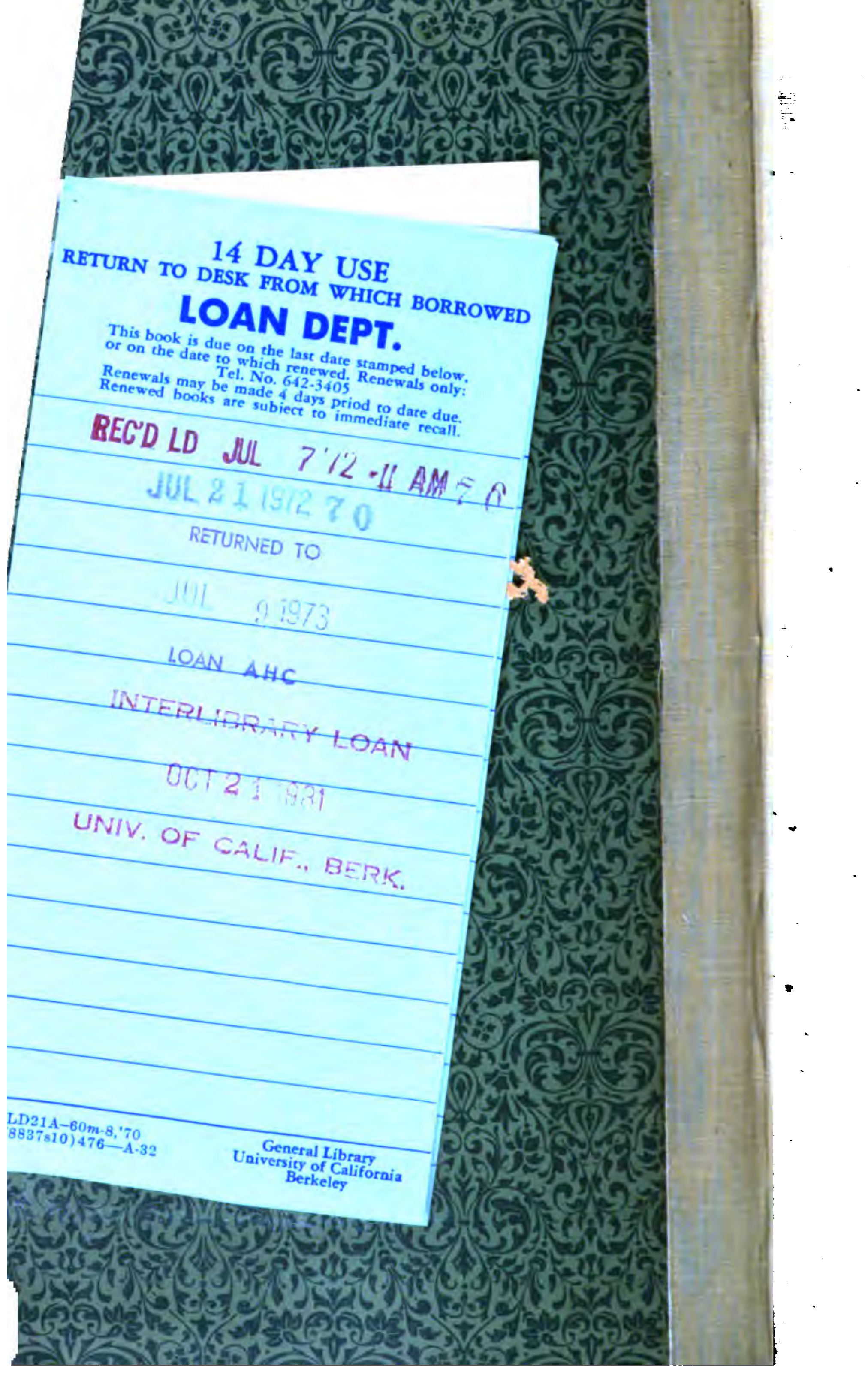
DR. OSKAR LENZ.

TIMBUKTU.

Sect. 8.

Von Bassikunu nach Medina.

Brockhaus.



14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days priod to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.
REC'D LD JUL 7'72 -11 AM 7 6
JUL 21 1972 7 0
RETURNED TO
JUL 9 1973
LOAN AHC
INTERLIBRARY LOAN
OCT 21 1981
UNIV. OF CALIF., BERK.
LD21A-60m-8,'70
(8837s10)476—A-32
General Library
University of California
Berkeley


YC 47884

